

Karwendeltrilogie

Auf- und Abstiege gestern und heute

Redaktion



Blick aus den Bayerischen Voralpen ins zentrale Karwendel

In den folgenden Beiträgen stehen sich zwei Erstbegehungen im Karwendel gegenüber. Die Nordostwand der Plattenspitze, durch die Günter Schweißhelm („Fips“) und Sepp Ritter 1977 den „Popien-Gedächtnisweg“ gelegt haben und „Die Hölle ist im Paradies“ durch die Nordwand der Grubenkarspitze von Christoph Martin und Hans Stegmeir, teilweise auch mit Ricarda Specker von 2007.

Wurde Fips‘ Route im „old style“ mit zwei Biwaks in einem Zug eröffnet, bedurfte die „Hölle...“ der Arbeit mehrerer Jahre. Bei gleicher Kletterlänge von 38 bzw. 39 SL unterscheiden sich die Schwierigkeiten erheblich: Hier meist V bis VI/A0, dort in den ersten 20 SL nie unter VI+, meist eher VII bis VIII. Hier Normalhaken, dort gebohrt, hier zügiges Emporkommen, dort Sisyphus-Arbeit mit zermürbendem Wiederkommen. Entscheide jeder, was ihm sympathischer erscheint.

Eines ist beiden gemeinsam, die offenbar fehlende Attraktivität für heutige Kletterer. Fips kommt auf ca. 20 Wiederholungen. Eine davon, die von Herbert Dietl und Willi Sigl, ist im Folgenden als Abdruck eines Artikels im „Alpinismus“ 1978 wiedergegeben.

Christoph's Weg hat noch keine. In zehn Jahren! Warum nur? Es gibt eigentlich nur die Erklärung, dass sich die überwiegende Zahl der Kletterer aus dem heute übergroßen Angebot die am engsten gebohrten Routen aussucht, mit dem besten Fels, dem bequemsten Abstieg und dem klingendsten Namen (letzteres war schon immer so). Und wenn Christoph von „moderater Absicherung“ spricht, hat er als echter Elbsandstein-Sachse wohl andere Hakenabstände vor dem geistigen Auge, als die meisten sie heute erwarten.

Wie sagte Helmut Kiene, Erstbegeher der „Pumprisse“, so schön? „Den Sturz wollt ihr verhindern, den Höhenflug verhindert ihr.“ Schade...

Der Aufstieg ist das Eine. Das Andere ist der Abstieg, der letztlich über den Erfolg eines alpinen Abenteuers entscheidet: Wirklich oben bist du erst unten. Es ist eine Binsenweisheit, dass eine erfolgreiche Bergtour erst im Tal als solche bezeichnet werden darf. Und wie oft hat die Sorge vor einem schwierigen Abstieg schon unbelastetes Gipfelglück beeinträchtigt. Grad das Karwendel ist bekannt dafür, dass brüchiger Fels, endlose Täler und unübersichtliche Formationen einer Unternehmung eine unwillkommene Erschwernis zufügen können. Dadurch wird diese Tour aber doppelt unvergesslich. Drei Beispiele für so ein gewissermaßen negatives Upgrade.

Plattenspitze – ein langer Weg

Günter Schweißhelm

Die Situation?

Die Alpen sind alpin übererschlossen. Logische, nicht gesuchte Erstbegehungen sind kaum noch zu holen, höchstensfalls in abgelegenen Gegenenden, wo kaum einer hinkommt. Neue Varianten, die wird es wohl geben, noch eine Weile, aber die sind oft dann gesucht, im Bruch, oder ziemlich schwer. Das Karwendel ist ein brüchiges Gebirge und von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen hauptsächlich für ausdauernde Wanderer geeignet. Solche Vorurteile sind keine Seltenheit in einer Zeit, in der manche Medien so laut tönen, dass man das eigene Wort kaum mehr versteht, geschweige ...



Günter „Fips“ Schweißhelm, 1977

Aktiv sein. Selber etwas untersuchen. So wie wir uns zu guten Verbrauchern entwickeln, werden wir alpine Abhaker, grasen ab, und die 100 Routen im extremen Fels von Walter Pause, so schön sie auch sein mögen, sind keine Vorschläge sondern ein Muss. Auswahlführer, wie die von Wiedmann oder Rebuffat, bringen die Abwechslung, und was danebenliegt ist für viele bestenfalls eine Ausweichtour – Alpinkonsumenten.

Eine Wand, 800 Meter hoch, gut 400 Meter breit, steil, meist fester Fels, nur 45 Minuten vom Auto entfernt. Ein Traum? Es gibt Tage, an denen laufen über 3000 Bergsteiger unter der Wand vorbei. Noch keine Route? Gibt es nicht! Uns war das auch schleierhaft. Seit fünf Jahren.

Mittwoch, 31. August 1977, vorher

Morgengrauen an der Engalm. Wir haben neben meinem VW-Käfer im Freien geschlafen. Jetzt verteilen wir unsere Ausrüstung auf dem Asphalt. Ganz schön viel, was man da vielleicht gebrauchen könnte. Wir

wählen aus. Die Sachen, die mitgenommen werden, kommen auf einen neuen Haufen. Sepp¹ baut seinen, ich meinen, dann gibt es noch einen für Material, von dem wir noch nicht wissen, wer es tragen soll. Noch ein wenig schlaftrunken bringen wir die Haufen durcheinander; schon geht die Sucherei von neuem los. Wir diskutieren unterdessen fleißig, was wir überhaupt einpacken sollen. Eigentlich ist alles klar. Wir setzen auf Durchstieg, in einem Zug, ohne lange Vorbereitungen.

In den letzten Jahren war ich ein paar Male in Richtung Gamsjoch aufgestiegen und hatte mir mit dem Fernglas die Wand angesehen. Eine schräg durch die Wand verlaufende Rampe verleitete uns zu der Annahme, dass die Wand selbst auch nicht zu steil wäre. Wir rechneten mit einer Kletterei im fünften Schwierigkeitsgrad und höchstens einem Biwak. Entsprechend wählten wir die Ausrüstung: zwei Halbseile 50 m, zwölf Haken, einen Liter Wasser für jeden und eine Daunenjacke, Verpflegung für einen Tag.

Auf dem Weg zur Wand. Kaum, dass wir gefühlte zehn Meter in einem Zug gehen. Immer wieder bleiben wir stehen, schauen hinauf. Rasch ziehende Nebelfetzen verdecken teilweise die Sicht. Wir versuchen uns Risse, Schluchten und sonstige markante Punkte einzuprägen. Wenn wir oben in der Wand sind, wird es aus sein mit dem Linienziehen, so einfach von unten nach oben.

Die ersten Seillängen

Noch ein wenig unschlüssig wegen des Einstiegs: Die Wand war viel steiler, als wir uns vom Tal aus so vorgestellt hatten. Ganz rechts, da schien es uns zu leicht, auch gab es viel Gras auf den Bändern. Noch weiter rechts müsste die alte Route verlaufen. Links eine Schlucht mit oben ausladenden Überhängen. Wir waren schon lieber für den zentralen Wandteil. Die Verschneidung unten sah ganz günstig aus, aber höher kaum eine Gliederung. Unsere suchenden Blicke verloren sich in glatten Platten.

Es ist immer wieder das gleiche Kribbeln, die Ungewissheit darüber, was noch kommt. Und dann wieder die beruhigende Stimme, die dir sagt: „Runter kommst du da auch wieder.“

¹ Joseph Ritter, Seilkamerad am Bonatti- und Walkerfeiler und anderen großen Touren, hatte sich 1976 am Pik Kommunismus alle Zehen erfroren, ging trotzdem noch bis zum 8. Grad.

Einbinden. Alles Routine. Einige Haken an den Klettergurtel gehängt, der Rest bleibt in den Rucksäcken. Standplatz bauen. Ein Quergang führt hinüber in den Verschneidungsgrund; fester plattiger Fels, es macht Spaß. Auch Sepp hat seine Freude an der folgenden Verschneidungsseillänge. Dann sitzen wir auf einem kleinen Köpfl und beratschlagen den Weiterweg. Über uns ein Felsriegel. Frei wird es schwierig werden. Links hinaus in die Wand? Sieht ein wenig moosig aus. Rechts zeigt der Riegel eine schwache Stelle. Ich probiere es gerade und will dann nach rechts queren. Zurück. – Vielleicht fehlt es an Mut. Sepp muss an der gleichen Stelle umkehren. Aber weiter rechts schwindelt er sich einen Überhang hinauf. Nur die schwarzen Sohlen seiner Stiefel sind zu sehen. Tapp, Ruhe, tapp-tapp. So geht es lautlos einige Minuten. Das Seil hängt frei hinauf. „Stand!“



Sepp Ritter in der ersten Seillänge

Die Rucksäcke, die Sepp nachzieht, schweben einen guten Meter von der Wand weg. Dabei steckt nur ein Zwischenhaken, und der kurz oberhalb vom Standplatz. Beim Nachsteigen ist mir gar nicht wohl. Aber es geht Schritt für Schritt.

Jetzt läuft es bei uns. Eine Steilrampe links aufwärts, dann Risse, ein Fels wie im Kaiser. Wir jubeln, kaum zu fassen, dass wir hier die Ersten sein sollen.

Steile glatte Platten. Die Kletterei wird schwer. Die Ungewissheit steigt. Und doch, jede schwere Stelle, die hinter uns liegt, gibt Auftrieb und Si-



Tiefblick 6. Seillänge

cherheit. Einmal ist Sepp in der Platte über mir kurz vor dem Wegfliegen, dabei steht er ganz ruhig, er spricht nur davon. Dann steigt er ein Stück höher, einige Zentimeter, nicht viel bei gut 800 Metern Wandhöhe, aber entscheidend, jetzt entscheidend, vielleicht, nein sogar sicher auch für später. Es muss rasch gehen: Sepp schlägt einen Haken. Zwei, drei Schläge, er war nur einige Millimeter eingedrungen und schon hält er sich daran fest. Mir läuft es kalt den Rücken hinunter. Der nächste Haken eine Handbreit höher sitzt richtig. Aufatmen.

Eine steile Wand, die oben leicht überhängt, und eine prima Sanduhr als Zwischensicherung. Wenn wir unserem Stil treu bleiben wollen, ohne großen Hakenaufwand, ist hier nichts zu machen. Ein kurzer Quergang rechts abwärts, dann folgen Leisten, die genussreich hinüber zu einer kleinen begrünten Nische führen. Ich steige hinein und lege ganz hinten drin eine große Sanduhr frei und kann eine dicke Schlinge durchfädeln.

Die Zeit ist wie im Flug vergangen. Es ist bereits 16:30 Uhr. Um 18:00 Uhr wird es dämmern. Wir lassen die Rucksäcke hier und präparieren noch zwei Seillängen. Der Weiterweg sieht günstig aus. Zurück zur Nische. Ein Fixseil lassen wir hängen. Wir richten uns häuslich ein.

Das erste Wandbiwak

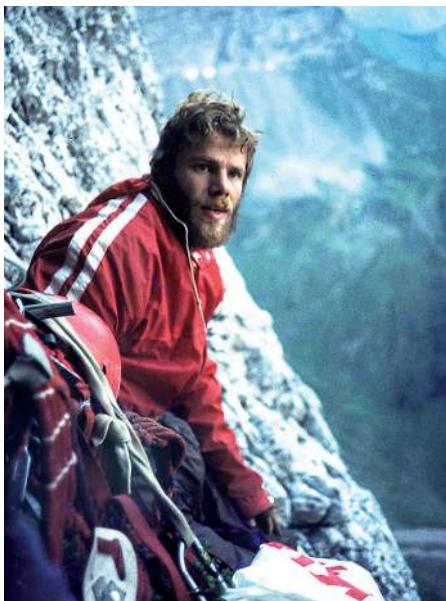
Wir schlagen noch zwei, drei Haken, spannen Reepschnüre dazwischen und hängen unsere Ausrüstung mit Karabinern daran fest. Plastiktüten sind hier von Vorteil. Die Erfahrung von fast vierzig Wandbiwaks kommt uns zu Nutzen. Nur aufpassen, dass nichts runterfällt. – Was weg ist, ist weg.

Über uns eine ebene Stelle für den Esbitkocher. Es gibt heute Tomatensuppe, angebratene Wurst, Wachauer Laiberl, Schokolade, heiße Zitrone... Nicht, dass es uns etwa schlecht gegangen wäre. Ein Teelicht gibt genügend Helligkeit. Sicher ist es vom Tal aus zu sehen.

Ein bisschen spinnen tun die schon. Setzen sich dort oben in der Wand hin, frieren. Plagen sich. Freuen sich dann, wenn sie wieder herunter sind. Könnten sie doch gleich haben. Oder?

Wir rutschen eng zusammen. Bleibt uns ja gar nichts anderes übrig, denn viel Platz ist hier nicht. Dann blasen wir die Kerze aus. Sternenhimmel. Dort unten an der Engalm ist noch Betrieb. Autolichter, die auftauchen, langsam verschwinden, manchmal verschwinden sie auch nur kurz, tauchen wieder auf. Wir schauen. Die Zeit scheint stehenzubleiben.

Es müssen Wolken aufgezogen sein. Die Sterne sind verschwunden. Ich spüre, dass die Beine nass geworden sind, wundere mich, dass Sepp noch döst, wo es doch regnet! Suche im Dunkeln nach der Taschenlampe, dann schlüpfen wir mit den Füßen in den Biwaksack und ziehen ihn hinauf bis zur Nasenspitze.



Sepp nach dem 1. Biwak

Donnerstag, 1. September 1977, der zweite Tag in der Wand

Es war ein grauer Morgen. Wolkenfetzen zogen von der Eng herauf, hüllten uns in dichten Nebel, gaben ab und zu den Blick wieder etwas frei. Wir kochten ein wenig Tee, aßen noch ein paar Bissen, packten das Geraffel zusammen.

Die ersten beiden Seillängen kannten wir ja bereits. Aber auch der Weiterweg bot vorerst keine Probleme, meist geneigte, glatte, geschlossene Platten, nur wenig Möglichkeiten zum Hakenschlagen. Das Standplatzbauen dauerte oft seine Zeit.

Inzwischen war auch schon der Punkt erreicht, an dem ein Umkehren eigentlich nicht mehr möglich gewesen wäre. Mit den verbliebenen Haken hätten wir jedenfalls nicht bis zum Wandfuß abseilen können. Wir vertrauten auf unser Glück



14. SL, immer noch recht steil

Wir erreichten eine Schlucht, stiegen links von dieser höher, wurden aber von überhängenden Wänden nach rechts gedrängt. Sepp erwischte es beim Schluchtüberhang mit dem Führen. Er musste sich ganz schön plagen, wie er da so über ziemlich lockere Blöcke hinaufschlich. Ab und zu fielen einige größere Steine herunter, und ich war heilfroh, dass mein Standplatz außerhalb der Falllinie lag. Nebel verhüllte die Sicht auf den oberen Wandteil und das, was noch auf uns wartete. Schließlich fing es ein wenig zu regnen an, dabei lief es mir so schon kalt genug den Rücken hinab. Endlich durfte ich nachsteigen.

Seillängen höher quer-ten wir in eine Höhle, in der auch ein kleineres Einfamilienhaus Platz gefunden hätte. Der abschüssige Boden war mit Tonnen von Geröll bedeckt. Ich bildete mir ein, einen Steinmann zu sehen, aber dann waren es doch nur ein paar Brocken, die zufällig so herumlagen. Mit einer Linksquerung erreichten wir eine steile Rampe, die wir bis unter einen ausladenden Überhang verfolgten. Ich wollte gerade nach links zu einer Kante queren, das nachgezogene Seil löste einige Steine und einer fiel Sepp genau auf seine Nase und verursachte eine kleine Platzwunde. Irgendwie brachte er es fertig, das Blut im ganzen Gesicht zu verteilen. Jedenfalls sah er ganz schön schlimm aus, als er zu mir heraufstieg.



28. SL, nur 1 Zwischenhaken

Er führte aber gleich wieder die nächste Seillänge und wir erreichten den Anfang einer Schlucht. Wie hoch sie war, das konnten wir bei dem Nebel und der hereinbrechenden Dämmerung nicht ausmachen. Weit war es bestimmt nicht mehr zum Gipfel, dachten wir. Immerhin hatten wir nun bereits 29 Seillängen hinter uns. Zwar waren einige etwas kürzer ausgefallen, trotzdem, irgendwann musste diese Wand doch ein Ende haben. Es gab hier einen schmalen Platz zum Liegen, und was noch viel schöner war, ganz hinten in der Rinne war eine Pfütze voll Wasser.

Das zweite Biwak

Zum Abendbrot saßen wir also dort hinten im Eck. In das Wasser schütteten wir einen Beutel voll Brausepulver, knieten nieder und schlürften die Pfütze aus. Eine letzte Büchse mit Rindfleisch machten wir auf

dem Esbitkocher warm, dazu hatten wir noch einen Kanten Brot. Wie wir so dahockten, polterte es oben. Ein Stein fiel herunter, genau dorthin, wo wir uns für die Nacht eigentlich hinlegen wollten.

Inzwischen war es dunkel geworden und der Kerzenschein warf lange Schatten hinaus in den Nebel. Wir warteten, bis sich wieder etwas Wasser in der Vertiefung angesammelt hatte, tranken noch einmal. Dann setzten wir uns hinüber an unseren Platz, vorsichtshalber nicht mehr an den bequemen dort draußen, wo wir hätten liegen können, sondern auf eine abschüssige Leiste unter einem kleinen Überhang an der rechten Schluchtsseite. Es war nicht gerade bequem und ich konnte ewig nicht einschlafen.

So etwa um 23 Uhr kam wieder ein Stein die Schlucht herab und knallte neben uns auf. Wenn ich schon geschlafen hätte, wäre das vielleicht nicht einmal aufgefallen. Ich weckte Sepp und wir verlängerten die Selbstsicherung und stiegen im Dunkeln etwa zehn Meter in der steilen Rinne höher. Leicht ist uns das nicht gefallen. Dort unten hatten wir wenigstens sitzen können, aber hier? Ich lehnte mich in einen Riss und Sepp kauerte bei meinen Füßen. Mit der Ruhe war es jetzt auch vorbei; ständig schliefen mir die Beine ein und kalt wurde es auch. So um 3 Uhr hörten wir plötzlich Gepolter, ewig weit weg. Das Krachen wurde immer lauter. Bange Sekunden. Wir pressten unsere Köpfe fest an den Fels, hätten uns am liebsten verkrochen, aber es gab keine sichere Deckung.

Dann schlug es ein. Gesteinssplitter flogen herum. Es waren ordentliche Kaliber dabei. Von unten, wo noch die Ausrüstung lag, hörten wir Karabiner klinnen.

Plötzlich war der Spuk zu Ende. Es stank nur noch nach Schwefel. Bis auf wenige kleinere Steine, bei deren Surren wir aber immer wieder zusammenzuckten, blieb es die Nacht über ruhig.

Am Morgen, als wir wieder hinabstiegen, fanden wir an unserem alten Biwakplatz einen großen, frischen, hellen Fleck mit Gesteinsmehl. Was wäre, wenn wir hier geblieben wären? Uns schauderte.

Freitag, 2. September 1977, der dritte Tag

Fort, nur schnell fort! Wir zogen rasch die warmen Sachen aus und packten die Rucksäcke. Dabei stellten wir fest, dass mein neues Seil und zwei



33. Seillänge – brüchiger Quergang in leichteres Gelände

Reepschnurschlingen von den Steinen beschädigt waren. Mist! Wir nahmen uns auch nicht mehr Zeit, noch ein paar Bissen zu essen. Es war eh fast nichts mehr da. Fort, nur schnell fort von hier! Die nächsten drei Seillängen rannten wir nur so in der steilen Schlucht hinauf. Von den kurzen, senkrechten Aufschwüngen ließen wir uns nicht aufhalten. Oben in der Rinne lag ein altes Schneefeld, es taute auch bei Nacht; daher der Steinschlag.

Über eine brüchige Rampe querten wir nach rechts hinaus auf einen Seitengrat. Für kurze Zeit gab der Nebel den Blick zum Gipfel frei. Es war noch ein gutes Stück, aber jetzt spürten wir ganz sicher, dass wir es schaffen würden. Die Spannung, die uns seit zwei Tagen gefangen genommen hatte, fiel ab wie eine schwere Last. Wir fühlten uns frei, den Nebelschwaden gleich. Nach kurzer Rast stiegen wir die letzten Seillängen zum Gipfel. Zehn Seillängen waren es heute gewesen, 39 insgesamt, und nur etwa 30 – 35 Zwischenhaken haben wir geschlagen. Verblieben war nur eine Hand voll.

Wir lagen am Grat, alle Viere von uns gestreckt, zwischen uns verstreut, Seile Haken Schlingen – über uns der blaue Himmel. Gleich den Wolken schienen auch alle Lasten, Probleme und Schwierigkeiten, alles Weltliche dort unten geblieben zu sein, es gab nur noch uns und die Sonne. Sepp tat sein rechter Fuß weh. Seit man ihm vor einem Jahr rechts alle Zehen amputiert hatte, war dies die erste längere Tour gewesen.

2. und 3. September 1977, Abstieg

Die Tour war hier noch nicht zu Ende. Vor uns lag ein langer, langer Abstieg, der noch zwei Tage dauern sollte: Den Versuch, nach Süden abzusteigen, brachen wir ab. Seilfrei über die SW-Wand (IV) aus dem Spritzkar und den Südgrat auf die Platten spitze, drittes Biwak in feuchten Klamotten, Nebel, Überschreitung der Grubenkar spitze, Abstieg durch die Spindlerschlucht.

Nachwort des Autors:

Damalige Bewertung war 6 und 6-, meist 5, 1 Stelle A0, 38 Seillängen. Die Route wurde zu einer Zeit begangen, als die Alpinskala noch auf sechs Schwierigkeitsgrade beschränkt war, mit all den damit verbundenen Nachteilen. Spätere Begeher, die es sicher wissen sollten, haben die Schlüsselstelle mit 8- bewertet. Die eine A0-Stelle ist auf ein kurzes Ruhen von Sepp am Haken zurückzuführen. Im Nachstieg habe ich diese Stelle frei bewältigt. Dafür habe ich im Quergang der 10. Seillänge Unterstützung durch Seilzug gehabt und Sepp ist den Quergang frei gegangen.

Wir kletterten noch mit älterer Ausrüstung, schweren Bergstiefeln. Aus heutiger Sicht wirkt es fast verrückt, sich mit diesem Schuhwerk in solche Schwierigkeiten zu begeben. Die Verwendung von Bohrhaken war für uns tabu. Wir suchten einen natürlichen, gangbaren Weg und nutzten jede passende Gelegenheit für einen sicheren Standplatz. Der Nachsteiger entfernte die geschlagenen Haken wieder, meist nur zwei bis drei pro Seillänge. Keile oder Friends wurden nicht verwendet. Insgesamt wurde nur eine Handvoll Haken zur Markierung belassen. Spätestens nach dem ersten Biwak hätte die mitgeführte Ausrüstung nicht mehr für einen problemlosen Abstieg gereicht. Es war eine feste Zuversicht, die Erfahrung aus vielen Bergfahrten, die uns nach oben führte, obwohl wir uns auch des Risikos dabei bewusst waren.

Die ersten vier Begehung wurden von Bayerländern durchgeführt, mit jeweils einem Wandbiwak. Die Bewertungen der ca. 20 Wiederholer reichten je nach Erfahrung von super bis fürchterlich, aber alle waren sehr beeindruckt. Die heute vielbegangene Route „Im Schatten der Sphinx“ kreuzt unsere Route einmal. Sie ist mit 8- bewertet und mit vielen soliden Bohrhaken ausgestattet. Die ersten 19 Standplätze sind zum Abseilen vorbereitet.

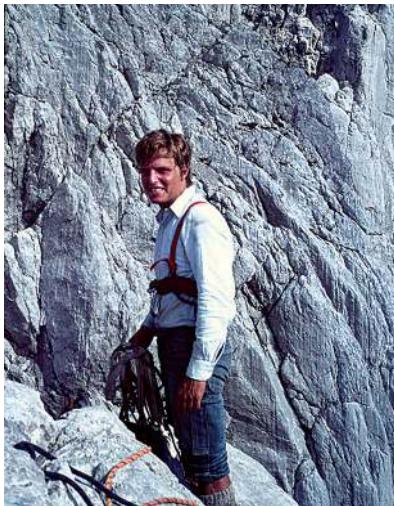
Plattenspitze Nordwand

Fast eine Kaisertour im Karwendel

Herbert Dietl

Das Bier . . . Was haben wir da gestern ausgeheckt? Die Nordwand der Plattenspitze im Karwendel? Hm. Gings nicht eine Nummer kleiner? 36 Seillängen, mit üppigen sieben Zwischenhaken bestückt, von Standhaken nicht die Rede, das soll schön sein? Jawohl, ist es, sagt Fips, und der muss es wissen, denn er hat die Tour vor einem Jahr mit seinem Kameraden Sepp erstbestiegen. Eine gewaltige Mauer über dem Enger Grund, zwischen Grußenkar- und Spritzkarspitze gespannt, plattig, wie der Name deutlich macht, und der Fels fest wie in einer Kaiserwand, zumindest in der ersten Hälfte.

Lass dich überraschen, denk ich mir, hochzeitgeschwächt noch um Auftrieb ringend. Zart keimende Vorfreude lässt sich jederzeit durch einen Blick auf die lange Anstiegsbeschreibung ersticken. Wohl tut da die lärmende Fröhlichkeit im übervollen Auto, die Blödeleien des Vitalisten Peter¹, Wastis² souveräner Optimismus und der bissige Witz des bewährten Partners Willi³. Umso wohler, als sich bei Erreichen der Eng bereits die Dämmerung über die Gipfel legt. Und wer wollte behaupten, dass sinkende Nacht im Gebirge je eine Einladung zu schwerer Kletterei darstellen würde. Sechs Uhr; noch funkeln Sterne, doch schon überall die verheißungsvollen Zeichen eines schönen Morgens. Ein Prachttag zieht herauf. Vorbei ist der Spuk. Was war los mit dir gestern, du Unke! Schau doch, wie sie dir zuwinkt, die Plattenspitze, dir, dem König der Berge! Und erheblich flacher ist sie auch geworden über Nacht.

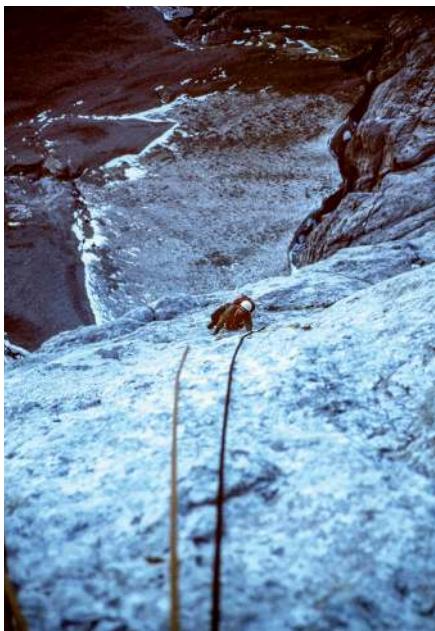


Willi Sigl

¹ Peter Pruckner, derzeit Hüttenwirt am Stahlhaus, Hoher Göll.

² Sebastian Schrank, bekannter Cartoonist, zeichnet „Gämschen klein“ im „Panorama“.

³ Willi Sigl, verunglückt 14.7.1979 im Kaukasus.



Erste Schlüsselseillänge

die Haken, in hämischer Trotzfreude. (Was leider nicht heißt, dass man die Haken nicht wirklich bräuchte.)

Nach leichterer, genussreicher Rampenkletterei erreichen wir die Schlüsselseillängen. Hoppla, die schaun aber unsympathisch aus: steil, sehr geschlossen und plattig. Sowohl Erst- als auch Zweitbegeher wussten die Schwierigkeiten eindrucksvoll zu schildern. Uns beeindrucken sie auch, mehr aber noch Eleganz und Schönheit dieser Platten und Reibungskletterei. Fips hat recht: Bisher war noch kein lockerer Griff mehr zu finden als in einer Kaisertour. Seltsam. Ein Kilometer weiter rechts, im selben Gratverlauf, in der Laliderer Nordwand, weiß man oft nicht, was man guten Gewissens in die Hand nehmen darf. Eine Kaisertour im Karwendel.

Ein fallender Seilquergang bringt in die kleine Biwaknische der Erstbegeher, honoriert von einem Blechmusiktusch aus dem Tal. Wie? Nicht für uns? Da sehen wir erst den Menschenwurm, der sich über das Hohljoch in die Eng zieht. Karwendelmarsch! Scharnitz-Achensee, kei-

Im Ernst: Wie steil die Wand ist, lässt sich erst in ihr selber ermessen, der Blickwinkel aus der Eng, der eine liegende Plattenflucht vorgaukelt, trügt. Wirklich senkrechte Stellen sind allerdings selten, Überhänge werden beinahe immer umgangen. Die richtige Kletterei also für den, der mehr Gleichgewichtsgefühl als Bizeps einsetzen muss. Quergang, Verschneidung, Quergang und die erste sehr schwierige Stelle. Einer der sieben Haken steckt hier in einem kleinen Überhang, für Wasti und Peter, das Pumpriss- und Yosemite-bewährte Team, bestenfalls ein Hinweis, auf der rechten Loipe zu sein, denn Rotpunkt ist die Devise, für mich ein stählernes Kleinod. Seit der Rotpunktbewegung fasst man doch viel bewusster und absichtlicher in Grad extra. (Was leider nicht heißt,

ne Kleinigkeit. Für die Besten ein Weg von wenigen Stunden, für den Durchschnitt eine Härteübung, eingepfercht zwischen einigen tausend Gleichgesinnten. Da gefällt es uns hier oben besser, auch wenn der Fels langsam karwendelig, sprich brüchig wird.

Zu Beginn der Dämmerung gelangen wir über eine nerven-zehrende, lockere Steilstufe in der schon von unten sichtbaren, mietshausgroßen Höhle an. So lange wir auch suchen, es findet sich kein ebenes Plätzchen. Dafür aber Schutt, den man zu einer Terrasse planieren kann. Wir graben und schieben und pflastern und polstern, bis das Schlafzimmer in dem riesigen Dom perfekt ist. Die Sterne leuchten uns in die Biwaksäcke, in einer Nische zischt Schneewasser auf zwei Töpfen, Tee und Zigaretten dampfen um die Wette. Hingegebene Nachlust, zuversichtliche Vorfreude auf den nächsten Tag, nichts drückt uns. Weder Steine noch Sorgen. Noch immer klettern wir, die schwierigen Seillängen lassen wir uns auf der Zunge zergehen . . . Weißt schon, die Stelle unter dem Titanhaken mit dem gelben Schlängerl, die war ganz schön komisch. Nichts zu greifen, nicht zu treten. Aber irgendwie geht es natürlich doch immer, sonst säßen wir ja nicht hier, und darauf gönnen wir uns noch einen Schluck lasche Schmelzwasserbrause.

Bevors endgültig in die Betten geht, müssen wir noch die lästige Umzieherei besorgen. Es ist schon sehenswert, was sich da so stapelt. Es würde unserer Sportbekleidungsindustrie nicht gefallen: Peters Khakihose, die er im Yosemite einem bezechten Amerikaner für einen Dollar abgehandelt hat (ich kenne ihn allerdings auch im Tal in keiner anderen Hose), Willis Pulli, der irgendwann in ein Mottennest gefallen sein muss, Wastis EBs, die ihn fast zum Barfußkletterer machen. Da passt die Umstandshose meiner Frau gut dazu, die ich in letzter Sekunde aus der Kleidersammlung gerettet habe,



Zweite Schlüsselseillänge



Brüchige Verscheidung gegen Ende der Hauptschwierigkeiten

und die besser zum Klettern taugt als alles, was ich bisher ausprobiert habe. Und der Olivparka, den mein Bruder (heuer wird er 41) in der Abiturklasse gebraucht erstanden hat.

In warmen Daunensachen driften wir dann hinüber ins Yosemite, Wasti und Peter träumen von der Salathe am El Capitan, vom Big-wall-climbing, malen Bilder von schlimmen Schlingenbiwaks und von der schleichen den Zermürbung der Moral nach einigen Tagen in diesen Mauern... und dazu scheint der Mond aufs Karwendel, das schönste Gebirge der Welt.

Am nächsten Morgen regnet es. Wir schauen eine Weile ins trübe Gnie sel und hadern mit der Wettervorhersage! Die Sterne hätten auch nicht so übertreiben müssen, wenn's dann doch umschmeißt. Zur Nässe kommt, dass der Fels nun endgültig seine Zugehörigkeit zum Karwendel gesteht. Ein sauberer Stil schadet hier nicht. Der Regen hört nach einer Weile auf, lässt sich aber gleichwertig durch Schmelzwassergetropfle von den Schneefällen der letzten Woche vertreten. Eine Rampe, in der Beschreibung mit IV+ eher den Nebensächlichkeiten zugeordnet, wird als sehr anregend empfunden.

An ihrem Ende drücken wir uns die Augen in den Kopf zurück und packen den Abschlussüberhang an! Eigentlich hält jeder Griff, aber es ist schon verbotenes Zeug, dem man sich stellenweise anvertrauen muss. Der Fips kann was zu hören kriegen, von wegen Kaisertour und fester Fels! Aber noch während wir uns erbosen, legt sich die Wand schlagartig zurück. Naja, wenn jetzt nichts Steileres mehr kommt, dann darf es ruhig ein bissel brüchig sein. Dann stimmt das mit dem festen Fels doch; denn locker ist es erst gestern kurz vor der Biwakhöhle geworden, und heute waren ja nur noch wenige Stellen schwer.

Seilfrei mühen wir uns eine letzte halbe Stunde zum Gipfel. Ge- schafft! Ausschwirren, Rasten, Schauen, Freude. 36 Seillängen war der Weg lang, rund 15 Zwischenhaken haben wir zu den sieben vorhandenen dazugeschlagen und etwa 70 Standhaken (und wieder mitgenommen). Das braucht seine Weile. So richtig das Anstiegsblatt die Route ganz allgemein beschreibt, ein Satz stimmt im Besonderen: Am Gipfel wartet ein langer Abstieg.



Nicht immer sehr beliebt: Abstiege im Karwendel, hier nach „Inferno & Ekstase“

Unser langer Abstieg von der Plattenspitze

Günter Schweißhelm

Abstiege sind oft der undankbare zweite Teil einer Bergtour. Sie sind selten das Ziel, mehr das notwendige Anhängsel und meist schnell vergessen. Es gibt mitunter aber auch Abstiege, die brennen sich richtig in das Gedächtnis ein:

Freitag, 2. September, 1977, der dritte Tag am Berg

Es war kurz vor 10 Uhr. Wir lagen am Grat, alle Viere von uns gestreckt, zwischen uns verstreut, Seile, Haken, Schlingen... über uns der blaue Himmel. Gleich den Wolken schienen auch alle Lasten, Probleme und Schwierigkeiten, alles Weltliche dort unten geblieben zu sein, es gab nur noch uns und die Sonne.

Sepp Ritter und mir war ein großer Wurf gelungen, die erste Begehung der Nordwand der Plattenspitze in gut zwei Tagen, mit 38 Seillängen und Schwierigkeiten, die bis an den achten Grad heranreichen, und das mit Bolterschuhen, ohne moderne Sicherungsmittel wie Bohrhaken und Friends.



Sepp, vom Steinschlag gezeichnet

Sepp tat sein rechter Fuß weh. Seit man ihm vor einem Jahr rechts alle Zehen amputiert hatte, war dies die erste längere Tour gewesen.

Wir berieten kurz über den Weiterweg. Eigentlich hatten wir vor, über den Grat zur Grubenkar spitze zu steigen und dann weiter hinüber zur Spindlerschlucht zu queren. Das wären dann sicher noch gute vier Stunden bis zur Falkenhütte. Hier war mit keinen größeren Schwierigkeiten zu rechnen. Sepp schaute seinen Fuß an. Wenn es nicht unbedingt sein musste? Und die anderen Abstiege? Der Führer lag unten im Auto, aus Gewichtersparnis. An

einen Weg konnte ich mich noch erinnern, der hinunter zum Hallerangerhaus führt. Allerdings war diese Beschreibung vom Hauptgipfel aus und wir waren am Ostgipfel gelandet. Eine fatale Verwechslung.

Vor uns lag im Süden, in nächster Nähe, ein Kar mit langen Geröllhalden. Das könnte das Spritzkar sein. Soweit stimmte die Orientierung: Wir wussten auch, wo das Grubenkar lag; jenseits des Hauptgipfels der Plattenspitze. Was wir aber nicht ahnten war, dass der schnellste Abstieg nicht durch das Spritzkar führte, sondern durch das Grubenkar. Wir hätten also auf jeden Fall dem Grat ein gutes Stück weiter nach Westen über den Hauptgipfel der Plattenspitze folgen müssen. Hätten! Aber hinterher weiß man ja vieles besser.

So aber stiegen wir über leichte Felsen direkt nach Süden ab. Wir sprangen vor lauter Übermut in weiten Sätzen die Geröllhalden hinab und bildeten uns immer noch ein, rechtzeitig zum Mittagessen das Halleranger-Haus zu erreichen.

Wasser! Frisches klares Wasser. Zwischen den Steinen rann es hervor und plätscherte über Platten, um weiter unten wieder zwischen Steinen zu versickern. Wir warfen die Rucksäcke hin, beugten uns nieder, tranken, tranken bis es in unseren Bäuchen nur so gluckerte.

Aufkommende Müdigkeit. Das Aufstehen fiel uns schwer. Weiter! Bei den ersten Latschen folgten wir einer Rinne, suchten nach Steigspuren, fanden aber keine. Nach einigen hundert Metern kam ein steiler Abbruch. Ich weigerte mich. Sch... Zurück!

Wir querten Latschenhänge, stiegen über die Äste, schoben uns zwischen den Zweigen hindurch, zerkratzten uns Arme und Beine. Eine zweite Wasserrinne brachte uns rasch tiefer. Vorhin hatte ich noch geglaubt, am linken, östlichen Hang einen Weg zu sehen. War wohl nichts, nur Schutt, Sand, keine Steigspuren. Aber dort rechts?

Wir wollen es hier versuchen. Das Schneefeld im Talgrund war hier ziemlich steil. Angst vor dem Durchbrechen in den darunter fließenden Bach. An etlichen Stellen wies der Firn schon tiefe Löcher auf. Tatsächlich fand sich hier ein schmaler Steig. Wir benutzten ihn ein Stück, er verlor sich in einem lehmigen Steilhang. Es war wohl nur ein Gamps pfad. Den Latschen ausweichend stiegen wir hinab in das enge, tief

eingeschnittene Bachbett. Glattgewaschene Felsen, über die das Wasser dahin rauschte, über Kaskaden, zwei, drei manchmal auch zehn Meter hinabstürzend. Dazwischen kleine Gumpen, glasklar bis auf den Grund. Die Sonne ließ die Wassertropfen aufblitzen. Das helle Gestein und die Wassertropfen blendeten. Den ganzen Körper durchfloss eine wohlige Wärme.

Wir kletterten über grifflose Platten, hüpfen zwischen den großen runden Steinen, um nicht nass zu werden. Vor uns lag die enge Spritzkarklamm. Sepp redete etwas von Abseilen. „Mich bringst du da nicht runter!“, meine Antwort. Wir diskutierten um das Für und Wider. Zurück, hinauf in die Latschen? Es musste sein!

Wir hangelten an Ästen, stiegen dazwischen, darunter und darüber hindurch, schnauften, keuchten, querten steile Rinnen, blieben manchmal eine kurze Strecke in ihnen hinauf und abwärts, fast oder auch ganz senkrechte Schrofen konnten uns nicht aufhalten. Wir blieben westlich oberhalb der Klamm und kamen dem Vomper Loch langsam näher. Dort drüben, vielleicht nur noch einen Kilometer weg, war ein breiter Wanderweg. Nie hatte ich mich so nach einem Weg gesehnt ...

Vor uns brach eine Wand ab, mehr als hundert Meter senkrecht, Bruch. Uns fehlte hier die Übersicht. Wir suchten nach einem Platz, von dem aus wir besseren Einblick hätten, weiter oben am Hang. Jedes Mal, wenn wir einen Absatz erreichten, schloss sich ein neuer Aufschwung an. Nur der Überblick wurde nicht besser. Ich schwitzte, fühlte mich elend, müde, war wütend, schimpfte ...

Es hat überhaupt keinen Sinn, die Latschen nehmen doch kein Ende, kommen wir hier überhaupt durch? Hinaufsteigen bis oberhalb der Baumgrenze? Nein, die lag noch Stunden weit von hier entfernt. Abseilen über die Schrofen? Mir fielen Allgäuer Schrofenhänge ein. Mit Sichern ist da nicht viel drin, jetzt wo wir so schlapp waren. Wir setzten uns nieder, und selbst die hier zahlreichen roten Preiselbeeren wollten nicht mehr recht schmecken. Der Mund war wieder trocken und die Zunge klebte am Gaumen.

Es hatte keinen Sinn. Wir stiegen mühsam zurück ins Spritzkar, ließen die Köpfe hängen, jeder Schritt fiel uns schwer. Zurück, den ganzen Weg zurück!

Wir saßen zwischen den Steinen im Bachbett und verstanden die Welt nicht mehr. Durch so eine Riesenwand sind wir raufgekommen, die ersten auf einer so großartigen, schwierigen Route, und am Spritzkar sollten wir scheitern?

Sepp versuchte mich zu überreden, es jetzt doch durch die Klamm zu versuchen. Nein! Da blieb ich hart. Im Geiste sah ich mich schon bis zum Bauch im eiskalten Wasser stehen, das Seil von der letzten Abseilstelle abgezogen. Dort unten würde uns niemand mehr finden ...

Wir füllten die Wasserflaschen, tranken noch einmal, schulterten unsere Säcke und trabten langsam wieder das obere Spritzkar hinauf. Es war jetzt bereits 15 Uhr. Wir hatten immer noch ein wenig Hoffnung, heute noch das Halleranger-Haus zu erreichen. Nach links auf den Südgrat der Plattenspitze zog eine steilere Schlucht hinauf. Vielleicht könnten wir etwas abkürzen?

Irgendwie musste der Misserfolg doch verdaut werden. Wir wurden schneller. Nichts schien uns mehr aufzuhalten zu können. Der Fels in der Steilrinne war fest, bombenfest sogar. Das seilfreie Steigen machte Laune, richtig schöne Reibungskletterei. Wir gewannen rasch an Höhe, querten nach links auf einen geneigten Rücken und keuchten weiter, dorthin, wo wir die Scharte vermuteten. Rechts und links weite Schrofenhänge, sie schienen noch zu wachsen, während wir höher stiegen. Statt wie erhofft schon an der Scharte, befanden wir uns jetzt in einem kleinen Kar mit steilem, feinem Schutt, der bei jedem Schritt wieder ein Stück nachgab. Der Grat war noch ein gutes Stück weit weg. Nicht aufgeben! Wir spornten uns an.

Rast auf dem weichen Gras der Südgratscharte. Die Abendsonne schickte ihre letzten warmen Strahlen herüber. Vor uns lag das Grubenkar. Wir glaubten sogar den Weg zum Halleranger-Haus zu erkennen.

Ziemlich müde waren wir dann, als wir an der etwas brüchigen Gratschneide zum Gipfel stiegen. Hier hätten wir schon vor acht Stunden sein können, wenn ...

Ohne Ausrufen eilten wir gleich auf der Westseite hinab. In der Dämmerung fanden wir einen abschüssigen Rasenfleck. Während wir für das dritte Biwak richteten, brach die Nacht herein.

Das dritte Biwak

Das Abendessen fiel kurz aus. Wir teilten einen verdrückten Schokoriegel. Sepp fand in seiner Pattentasche noch ein paar Teebeutel, die sich mit Würfzucker und Schmutz zu einem braunen Papp vermischt hatten. Nach Tee hat der Tee nicht mehr geschmeckt, aber er war wenigstens warm und süß. Nachdem wir die besonders spitzen Steine beiseite geräumt hatten, schlüpften wir in die feuchten, klammen Daunenjacken, steckten die Füße in den Rucksack und zogen den Biwaksack herauf bis zum Kinn. Ich drückte meinen Kopf auf das Graspolster und schlief bald ein.

Es war erst kurz nach Mitternacht, als ich erwachte. Sterne schimmerten durch die dünne Wolkendecke. Sie schienen stärker, dann wieder schwächer, verschwanden, leuchteten hell, verschwanden wieder. Mit einem Mal wurde der ganze Schleier beiseitegeschoben. Die Nacht war klar und die Sterne leuchteten in ihrem schönen Glanz.

Mir war kalt, sehr kalt. Die nasse Daunenjacke vermochte keine Wärme abzugeben und die eisige Kühle des Kondenswassers im Biwaksack drang in die Finger, kroch die Arme herauf. Ich lag und fror, schaute zu den vorbeiziehenden Schatten am Firmament.

Es war alles wie ein Traum, die vergangenen Tage, der Augenblick jetzt, und ich ertappte mich, wie ich mir auf die Lippen biss und mich über den Schmerz freute.

Samstag, 3. September 1977, der vierte Tag

Im Morgengrauen standen wir auf, ein wenig steif, und die Knochen taten weh. Wir stopften das feuchte Biwakzeug in die Rucksäcke, die heute noch schwerer schienen. Einem ersten Grataufschwung vor der Grubenkar spitze wichen wir nach Süden aus, auf lange Geröllhalden. Das Steigen in den lockeren Steinen, die bei jedem Schritt nachgaben, strengte an. Wir schwitzten, zogen Anorak und Pullover aus. Wieder umgab uns heute dichter Nebel. Dabei hatten wir heute nicht einmal die Möglichkeit gehabt, uns ausreichend zu orientieren. So hielten wir dann rechts aufwärts zur Gratschneide, sie musste zum Gipfel der Grubenkar spitze führen.

Lockerer Fels und nicht mehr als zwanzig Meter Sicht. Wir blieben dicht beisammen, damit wir uns nicht noch gegenseitig durch Steinschlag

gefährden konnten. Einem großen Gendarmen mussten wir in die NO-Wand ausweichen. Für kurze Zeit rissen die Wolken auseinander und wir sahen, dass wir 1000 Meter Luft unter den Füßen hatten.

Wir befanden uns bereits in dem Stadium, wo man nichts mehr empfinden kann. Weiter, nur weiter. Angst, Schmerz, Hunger, Durst, was ist das? Weiter, nur weiter.

Als wir kurz unter dem Gipfel einen rot markierten Steig erreichten, da fühlten wir nur ein wenig Freude, und es wuchs die Hoffnung, dass alle Anstrengung und Plage bald vorbei sein würden. Die Wolken lösten sich auf. Seltsam, man ist oben und unten zugleich. Uns war unsere größte Erstbegehung gelungen, und jetzt waren wir ziemlich am Ende. Wir hatten hohe Schwierigkeiten bewältigt, und jetzt bedurfte es des ganzen Einsatzes für einfaches Gelände. Wir ließen uns an höchsten Punkt nieder – die Gliedmaßen sanken wie Blei zu Boden. Rast! Blättern im Gipfelbuch. Schauen. Träumen – und viel zu schnell vergeht die Zeit.



Sepp in Bollerschuhen am Gipfel der Grubenkar spitze

Der Weiterweg war bekannt, über das Hochplateau hinüber zur Biwakschachtel auf der Laliderer Wand, ab- und aufsteigen, über die vielen, tief eingefressenen Erosionsgräben hinweg, den großen manchmal ausweichend, die kleinen überspringend, die kurzen, festen Schneefelder ausnutzend, weil man da die Beine nicht zu heben braucht ...

Ein zweistündiger Aufenthalt in der Konrad-Schuster-Biwakschachtel. Wir litten unter großem Durst. Zuerst tranken wir das trübe Wasser aus einem Eimer. Dann holte ich zwei Plastikbeutel voll Schnee, der restliche Trockenbrennstoff in der Biwakschachtel reichte für zwei Tassen voll Schmelzwasser. Wir fanden noch die Krümel von wochenaltem Vollkornbrot und waren froh darüber.

Abstieg durch die Spindlerschlucht. Seltsam vertraut. Oft sind wir schon hier hinab, meist waren wir müde, einige Male auch nach Biwaks, jetzt das dritte Mal nach einer neuen Route. Beim ersten Abstieg gab es nur eine Abseilstelle ganz oben am Beginn der Schlucht. Heute sind wir vorsichtig und nutzen die einzementierten Abseilhaken.

Kurz vor der letzten Querung rutscht Sepp, etwa einen Meter schräg über mir, aus und ich bekomme ihn gerade noch am Pullover zu fassen. Puh, das war knapp!

Erst als wir unten im Geröll stehen, legt sich die letzte Spannung. Noch etwas argwöhnisch schaue ich hinüber zum Spieljoch. Da wird nichts mehr kommen, nicht irgend noch ein Hindernis, so kurz vor Schluss, das wissen wir. Wir geben uns einen Stups, zum Springen reicht es nicht mehr, lachen und freuen uns. Nachher werden wir auf der Falkenhütte essen und trinken. Fressen und saufen was reingeht.

Und sonst nichts? Sind wir so? Und sonst? – Ja, wir sind menschlich. Da war doch noch was ...



Fips nach dem Abstieg durch die Spindlerschlucht

Karwendel: Sehnsucht und Leiden

Christoph Martin



Routenverläufe der „Hölle“ und der „Diagonale“

Immer mehr Menschen finden in unserer modernen Welt das Klettern chic. Die Folge sind immer mehr Spielarten dieser Sportart. Die Alpinisten des ursprünglichen Kletterstiles sind eher eine aussterbende Spezies. Eine der Ursachen ist, dass die physisch Aktiven in dieser modernen Zivilisation mehr kontrolliertes Abenteuer fordern und der Markt auch entsprechend reagiert. Der Siegeszug des Plaisirkletterns ist ungebremst und nicht mehr aufzuhalten.

Die heroischen Taten der Altvorderen, die sich mit dicken Hanfstricken um den Bauch gewickelt und schweren Eisenkarabinern glatte Risse und Kamine hinaufkämpften, lassen uns staunen und erschaudern zugleich. Diese halsbrecherischen Zeiten gehören wohl für immer der Vergangenheit an. Gesundheit und Unversehrtheit beim Klettern stehen im Vordergrund.

Das Klettern im Karwendel hat es mir seit 1986, meiner Ausreise aus der DDR, angetan. Mit der mächtigen Ost-West Ausdehnung dieses Gebirges ist es vergleichbar mit den großen Tälern in den Alpen. Wer hier abseits der Wanderwege unterwegs ist, dem ist das Bergabenteuer sicher.

An einem wunderschönen sonnigen Tag im Jahr 2000 stand ich unter der mächtigen 1000-Meter-Nordwand der 2663 m hohen Grubenkar spitze, abseits des übervölkerten Ahornbodens. Die Erstersteigung erfolgte am 16. August 1870 durch Hermann von Barth. Im Frühjahr ist sie als Skitour von Süden recht beliebt. Vom Gipfel der Grubenkar spitze zieht sich ein langer, fast ebener Grat nach Nordwest, an dessen Ende der Grubenkarpfiler zum Hohljoch abbricht. Weiter westlich schließen sich die Lalidererwände an, die schon in der frühen Erschließerzeit begehrte Ziele von Kletterern waren. Die Klettereien hier gehören mit 40 Seillängen zu den längsten Kalkklettereien der Alpen und stellen an die Kondition und Psyche hohe Ansprüche.

Mein steiler Blick nach oben suchte nach Möglichkeiten eines neuen Durchstieges. In dieser Wand ist die Anzahl der Kletterrouten übersichtlich und teilweise aus alten Zeiten. Der Blick durch einen Feldstecher eröffnete mir mehrere Möglichkeiten. Rechts der Zentralrinne mit seinem an Regentagen mächtigen Wasserfall sah der Fels fest und strukturiert aus.

Erste Erkundungen über höher gelegene Bänder bestärkten mich in der Absicht, hier eine neue Route zu eröffnen. Meinen Freund Peter Siegert, der in der Großen Zinne und am Matterhorn in den 60er Jahren Aufmerksamkeit für seine Winterbegehung erregte, konnte ich im Spätsommer überreden, vollbepackt mit Bohrhaken und einer Bohrmaschine, die ersten Meter einzubohren. Dabei war der Übergang im rechten Teil der Wand vom Eisfeld über den Bergschrund abenteuerlich, dreckig und gefährlich.

An zwei Wochenenden hatten wir drei Seillängen und drei Standplätze fertiggestellt. Die Enttäuschung folgte an einem späten Nachmittag, als ich oberhalb unseres Weiterweges mehrere Bohrhaken entdeckte. Frustriertes Abseilen und Kletterfrust die nächsten Tage. Wer hatte uns das Abenteuer versaut? Die Gedanken wurden allmählich wieder klarer, und so kehrte ich im schönen Spätherbst mit neuen Ideen an die Wand zurück. Weiter links gab es ja auch noch Möglichkeiten.

Die ersten Meter waren getan und mit Peter skateten wir uns im Winter in Oberammergau und in der Leutasch die Seele aus dem Leib.

Im Jahr 2002 beendete Ralf Sussmann seine uns anfänglich kreuzende Route in der Grubenkar und benannte sie „Inferno & Ekstase“,

Neubeginn

Je länger eine regenreiche Zeit neue Taten in der Wand verhinderten, um so fiebriger wurde mein Denken um diese Wand. An einem Frühsommertag im Jahr 2003 beschließe ich, den oberen leichten Teil der Wand von oben zu erkunden und mir so einen Überblick zu verschaffen. Über das Roßloch im Hinterautal schleppe ich zwei Halbseile, Schlingen, ein paar wenige Bohrhaken und die schwere Hilti auf den Gipfel. Die ganze Nacht hindurch ackere ich, um am Morgen an einer mir günstig erscheinenden Stelle abzuseilen. Es sind nicht mehr als vier bis fünf Abseilstellen geplant, um anschließend im leichten Gelände wieder solo aufzusteigen. Es geht zügig voran, einzig und allein die schrägen Schuttrampen stellen eine wirkliche Gefahr dar, weil beim Abziehen der Seile der Steinschlag nicht aufhören will. Ich bin besessen und beglückt zugleich, dass der Ausstieg erkundet ist und die Probleme überschaubar sind.

Erst ein Donnergrollen lässt mich erstarren. Nur wenig später fallen die ersten Regentropfen und werden sichtlich mehr und mächtiger. Unterschlupf gibt es hier nicht und Schutz vor den Blitzen gleich gar nicht.

Beruflich habe ich mit der Entstehung, der Wirkung und dem Schutz vor Blitzschlag zu tun, und so fällt mir die ganze technische Bandbreite zu meinem Überleben ein – Blitzkugelverfahren, Schutzwinkelverfahren etc. Die ganze Theorie ist für die Katz, wenn man in diesem Inferno den Wahrscheinlichkeitsberechnungen namhafter Professoren für Blitzeinschläge in der Praxis selbst ausgeliefert ist.

Das Zucken der Entladungen kommt näher und der Donner wird ohrenbetäubend. Mit aller Kraft reiße ich mich zusammen, und die Entscheidung wird innerhalb weniger Augenblicke getroffen. Es gibt nur ein Vorwärts nach unten, wo die Wand steil und überhängend wird. Mit den noch verbliebenen Bohrhaken, so rechne ich, komme ich mit meinen zwei Halbseilen bis auf die untersten Bänder. Ich weiß nicht, was ohrenbetäubender ist, der schäumende Wasserfall 100 m links von mir oder die Entladungen. In solchen Situationen wird die aufkeimende Panik von fatalistischen Gedanken verdrängt. Der aufkommende Gewittersturm, der den Wasserfall zu mir rüberpeitscht, hat mich nun auch im Griff. Die Luft in den tausend Gießkannen wird knapp und das Ende scheint nahe. Das Abziehen der Seile erfolgt im Dämmerzustand, jedoch der Überlebenswille ist noch intakt. Ich weiß, dass meine Chancen schlecht stehen. Im dichten Nebel gibt mir



Christoph im unteren Teil der „Hölle“

die Schwerkraft die Orientierung für oben und unten – nur noch irgendwie hinunter. Plötzlich hänge ich mit dem schweren Rucksack kopfüber unter einem Überhang. War es das? Nein, das war es noch nicht. Unter dem kleinen Überhang komme ich zum Stehen und bin zumindest dem Ersau-fen entronnen.

Die Nacht verbringe ich dort pit-schenass stehend und schlitternd. Meine Sorge gilt den Akkus und der Bohrmaschine. Sie sind meine noch verbliebene Chance auf Rettung. Mit einem Plastikbeutel kann ich das wichtigste Ausrüstungsstück vor der Nässe schützen.

Erst später erfahre ich, dass Peter in der Eng mit dem Fernglas das ganze Treiben in der Wand beobachtet hat. Als die peitschenden Wasserfälle die ganze Wand erfasst hatten, fuhr er in tiefer Trauer nach München zurück, um am nächsten Tag meine Überreste aus der Wand fliegen zu lassen.

Am Morgen hatte sich das Wetter beruhigt und mit Furcht vor dem Versagen teste ich die Bohrmaschine. Ein Glücksgefühl überkommt mich, denn sie funktioniert noch. Der Boden kommt näher, die Überhänge werden gewaltiger und die Bohrhaken immer weniger.

Der letzte Haken wird gesetzt. Ich knotete meine zwei Seile und alle verbliebenen Schlingen zusammen und lasse mich hinunter. Ich rechne, mit Seildehnung und den Schlingen müsste ich 140 m tief kommen. Es bleibt mir keine Wahl, entweder reicht es oder das Schicksal entscheidet. Am allerletzten Schlingenende komme ich zu einem Köpfel und kann die letzten 10 m zum rettenden Band zurückklettern. Der gähnende Eisschrund ist unheimlich, aber in diesen Augenblicken gilt nur die Vorwärtsstrategie. Peter erreiche ich aus der Telefonzelle am Parkplatz gerade noch rechtzeitig. An den Blicken der Touristen kann ich erkennen, dass sie jetzt endlich wissen, wie ein Außerirdischer aussieht. Nach zwei Stunden sitze ich bewirkt im Auto und kann mein Trauma verarbeiten.

Aber es dauert nicht lange und die Ungeduld quängelt mich wieder zur Grubenkar. Diesmal konnte ich einen Kletterpartner aus Schrobenhausen überreden, die Sache gemeinsam anzupacken. Die regenfreien Tage sind gezählt, und je höher wir kommen, um so langsamer kommt Neuland hinzu. Bis zu den obersten Stellen zu kommen, die wir bereits geklettert hatten, brauchen wir viele Stunden, obwohl wir an einigen Stellen unsere Seile hängengelassen haben. Nur wenige Haken können wir schlagen, die Hauptarbeit besteht aus Bohrhaken-Anbringen, mitunter an windigen Skyhooks hängend. Je höher wir kommen, umso mehr verfluchen wir unser Vorhaben. Es hat nichts mehr mit vergnüglichem Klettern zu tun, es ist eher der ohnmächtige Leidensdruck, dem Wahnsinn endlich ein Ende zu bereiten. Im unteren Drittel der Wand kreuzt unsere Route die „Zentrale NO-Wand“. Das ist insofern erwähnenswert, weil wir dort von den Erstbegehern Standplatzhaken und noch andere Haken vorfinden, die ich mit Leichtigkeit aus dem Fels ziehen kann. Welch ein Wahnsinn!

Bis zum Jahr 2007 wird es noch dauern, bis wir die Route beenden können. Die „Hölle ist im Paradies“ mit 39 Seillängen [UIAA 8+/A0] ist geboren.

Übrigens blieb uns eine Helikopterbergung aus dem Zentralteil der Wand nicht erspart – zu meinem Vergnügen – zum Leid meines Kletterpartners, dem ein Stein den linken Fuß ramponierte. Der herbeigerufene Helikopter von der Innsbrucker Bergwacht nahm uns nach mehreren Anläufen und Kommunikation über das Handy sicher an die lange Leine und setzte mich am Hohljoch ab.

Mein Kletterpartner wurde in Innsbruck versorgt und hat zum Glück keine ernsthaften bleibenden Schäden davongetragen.

Bei einer Erstbegehung ist der Spagat hinsichtlich vernünftiger Hakenabstände und Bewahrung des alpinen Abenteuers oft nicht einfach. Eine alpine Plaisierroute einzubohren ist – außer dem enormen Zeitaufwand und der Qual am Fels – übersichtlich.

Ab dem 8. Lebensjahr habe ich mit dem Klettern in Hohnstein begonnen und bin mit den bis heute geltenden sächsischen Kletterregeln aufgewachsen. Der Stil der Erstbegeher wurde unangefochten akzeptiert. Bei anfänglichem Misserfolg einer Wiederholerbegehung wurde solange trainiert, bis man die Route drauf hatte. Im Gegensatz dazu ist heute die Forderung nach

raschem Erfolg fast schon Gesetz. Ein schönes Wochenende muss das gewünschte Ziel hergeben – garantiert durch plaisirmäßige Hakenabstände. Ansonsten geht der Daumen in dieser Bewertungsgesellschaft gnadenlos nach unten!

Sollten wir uns nicht ein kleines bisschen mehr Bergabenteuer und Tradition bewahren?

Und nochmal in der Grubenkar – mit Ricarda

Noch ist die angefangene Route ganz rechts aus dem Jahr 2000 nicht aufgegeben. Wie so oft, bringt die Zeit neue Einfälle.



Ricarda im unteren Teil der Diagonale

Im Jahr 2011 bin ich an einem sonnigen Wochenende mit Ricarda am Einstieg, und wir beratschlagen gemeinsam unser Vorhaben. Die begonnenen ersten drei Seillängen bis zum Kreuzungspunkt von „Inferno & Ekstase“ bringen wir schnell hinter uns. Ein Standplatz im leichten Gelände ist schnell gebohrt. Unser Ziel ist es, ab hier diagonal aufwärts über dem markanten Querband zur „Hölle im Paradies“ zu klettern. Zum einen wäre die Route mit dieser Variante nicht ganz so lang, zum anderen umgeht man die A0-Stellen mit einigen, wie sich das für das Kaiwendum gehört, brüchigen Zonen.

Ricarda ist eine geduldige und verständnisvolle Sicherungspartnerin, ohne die ich das Projekt nicht vollendet hätte. Allerdings erwischte uns eines Tages wieder ein Gewitter mit Blitz und Donner. Pitschnass und mit dem Schrecken davongekommen konnten wir diesen Tag abhaken.

An den Tagen im August mit zunehmender Temperatur gestaltete sich der Zugang zur Wand immer abenteuerlicher. Nicht auf dem Eisfeld, sondern durch eine, für uns beängstigend unter dem Eisfeld ausgeaperten Höhle, erreichten wir den Bergschrund. Im Tunnel tropfte das Wasser, und die Steine schmolzen aus dem Dach auf uns herab. Hier in dieser Hölle mochte ich nicht lebendig begraben sein.

Mit der „Diagonale zum Paradies“, 36 Seillängen, [UIAA: 8] haben wir unser Kletterkapitel im Sommer 2013 abgeschlossen und unseren Kletterstil hinterlassen. Ich denke, daß der Spagat in dieser Route zwischen moderater Absicherung und Naturverträglichkeit ganz gut gelungen ist.

„Die Route hat bis heute noch keine Wiederholung – für mich nicht nachvollziehbar! Bietet sie doch alles, was aus meiner Sicht Hard-Core-Alpinisten des DAV-Expeditionskaders drauf haben sollten: 39 bzw. 36 SL in einer der höchsten Wände der nördlichen Kalkalpen (ca. 1000 m Wandhöhe), hoher Schwierigkeitsgrad (mind. 8+ UIAA), höchste alpine Herausforderungen in puncto Kletterkönnen (die Abstände sind bestimmt nicht plausibel, die Schwierigkeiten müssen wirklich geklettert werden). Dazu kommen Einschätzung und Bewältigung alpiner und wetterbedingter Gefahren und das Risiko mehrerer Biwaks in der Wand. Routen wie diese wären m.E. bestens als Feuertaufe für den DAV-Expeditionskader geeignet, bevor dieser in die entferntesten Winkel dieser Erde ausschwärmt...“ (Ricarda Spiecker)



*Einbohren der 8. Seillänge
„Diagonale zum Paradies“*

Der Abstieg entscheidet über den Erfolg eines alpinen Abenteuers

Christoph Martin

Wir, die Amateuralpinisten, die neben ihrem harten täglichen Broterwerb in der Freizeit das Bergabenteuer suchen, wissen um die Besonderheit des Gipfelabstieges nach dem dankenden und zufriedenen Gipfelgruß.

An einem sonnigen Tag Anfang September 2016 erreichten Ricarda und ich den einsamen Gipfel der Barthspitze im Karwendel über unsere Erstbegehung „Westwandtrip“. Da wir die Route in-und auswendig kannten und uns den Abstieg über die Lamsenspitze immer gespart hatten, war es folgerichtig, wenigstens einmal die uns nur aus der Literatur bekannte grauslige Gratüberschreitung zur Lamsenspitze als Abstiegsroute zu wählen. Da ich in unserer Nachbarroute noch einen Zwischenstand sanieren wollte, verging die Zeit an diesem Tag für mich zeitlos. Erst um 19 Uhr standen wir beide auf dem Gipfel. Ich hatte die Berichte von der Gratüberschreitung der Lamsenspitze zum Hochglück nur kurz studiert. Ein erfahrener Alpinist braucht eben sowas nicht!



Am Grat der Barth-Spitze

Weit in der Ferne sahen wir unser Ziel – eigentlich zu weit. Der Grat erweist sich teilweise als extrem schmal und ungewöhnlich brüchig. Ich bin beeindruckt von der Steilheit und Wildheit dieses Ortes. Und so bin ich über mich selbst überrascht. Anfangs bleiben wir noch im Seil eingebunden und sichern uns gegenseitig. Wir kommen nur langsam voran – zu langsam. Biwakausrüstung haben wir nicht dabei, da ich mit einem schnellen Abstieg gerechnet habe. Aus dem Tal zieht Nebel auf, und das Abendrot kündet vom bevorstehenden Dunkelwerden. Die bisher erfolgreich verdrängten Gedanken an ein kaltes und ungemütliches Biwak drängen mit Macht ins Bewusstsein.

Ohne Seil kommen wir nur unwesentlich schneller vorwärts. Jeder Griff und jeder Tritt hinunter und hinauf in extrem steilen und brüchigen Rinnen erfordern höchste Konzentration. Ich bin besorgt, weniger um mich als um Ricarda. Langsam aber sicher bewegt sie sich in diesem ausgesetzten Bruchladen. Noch ist kein Biwakplatz in Sicht. Unruhe erfasst mich – müssen wir etwa auf diesem Grat die Nacht überstehen? Mir wird klar, dass die Zeit unser Gegner wird. Da es jetzt schon saukalt ist, müssen wir bis zum letzten Sonnenstrahl durchhalten. Schemenhaft erkennen wir die erste flache Stelle zwischen Barthspitze und Schafkarspitze. Schon ist fast nichts mehr zu erkennen, und schnell können wir noch die spitzesten Steine von unserem unfreiwilligen Nachtlager beiseite räumen. Wir hatten für die Route nur $\frac{1}{2}$ Liter Wasser mitgenommen – dank Ricarda. Ich hätte ganz darauf verzichtet. Welch eine Unvernunft. Auf Grund der Dehydrierung schütteln mich die ganze Nacht Beinkrämpfe. An Schlaf ist sowieso nicht zu denken.

Irgendwann ist die Nacht nach gefühlt besonders langen Stunden vorbei. Gleich in den ersten wärmenden Sonnenstrahlen des nächsten Morgens gehen wir rüber zur Schafkarwand und begeben uns wieder in einen riesigen extrem steilen Schutthaufen. Es wird immer gefährlicher. Was für ein Wahnsinn! Nach etwa einer Stunde sind wir auf dem Gipfel mit Gip-



Ricarda auf dem Grat zwischen Schafkarspitze und Lamsenspitze

felbuch. Nur wenige Eintragungen sind zu verzeichnen. Der extrem steile grasige Abstieg auf der anderen Seite wird nicht besser. Ein Abrutschen auf diesem Geröllgras wird noch wahrscheinlicher. Vor einer Rinne mit Steinmännern stehen wir wieder vor einem Problem. Mit Kamintechnik geht es noch relativ gut nach unten, bis ein Abbruch ein Weiterkommen unmöglich macht. Ich versuche es trotzdem – aber in fast überhängendem brüchigen Gelände ist mir der Horror doch zu groß. Wir suchen nach einem anderen Abstieg weiter oben. Vergeblich. Mein Unterbewusstsein kann sich in der Beschreibung noch an eine Steinbrücke erinnern. Seitlich unten sehe ich sowas wie eine Steinbrücke. Uns bleibt keine Wahl. Über ein Steinköpferl legen wir die Seile, und ich kann nun wenigstens 60 m weiter tiefer die Lage erkunden.

Welch eine Freude, neben der Steinbrücke finde ich einen Steinmann, und der Weiterweg um die Ecke sieht endlich flacher und humaner aus. Als Ricarda bei mir ist und wir die Lamsenspitze in nicht mehr so weiter Ferne sehen, ist die Psyche auf dem besten Weg, uns innere Ruhe zu gönnen.

Nun habe ich aber ein Problem, die Dehydrierung bei mir ist so extrem, dass ich trotz der besseren Geländesituation immer langsamer werde. Das ging mir schon mal so kurz vorm Gipfel am Montblanc, als wir den Freneypfleiler gemacht haben. Aber wir hatten damals einen Kocher dabei und viel Schnee um uns herum. So war die Situation schnell entspannt.

Ricarda übernimmt nun die Führung, und ich vertraue auf mich selbst. Es geht immer noch hoch und runter, aber es ist nicht mehr so schwierig. Um die Mittagszeit erreichen wir den Klettersteig zur Lamsenspitze, und das Schuttkar verkürzt den Abstieg zur nahegelegenen Lamsenjochhütte.

Der Hüttenwirt hat wohl das beste Geschäft des Jahres mit Getränken gemacht; wir schütteten wahllos alles in uns hinein, was flüssig war.

Auf dem Gipfel bist du erst, wenn du auf der Hütte bist.

Anmerkung von Ricarda Spiecker:

War's nicht unser altes Bayerländer-Urgestein Anderl Heckmair, der sagte: „Ein guter Bergsteiger ist einer, der überlebt“. Recht hatte er, und dazu muss man hoit net nua auffi sondern a wiada heil obi kemma.

Eine lange Herzogkante

Herbert Dietl

Es ist Ende Oktober 2014. Frohgemut wandere ich mit Xaver Mittermayer aus der Eng Richtung Falkenhütte, die majestätische Nordwand der Laliderer zu unserer Linken. Ich kenne nur die Schmidt-Krebs und frage den Freund, ob er 2015 mit mir eine der beiden Rebitsch-Routen gehen würde. Nein, meint er fast verlegen, die kenne er schon, und einmal tätte reichen. Aha, denk ich mir, das ist nicht das erste Mal, dass ich Ähnliches höre.

Heute steht, wahrscheinlich als Abschlusstour eines schönen Kletterjahres, die Herzogkante auf dem Programm. Mit Schorsch Welsch bin ich sie vor 40 Jahren schon einmal in einer recht guten Zeit gegangen, Xaver kennt sie auch von früher, so dass wir uns ihr zwar nicht ohne Respekt aber doch ohne Nervenflattern nahen. Ergo belasten wir uns nicht schwer, weder mit Material noch mit dunklen Gedanken. Flott kommen wir an der Kante voran, bis wir es trotz guten Topos schaffen, uns zu verhauen. Elender Bruch, zeitraubendes Suchen und Sichern.



Blick aus der Kante in die Laliderer-Nordwand

Indessen hat sich das schöne Wetter verabschiedet. Grau zieht es von Westen heran, immer wieder Nebelschwaden. Wir halten uns nicht am Gipfel auf, denn uns ist bewusst: Wettersturz und Spindlerschlucht sind eine unheilige Allianz! Wir hecheln im Laufschritt zu Schlucht hin, wobei sich mein Helm verabschiedet und ebenso lustig wie hurtig das endlose Kar in Richtung Rossloch hinunter hüpfst. Verräter! Aber eine Entscheidungshilfe mehr! Das Grau der Wolkenwand ist inzwischen einem Schwarzschwefelgelb gewichen, in dem Blitze zucken wie um Saurons Berg im „Herr der Ringe“.



Klassisches Alpinklettern in der Herzogkante

Xaver, mit seinen 25 Erstbegehung (u.a. die longline Arapi-Südwand in Albanien) und Klettereien von Vietnam bis zum Iran, von den Alpen bis Alaska und dem Pamir, ist der weit Erfahrenere von uns beiden und faselt was von Selbstmord. Bitte, wenn er ewig leben will, steigen wir halt nach Scharnitz ab. Wobei es jetzt an mir ist, über Freitod nachzudenken! Und zwar an Ort und Stelle! 23 km sind es vom Gipfel nach Scharnitz! Aber wo er recht hat, hat er recht.

Die ersten Tropfen schlagen ein, der Donner brüllt! Runter vom Grat! Es gelingt mir noch, ein zerrissenes Telefonat mit Christel, Xavers Frau, in der Eng zu führen, dann geht's abwärts Richtung Rossloch. Der ohnehin kurze Spätherbsttag, verdüstert noch durch das Gewitter, verlässt uns allmählich. Meine Stirnlampe ist eine Funzel, geht grad bis zu den Füßen. Die seh ich eh unscharf, weil ich nur mein Gleitsichtbrille dabei habe und die Füße durch den Lesebereich betrachte. Aber wer wird für die Herzogkante so ein Gepäck-Theater machen! Z.B. was Ordentliches zum Trinken mitnehmen. Recht geschieht mir! Mann! Hab ich einen Durst!

Dann versteigen wir uns noch im Nebel und landen in einem steilen Latschenfeld. Xaver oben drüber, ich flach unter den Latschenästen, schinden wir uns das Steilgelände runter. Bis wir vor einem Felsabbruch stehen! An

starken Latschen seilen wir zweimal 60 m ab und sind erleichtert, dass es drunter schrofig weitergeht.

Irgendwann erreichen wir das Rossloch und einen markierten Steig. Wenn nur der Durst nicht wäre. Es ist ja nicht nur das Durstgefühl, man wird in der Exsikkose auch schlapper, als es der Anstrengung entspräche. Welch freudige Überraschung also, als wir unter uns eindeutiges Wasserrauschen hören und unser abfallender Weg uns ihm rasch näher bringt. Am Talgrund angekommen, ist das Rauschen weg, das Bachbett trocken und der Bach unterirdisch geworden. Wir geben ihm alle Namen und ziehen verbittert, den Bergen gram, in Richtung der Kastenalm weiter. Ich hätte Christel am Telefon noch sagen sollen, dass ich mir eine Feuerbestattung wünsche!

Da, endlich, rauscht es wieder und ist keine Fata Morgana, breit und klar fließt es hier! Wir saugen uns voll, dass im Tal die Turbinen trocken laufen und die Lichter flackern werden! Herrlich weiches Moos bedeckt den Waldboden. Beide hätten wir Rettungsdecken dabei. Eine unter, eine über uns und das heimelige Geräusch des Regens. Nix da, sagt mein Sklaventreiber und peitscht mich weiter.

Kurze Rast an der Kastenalm. Hier hat Karl Lukan seinen Kameraden zurück gelassen, um selber weiter zu gehen und vom Karwendelhaus Hilfe zu holen. Im Schneesturm der Laliderer Nordwand waren dem Freund die Bergschuhe entglitten. Die Kletterpatschen waren in ihrer Nachkriegsqualität bald in Fetzen und in Strümpfen ging's talwärts. Mit Schnittwunden und Erfrierungen musste der Gefährte auf der Kastenalm auf seine Rettung warten.

Wir trotten weiter durch den Regen. Die Unterhaltung wird spärlicher. Xaver schimpft auf die Bekleidungsindustrie. Hunderte-Euro hat er für seinen Anorak bezahlt und ist nass bis auf die Haut. Man darf halt nicht so oft zum Bergsteigen gehen, dann halten die Sachen länger. Ich bin schön trocken.

Endlich im Tal, drei Uhr morgens, haben wir wieder Netz und können Christel dirigieren. Die kommt mit dem warm geheizten Camper und dem wohlgefüllten Kühlschrank. Bei der dritten Halben war alles eigentlich gar nicht so schlimm. Ein Erlebnis halt ...



Die wahren Klettermeister des Karwendels

Steigen, Wandern, Radeln und anderes der strengeren Richtung



*Nicht zum Bouldern, sondern zum Radeln waren
Beate Wick und Willi Jörg in Südamerika*

Dass es möglich ist, sich auch diesseits der Highend-Klettererei zu schinden, zu entbehren und Befriedigung aus seiner Leistung zu ernten, beweisen die Berichte über die Längsdurchquerung der Alpen, der Pyrenäen, die kräftezehrende Bergradtour in den Anden und die Schilderung einer Reise durch den Nahen Osten sowie des Kalalau-Trails auf Kauai.

Redaktion

Alpen längs von Wien bis Marseille

Schorsch W.



Teil I: Liechtenstein – Marseille

11.08. – 25.09.2013: siehe Artikel „via alpina“, Bayerländer 2014, S. 335

Teil II: Tappenkarsee (Kleinarl im Pongau) – Liechtenstein

23. 8. – 27. 9. 2014: Österreichischer Zentral-Alpenweg

In 2013 war ich von München nach Marseille gegangen und hatte ab Vaduz den „Grünen Weg“ der via alpina nahe des Alpenhauptkammes in der Schweiz und später dann den „Roten Weg“ an der französisch-italienischen Grenze verfolgt. Diese Wanderung machte mir so viel Freude, dass in mir der Plan keimte, die Alpen-Längsdurchschreitung zu vervollständigen und also einen Weg von Wien nach Vaduz möglichst nahe am Alpenhauptkamm zu suchen. Bei meinen Recherchen wurde ich bald fündig: Die (mir bis dahin unbekannte) „Sektion Weitwandern“ im OeAV hat einen sehr guten Führer zum „Österreichischen Zentral-Alpenweg“ herausgegeben, der meinen Vorstellungen ziemlich genau entsprach. Wegen anderer Unternehmungen hatte ich diesmal „nur“ fünf bis sechs Wochen Zeit, weil ich erst in der zweiten Augusthälfte los konnte und mit Schließung der Hütten Ende

September rechnen mußte. So teilte ich den Weg in zwei Abschnitte und begann am 23.08. (Anreise) bzw. am 24.08. meine Wanderung am schönen Tappenkarsee.

Schon während des Anstieges zur Tappenkarseehütte regnete es. Tags drauf kam ich am Mur-Törl in knapp 2300 m Höhe in einen Schneesturm. Das war wie ein Vorzeichen für das Wetter der ganzen Unternehmung. Natürlich schien auch hin und wieder die Sonne, aber den ersten von morgens bis abends blauen Tag hatte ich erst in der letzten Woche (und dann wieder am Tag der Heimfahrt!). Die Hüttenwirte klagten über Umsatzeinbußen von 40 – 50 %, einer sprach von nur zwei Tagen ohne Regen in der ganzen Saison, den Bauern verschimmelte das Heu. Aber getreu dem Motto „eine kleine Tour geht alleweiß“ nützte ich die Regenpausen rigoros aus und kam so doch ganz gut vom Fleck.

Die ersten Etappen zeichnete der „Tauernhöhenweg“ in der **Ankogelgruppe** vor. Auf den Ankogel selbst mußte ich verzichten, weil er sich in dichtem Nebel verbarg. Aber ein landschaftlich schöner Weg – soweit ich das vor lauter Wolken überhaupt sehen konnte – ist die Strecke von der Osnabrücker Hütte über das eben erst (am 15.08.) neu eingeweihte Han-



Bergsturz Felbertauernstraße

nover-Haus, die Mindener und die Hagener Hütte bis zur Duisburger Hütte allemal.

Mit dem Zittelhaus auf dem Hohen Sonnblick in der **Goldberggruppe** erreichte ich den ersten Dreitausender. Im Abstieg nach Heiligenblut berührt man den „Alten Pocher“, ein altes Goldgräberdorf, und erfährt, dass bereits die Römer in diese Gebirgsgruppe eine Straße bis in 2600 m Höhe (!) gebaut haben, um sich am Goldbergbau zu bereichern. Da ich allein war und deswegen größere Gletscher meiden wollte, habe ich den **Großglockner** über die Salmhütte südlich umgangen und bin dann von Kals aus in die südliche **Granatspitzgruppe** aufgebrochen. Auch hier gibt es einen sehr schönen, weil ungemein aussichtsreichen Weg vom Kals-Matreier-Törl-Haus zur Sudetendeutschen Hütte; die Tiefblicke zur rechten Seite nach Kals und zur linken Seite nach Matrei sind gewaltig; und für eine halbe Stunde hatte es eine solche Sicht, dass ich zum einzigen Mal den Großglockner hinter mir und den Großvenediger vor mir gesehen habe. Trotz Regen wollte ich den Abstieg von der Sudetendeutschen Hütte zum Matreier Tauernhaus noch schnell hinter mich bringen; und es hat sich gelohnt, denn der Regen ging nachts in Schnee über und am nächsten Morgen hatte es bis auf ca. 1900 m dick heruntergeschneit.

Am Matreier Tauernhaus wartete ich auf Steffi, die ein Seil für die Gletscherwege in der **Großvenediger-Gruppe** mitbrachte. So hatte ich Zeit, den gewaltigen Bergrutsch zu besichtigen, der im Frühjahr 2013 ca. 100–150 m der Felbertauernstraße weggerissen und zu Tal befördert hatte. Für den Neubau hat man eine ganz neue Trasse gewählt; anscheinend hält man den Hang, durch den die alte Straße führte, für zu labil. Mit Steffi ging es über Innengschlöß zur Alten und weiter zur Neuen Prager Hütte. Da war schon auf längere Strecken knietief zu spuren; an der Hütte lagen ca. 30 cm Schnee. Als es über Nacht nochmal ca. 10 cm geschneit hatte und die Gletscher über der Hütte in dichtem Nebel lagen, gaben wir schweren Herzens den Großvenediger auf und begaben uns auf eine ziemlich weite Umgehung, nämlich über alte Prager Hütte und in tiefem Schnee über das Sandebenjöchl zur Fürther Hütte (mit ihrer schönen Kapelle), am nächsten Tag über den Larmkogel (3022 m) zur Thüringer Hütte und hinaus ins Salzachtal, um schließlich am dritten Umgehungstag über die wegen des vielen Regens wasserreichen und deswegen besonders eindrucksvollen Krimmler Wasserfälle zum Krimmler Tauernhaus zu gelangen. Auch das Salzachtal hatte unter dem Regen zu leiden: größere Überschwemmungen bedeckten kilometerweit die Wiesen mit Sand und das Eisenbahngleis war auf ein paar hundert Meter weggerissen.



„Sommerwetter“ an der Neuen Prager Hütte

Mit dem Übergang über die Zillerplattenscharte (2860 m) kamen wir in die **Zillertaler Alpen**. Von der Plauener Hütte ging es an einem weitgehend sonnigen Tag nach Mayrhofen, wo wir Seil und Anseilzeug endlich deponieren konnten. Die Rucksäcke hatten auch ohne diese Ausrüstungsgegenstände um die 13 kg – das war uns schwer genug. Die sogenannte „Zillertaler Runde“ wird jetzt auch oft „Berliner Höhenweg“ genannt (der ursprünglich nur ein Teil der Zillertaler Runde war); sie wird kräftig beworben, was sich in der Besucherzahl der Hütten niederschlägt. War ich am Tauernhöhenweg oft nur zu zweit oder zu fünf auf einer Hütte, so waren es hier doch durchschnittlich über 30 Gäste. Von den Gipfeln des Hauptkammes sahen wir nur den Großen Löffler und den Schwarzenstein und für ungefähr fünf Minuten den Hochfeiler, das war's aber dann schon. So konzentrierten wir uns auf den Weg von Kassler Hütte, Lapenscharte (2701 m), Greizer Hütte, Mörchenscharte (2872 m), Berliner Hütte, Schönbichler Horn (3134 m) bis zum Furtschaglhaus über dem Schlegeis-Stausee. Natürlich waren wir vom Pomp der Berliner Hütte beeindruckt – auch wenn sie uns dort zunächst in ein dürftiges Lager außerhalb des Hauses ohne Wasser und WC stecken wollten. Es ist ohnehin interessant zu erleben, wie sich Hütten dem Neuankömmling „präsentieren“: es gibt Hütten, auf denen man sich von Anfang an willkommen und gut aufgehoben fühlt, und andere Hütten, wo wir den Eindruck hatten, dass der Gast für die Hütte da ist und nicht die Hütte für den Gast.

Am Schlegeis-Stausee mußte Steffi Abschied nehmen, weil ihre Arbeit wieder begann. Wir hatten wunderbare, völlig entspannte Tage in schönster Landschaft zusammen. So ging ich wieder alleine weiter und der strömende Regen hinauf zur Olperer Hütte, der an der Hütte auch prompt in Schnee überging, hellte nicht unbedingt meine Laune auf. Wenn auf 2400 m schon fünf Zentimeter Schnee liegen, wie wird es am nächsten Tag an der Alpeiner Scharte mit ihren 2959 m und auf ihrem steilen blockigen Zustieg aussehen? Mit etwas gemischten Gefühlen ging ich bei mäßiger Sicht los, Schneeflocken schwebten in der Luft. Zum Glück war der Weg gut markiert, denn unter dem Schnee war er nicht immer ohne weiteres auszumachen. Und dann die Überraschung: in der Scharte begegneten mir drei Leute, die von der Geraer Hütte aufgestiegen waren; also bergab gab es schon eine Spur! So ging ich über die Geraer Hütte (wieder im Regen) hinunter ins Valser Tal. Es gab dann zwar auch Regenpausen, aber insgesamt wollte das Wetter nicht besser werden, so dass ich einen Tag Pause machte. Hier faßte ich auch den Entschluss, statt dem bisher eingehaltenen Hauptweg (Nr. 02) die etwas nördlich des Hauptkammes verlaufende Variante (Nr. 02A) weiter zu verfolgen. Eine Entscheidung, die ich nicht bereuen sollte, war doch der Hauptkamm in der Folgezeit fast durchgängig von schlechtem Wetter heimgesucht.



Endlich Sonnenschein am Stillup-Stausee

Der Pausentag hatte sich gelohnt, denn tags drauf war der Himmel morgens blau und wolkenlos. Das bescherte mir eine schöne Wanderung auf dem „Trinser Weg“ zur Wallfahrtskirche Maria Waldrast unter der Serles. Mittags in Fulpmes im Stubaital kamen schon wieder dunkle Wolken auf und abends auf der Starkenburger Hütte hat es bereits wieder – na was wohl? – geregnet. Die nördlichen **Stubaijer Alpen** waren in wenigen Tagen gequert; Stationen waren nach der Starkenburger Hütte Lüsens, ein Ort, der mich seit Jugendtagen magisch anzieht, die Guben- Schweinfurter Hütte mit einem üppigen Frühstück und als Finale der „Wilhelm- Oltrogge-Weg“, der ab dem Hochreichkopf (3010 m) einen versicherten und durchaus anspruchsvollen Wegabschnitt bietet, der mit einem langen Abstieg ins Ötztal endet.

Es folgte der Aufstieg zur Erlanger Hütte in den **Ötztalern** und die Überschreitung des Wildgrat-Gipfels (2971 m). Am Hochzeiger-Haus zeigte sich, dass die Ferien zu Ende waren und damit die Bewirtschaftung von Hütten am Berg und Pensionen im Tal ebenfalls zu Ende ging. Das Hochzeiger-Haus hatte schon geschlossen, die daneben liegende Stalden-Alm verlangte 50 € für eine Nacht mit der Folge, dass ich nach einem langen Tag noch 1200 m Abstieg nach Jerzens im Pitztal vor mir hatte. Dort wurde ich aber durch eine überaus nette Gastgeber-Familie aufs Beste entschädigt, was Zimmer, Verpflegung, Freundlichkeit und Preis anlangt.

Vom Pitztal erreicht man das Oberinntal über die Piller Höhe. Das ist ein Ort, der nicht nur einen wunderbaren Ausblick nach Norden innabwärts und nach Westen innaufwärts bietet, sondern auch einen stein- bzw. eiszeitlichen Opferplatz, der auf etlichen Tafeln gut erklärt ist. In Kauns am Eingang des Kaunertales habe ich zum wiederholten Mal (z. B. nach Heiligenblut oder Steinach) eine dieser wunderbaren und unverhältnismäßig großen Dorfkirchen besucht, die mir im Getriebe der Täler immer willkommene Orte der Stille sind. Besonders die Decke der Kaunser Kirche ist sehenswert mit ihrer lichten Malerei.

Weniger erfreulich war der Übergang vom Inntal über das **Samnaun** ins Paznauntal. Schon Serfaus hoch über dem Inn möchte sich mit riesigen Hotelkästen profilieren. Aber das ist erst der Anfang: dort, wo alte Fotos die Kölner Hütte völlig alleinstehend in weitem Wiesengelände zeigen, sind inzwischen Liftanlagen ohne Zahl, „fun-trails“, Erlebnisparks, mit (großen) Bildern und (lautem) Ton animierte Murmeltier-Wege und andere „Publikums-Magneten“ neben einer stattlichen Anzahl von Gastronomiebetrieben entstanden, hinter denen die Kölner Hütte kaum mehr sichtbar

ist. Kommt man dann über das Furglerjoch auf die Paznaun-Seite, sieht es kaum besser aus mit dem Unterschied, dass dort die Liftanlagen und Geländeplanierungen für die Schipisten rund um die Ascher Hütte weitgehend noch in Bau sind. Dafür bin ich in See bestens untergekommen: Weil schon viele Häuser geschlossen hatten, mußte ich eine hochnoble Ferienwohnung nehmen, die als Zimmer für eine Nacht stolze 35 € kostete; als die Wirtsleute allerdings von meiner Unternehmung hörten, verlangten sie für ein Bier ganze 2 € und für die reichlich bemessene Gulaschsuppe gerade mal 1,50 €!

In See im **Paznauntal** begann die längste Talwanderung der gesamten Tour, wobei es bei diesen 23 Kilometern auch ständig bergauf und bergab ging, weil der Weg die alte Paznaun-Straße am Hang benützt, die die südseitigen Höfe und Weiler verbindet. Diese Straße hat ihre Bedeutung als Durchgangsstraße erst durch den Bau der Straße im Talgrund 1887 verloren. In der Fremdenverkehrsregion Paznauntal lässt sich gut Tiroler Architektur studieren: noch stehen einige alte wunderschöne Bauernhäuser und alte Kapellen und Kirchen – besonders erwähnenswert diejenige von Kappl –, doch nimmt zwischen all den Pensionen und Hotels die sogenannte moderne Architektur zu, die mit ihren Pultdächern, ihren schmucklos viereckigen Kästen und einer gewollten (aber nicht erreichten) Moderneität wie die Faust aufs Auge paßt. Der Hauptort Ischgl ist um diese Jahreszeit geradezu ein Albtraum: Die Saison ist zu Ende, zahlreiche Baumaßnahmen durchziehen den Ort, fast alles ist geschlossen – eine fast schon gespenstische Atmosphäre!



Im Muttejoch

So bin ich schnell noch hinauf ins **Verwall** zur Friedrichshafener Hütte und habe die Ruhe am Berg und den Frieden fürs Auge genossen. Nur dass es dort wieder zu schneien begonnen hat, war mir nicht so angenehm. Der nächste Tag begann glasklar, die Berge waren schneeweiss, aber die Spurerei übers Muttejoch (2640 m) hinüber zur Heilbronner Hütte hielt sich in Grenzen. Das Wetter war so schön, dass ich mich entschloss, um 11 Uhr noch den langen (8 1/2 Std.) Wormser Höhenweg zur Wormser Hütte anzugehen. Der Weg war zwar vom schmelzenden Schnee voller Wasser und

matschig, doch das Wetter blieb ausnahmsweise gut und die Ausblicke in die Silvretta entschädigten für so manche Mühe. Reichlich müde erreichte ich die Hütte (wieder mal in einem schrecklichen Pisten-Ausbau-Gebiet), stieg am nächsten Tag nach Schruns im Montafon ab und ließ damit das Verwall hinter mir.

Aufs **Rätikon** hatte ich mich schon gefreut, denn meine bisherigen Besuche beschränkten sich auf eine einzige Schitour; und nach den Wochen in den eher milden Formen des Urgesteins sah ich den schrofferen Felsen des Kalkgesteins erwartungsvoll entgegen. Und ich wurde nicht enttäuscht, auch wenn die Sicht meist wolkenverhangen war und es an der Lindauer Hütte wieder bis auf 1900 m geschneit hatte: schöner steiler Fels lud zum Klettern ein. Wegen des Schnees wechselte ich von der Totalphütte auf die schweizer Südseite mit der Schesaplanahütte und bestieg von dort (zu meiner persönlichen „Belohnung“ ohne Rucksack) die Schesaplana, mit 2966 m die höchste Erhebung des Rätikons. Damit war der letzte Höhepunkt meiner Wanderung erreicht, denn der Übergang zur Pfälzer Hütte, der einzigen Liechtensteiner Alpenvereinshütte, und der Abstieg nach Vaduz waren nur noch reine Formsache. Schönster Sonnenschein beim Abstieg ins Rheintal, im Bus nach Feldkirch und in den Zügen nach Lindau und München ließen mich hoffen, dass ich wenigstens zuhause noch einen „goldenen Oktober“ erleben könnte.



Die drei Türme der Drusenfluh im Rätikon



Die Heßhütte mit dem Hochtor im Gesäuse

Teil III: Wien – Tappenkarsee (Kleinarl im Pongau)

31. 7. – 28. 8. 2015: Nordalpen- und Zentralalpen-Weg

Alpen-Längsdurchwanderung vollendet

„Einfach losgehen. Vier bis fünf Kilometer in der Stunde zu Fuß zurücklegen. Mal weniger, mal mehr, je nach Gegend und Witterung. Ziele, Routen, Pausen selber wählen. Richtungen ändern. Vom Weg abweichen. Im Weglosen gehen. Souverän über Raum und Zeit verfügen. Gehen und tragen. Alles, was man braucht, im Rucksack bei sich haben. Sich etwas zuzutragen.“ (Ulrich Grober, *Vom Wandern – Neue Wege zu einer alten Kunst.*)

Für das Jahr 2015 nahm ich mir die Strecke von Wien bis zum Tappenkarsee vor. Von den von der Sektion Weitwanderer empfohlenen Wegen suchte ich mir die Nr. 2, den Zentralalpenweg aus, der allerdings für mich den unerklärlichen Nachteil hat, dass er nicht in Wien beginnt, sondern in Hainburg an der Donau östlich von Wien. Dann führt er lange durch flaches Land am Neusiedlersee entlang, geht über die relativ niedrigen Berge südlich des Semmeringpasses und der Mur und erst in den Rottenmanner Tauern erreicht er die zentralen Alpen. Hier schuf Abhilfe der Weg Nr. 1, der Nordalpenweg, der von Wien aus die Wiener Hausberge im Kalk bis

zum Gesäuse verfolgt, dann nach Norden ins Tote Gebirge abschwenkt, während ich westlich des Gesäuses zum Zentralalpenweg in die Niederen Tauern wechselte. So konnte ich endlich auch mal die vom Hörensagen bekannten, aber nie besuchten Wiener Hausberge kennenlernen.

Eine Freundin, die in Wien ihre Enkel abholen wollte, brachte mich zum Ausgangspunkt: allen Vereinfachungen und möglichen Erleichterungen zum Trotz begann ich mitten in Wien am Stephansdom; wenn schon alles ausnahmslos zu Fuß, dann auch vom adäquaten Startpunkt aus. Und der erste Tag sollte es gleich in sich haben: Gestartet bin ich am frühen Nachmittag, denn eigentlich wollte ich nur aus der Stadt raus und im ersten Vorort, Perchtoldsdorf bleiben. Doch dort wollte ich ganz aus den Häusern raus und zur ersten Hütte gehen, der Kammersteiner Hütte auf der Josephswarte, 582 m hoch. War ja nur noch eine Stunde. Oben angekommen: Hütte ab 18 Uhr geschlossen. „Macht nichts“ dacht ich mir, „andere Gasthöfe sind nicht weit, notfalls noch zwei Stunden zum nächsten Ort“. Aber alle Unterkunftsmöglichkeiten hatten geschlossen. Also noch mal weiter, schon tief in der Nacht, schwarze Wolken obendrein, manchmal ein Blitz, besser nicht im Freien biwakieren, sondern wenigstens ein Vordach über sich; das fand sich aber erst im Friedhof von Heiligenkreuz.

Erst ein paar Tage später hat mich ein Wiener aufgeklärt: Die Hütten und Gasthöfe liegen alle so nahe am Tal, dass die Wiener dort in den seltensten Fällen übernachten, sondern lieber absteigen und zuhause schlafen. So ging es also ohne Hütten durch den hügeligen **Wiener Wald**. Auch am Peilstein (718 m), einem beliebten Klettergebiet, waren beide Hütten geschlossen. Die erste offene Hütte fand ich erst am vierten Tag, es war das Öhler-Schutzhäusl, nicht weit vom ersten „richtigen“ Berg, dem **Schneeberg** mit seinen 2076 m. Vom Gipfel eine herrliche Aussicht und erstmals war ich nicht ganz allein unterwegs; bislang hatte ich auf meinen Wegen kaum jemand gesehen, auf der Edelweißhütte war ich einer von drei Übernachtungsgästen. Langer Abstieg vom Schneeberg zum Weichtalhaus (547 m) und dort unten sengende Hitze. Die ersten beiden Wochen herrschte phantastisches Wetter: wolkenloser Himmel, heiße Sonne und auf den Höhen ein kühler Wind. Nur in den Tälern beim Wechsel von einer Gebirgsgruppe zur nächsten war es fast unangenehm heiß. Ein mit Leitern gespickter Weg führt am Rande des Höllentales hinauf zur **Rax**. Dort bin ich im Otto-Schutzhäusl geblieben, von außen ein grauer, bis viergeschossiger Bau, der eher ins Tal paßt als hier oben in die Berglandschaft, aber innen über eine altehrwürdige Einrichtung verfügt, die Erinnerungen an das

feudale Berliner Haus in den Zillertälern weckt. Auch hier nur sechs Gäste; den großzügigen Schlafraum hatte ich für mich alleine. Die Rax, die ich am nächsten Tag durchwanderte, scheint mir ein ganz attraktiver Gebirgsstock zu sein und zwar gleichermaßen für Wanderer wie für Kletterer, auch wenn der höchste Gipfel, die Heukuppe, nur 2007 m mißt. Für den Übergang zur nächsten Berggruppe, der **Schneearlpe** (Windberg, 1903 m) leitet von der Rax überraschend ein netter kleiner Klettersteig hinunter, bevor es wieder steil nach oben geht.

Die Schneearlpe ist wie auch die nächste Gruppe, die **Hohe Veitsch** (1981 m), eher ein Wiesen- und Weidegelände. Dazwischen liegt allerdings eine Sehenswürdigkeit: das Münster des ehemaligen Zisterzienser-Stiftes Neuberg an der Mürz, ein riesiger gotischer Bau, der einigermaßen passend prächtig barock eingerichtet ist. Besonders sehenswert ist ein alter gotischer Marienaltar.

Bäche oder Seen gab es bislang keine, und am **Hochschwab** wurde auch deutlich warum nicht. Schon an der Schneearlpe hieß eine Gegend „Durchfall“. Das hat nichts mit Magenproblemen zu tun, sondern damit, dass hier das Wasser eines größeren Hochtals komplett durch den Boden fällt. Die Kalkalpen sind hier ein einziges Karstgebirge mit reichhaltigen Höhlensys-



Hochschwab



Gipfelkreuz Hochtor (2369 m)

temen und – besonders gut im Hochschwab zu studieren – vielen kleinen und mehreren riesigen Dolinen, die wie große Krater aussehen und durch die alles Wasser im Untergrund verschwindet. Die Wiener wissen, wo es wieder zum Vorschein kommt, denn die Millionenstadt bezieht ihr Trinkwasser von Rax und Hochschwab. Der Hochschwab hat mir besonders gut gefallen – nur leider war ich nicht zum Klettern ausgerüstet. Aber auch als Wanderer kam ich auf meine Kosten, als ich vorbei an dem modernen und angenehm zweckmäßigen Schiestlhaus zum 2277 m hohen Gipfel ging. Landschaftlich ebenso reizvoll war der lange Weg zur bestens bewirtschafteten Sonnschienhütte, die ihrem Namen alle Ehre machte, und am nächsten Tag hinunter zum Leopoldsteiner See, der schönstes Badevergnügen bot.

Der Ort Eisenerz besticht gleichermaßen mit seiner imposanten Wehrkirche, dem noch sichtbaren Wohlstand aus vergangenen Zeiten und dem überdimensionalen Erz-Tagebau am Erzberg, der sich über 700 Hm vom Ort bis zum Berggipfel erstreckt. Aber bleiben wollte ich hier nicht, sondern über einen Sattel am Rande der **Erzberger Alpen** noch nach Radmer an der Stube gehen. Der nächste Tag sollte über 1750 Hm zur Heßhütte im **Gesäuse** gehen; weil ich meinen größten Verhauer an einem meiner längsten Tage „zu-stande brachte“ wurden's noch 200 Hm mehr. Aber ich wurde entschädigt

durch einen sehr lustigen Abend in einer zufällig zusammengekommenen bunten Gruppe. Am nächsten Morgen leistete ich mir den Luxus, ohne Rucksack schnell mal den Klettersteig zum Hochtor (2369 m) zu gehen. Das war nicht nur des Ausblicks wegen eine sehr lohnende Sache. Der Abstieg nach Johnsbach war wieder mal sehr heiß, Brotzeit mit den Kameraden von gestern abend; von der Oberst-Klinke-Hütte wurde mir abgeraten, so blieb nur noch der 750-Meter-Anstieg zur Mödlinger Hütte. Diese Hütte sollte man allein schon wegen ihres Frühstücksbuffets besuchen: hier nur die Obstauswahl (neben allem Üblichen): Wassermelonen, Trauben, Nektarinen, Datteln, getrocknete Aprikosen, eingekochte Aprikosen, Studentenfutter, allerlei Nüsse und Pasten. Die daraufhin gelobte Hüttenwirtin meinte nur: „Ja, ja, viele meinen, ich sei eine Außerirdische, aber mir g’fällt des so.“

Mit dem Abstieg nach Trieben und dem Aufstieg zur Edelrautehütte verließ ich die Kalkalpen und den Nordalpenweg und war nun auf dem Zentralalpenweg in den Niederen Tauern, deren erste Gruppe die **Rottenmanner Tauern** waren. Auf der Edelrautehütte schockierte ich ganz unfreiwillig die Hüttenwirtin: „Mit am Weitwanderer hab i heit net g’rechnet – i hab a Hochzeit, die Hütt’n is voi, die Live-Musik spuit bis um zweoa oda drei in der Früh – na, was soi i jetzt macha?“ Ich nahm ihr die Sorge ab, fragte auf der fünf Minuten entfernten Scheibel-Alm nach einer Übernachtung, die man sich mir zunächst nicht anzubieten traute, denn es war ein leerer Dachboden in einem löchrigen Schuppen, aber das Dach war dicht, eine Matratze gab’s auch und sogar einen Lattenrost dazu. Ich habe bestens geschlafen und außerordentlich nette Alm-Leute kennengelernt. Auch die Brautentführung ging zu dieser Alm und vom Trubel auf der nahen Hütte blieb ich komplett verschont.

Die nächste Etappe war in meinem Führer mit 13–14 Stunden angegeben (1750 Hm, 24 km); selbst wenn ich nur 10 Stunden bräuchte, war einigermaßen gutes Wetter Voraussetzung, vor allem keine Gewitter, ging doch die Route ohne Hütte oder Almen den ganzen Tag am Kamm entlang. Trotz zweifelhaftem Wetter habe ich es probiert, den ersten Gipfel, den Großen Hengst (2159 m) erreicht, aber bald darauf hüllten die Wolken die Nachbar-gipfel ein und es begann zu regnen. Also wieder zurück. An der Alm hörte der Regen auf und – ein schöner Tag begann, aber zu spät dafür, die lange Etappe noch einmal zu beginnen. So blieb ich auf der Edelrautehütte und hoffte auf den nächsten Tag. Aber der nachts eingesetzte Regen sah nach Dauerregen aus. Das war er auch, obwohl ich eine kurze Regenpause nutzte, um dennoch aufzubrechen und mein Glück zu versuchen. Am Großen

Bösenstein (2440 m) kam zum Regen und Nebel noch ein heftiger Wind dazu, also abbrechen und über das lange Pölsental hinaus bis fast zum Ort Hohentauern. Erst am dritten Tag sollte mir diese Etappe zur Schwaberger Hütte bei passablem Wetter gelingen.



Ausblick von der Hochwildstelle

Trotzdem war das noch ein Glück, denn an den nächsten beiden Tagen hatte ich in den **Wölzer Tauern** auf den Höhen kaum mehr Sicht als 100 m und auch einigen Regen, so dass ich froh war, zunächst die Planner Alm und am nächsten Tag Donnersbachwald zu erreichen. Die Mörsbachhütte, die ich abends noch erreichte, wird nur noch vom benachbarten Alm-Gasthof aus bewirtschaftet; nach dem Essen im Gasthof hatte ich nachts die ganze ÖAV-Hütte für mich allein. Auch der nächste Tag hatte noch nebliges feuchtes Wetter; im hohen Gras und an den zahllosen Heidelbeersträuchern sind Schuhe und Hosen im Nu tropfnäß. Über die Gstemmerscharte ging es hinunter nach St. Nikolai im Sölkatal. Nach einem gemütlichen ausgiebigen Mittagessen bei grauem, aber passablem Wetter um 14 Uhr die Frage: Bleiben oder Weitergehen; die nächste Hütte war mit 6 ½ Stunden bei 1100 Hm auf dem Wegweiser angegeben. Ich habe nicht lange überlegt und bin los, die ersten Schritte in die **Schladminger Tauern**. Der Weg zog sich, viele Gipfel wolkenverhüllt, zwei schöne Bergseen und wieder mal völlig al-

leine unterwegs. An der Schimpelscharte (2273 m), überschreitet man den Hauptkamm; im Süden ist das Wetter einen Deut besser und nach 600 m Abstieg erreiche ich um 19 Uhr die Rudolf-Schober-Hütte. Nachdem eine lustige, leicht alkoholisierte Vierergruppe abgezogen ist, bleibt für die fünf Übernachtungsgäste ein ruhiger Abend. Und am nächsten Morgen: Endlich wieder schönes Wetter; blauer sonniger Himmel!

Es wurden zwei sehr schöne Tage. Die Schladminger Tauern sind ein abwechslungsreiches Hochgebirge mit unzähligen Seen, teils schroffen Gipfeln, schönen Wegen, grünen Matten und Almen und tonnenweise reifen Heidelbeeren. Der erste dieser beiden Tage führte mich übers Hubenbauer-törl und unter dem Predigtstuhl vorbei zur Breitlahnalm. Hier gibt's auch Unmengen Leute, denn die Alm ist mit dem Auto erreichbar, es ist Samstag und schönes Wetter und der Schwarzensee am Talende ist eine Attraktion. Trotzdem waren wir nur zu dritt im Lager. Der zweite Tag bietet an der malerischen Lassach-Alm vorbei einen hübschen 1700-Meter-Anstieg, zum Schluß auf einem leicht versicherten Grat zum Gipfel der Hochwildstelle (2747 m) mit großartiger Aussicht. Ziel ist die Preintalerhütte, neben der in zehn Metern Entfernung die Waldhorn-Alm steht, die ebenfalls Übernachtung anbietet. Weil ich die Bewirtschaftungsrichtlinien des Alpenvereins für Hütten (insb. bezüglich der Selbstversorger) ablehne, war ich dankbar



Fischerhütte mit Faulkogel, Radstädter Tauern

für diese Alternative und habe es nicht bereut. Eine äußerst gesprächige und gescheite Almbäuerin, ein gutes Essen und eine ruhige Nacht zu dritt im Lager sorgten für einen wunderbaren Aufenthalt.

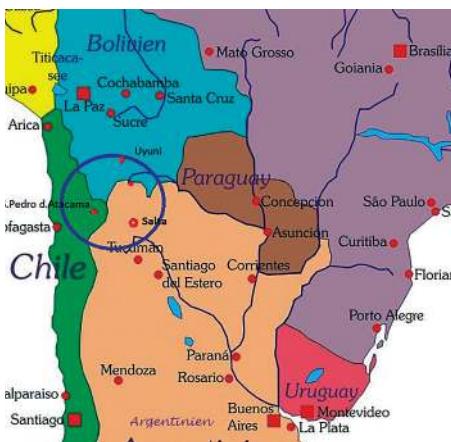
Leider nur zwei schöne Tage, denen zwei weniger schöne Tage, um nicht zu sagen: Schlechtwetter-Tage folgten. Den berühmten Klafferkessel mit seinen 30 Bergseen in 2000 – 2300 m Höhe habe ich bei Sichtweiten von ca. 50 m durchstreift; vom Oberen Klaffersee habe ich die Wellen gegen das Ufer schlagen hören, aber nichts gesehen. Vom Greifenberg (2618 m) konnte man zwar das schöne Wetter im Norden sehen (mit dem Dachsteinmassiv in voller Sonne), aber nichts vom Klafferkessel. Die Gollinghütte ist mir vor allem deswegen in Erinnerung, weil der Wirt auf „unauffällig“ aufdringliche Weise Umsatz zu machen versucht hat. Und der nächste Tag begann mit Skat mit zwei Bremer Wandersleuten, um den Regen abzuwarten. Als wir um 11.30 Uhr dann doch los sind, regnete es noch eine Stunde lang, aber an eine Besteigung des Hochgolling, höchster Berg der Niederen Tauern, war wegen Nebel, Nässe und eisigem Wind nicht zu denken. Überraschend das Treffen einer guten Bekannten auf der fröhlich bewirtschafteten Landawirsee-Hütte; abends noch zur Keinprechthütte.

Mit einem schönen Tag über die Rotmandlspitze (2453 m) und die wunderbaren Giglachseen verließ ich die Schladminger Tauern am Obertauern-Paß, um noch zwei Tage durch die **Radstädter Tauern** zu wandern. Ein abendlicher Marsch brachte mich noch auf die Südwälder Hütte und am nächsten Tag ging's unter dem Mosermandl und über der Tauern-Autobahn, die 700 m tiefer durch den Tunnel führt, zur Tappenkarsee-Hütte. Dort und noch mehr beim Abstieg nach Kleinarl begegneten mir so viele Touristen, dass ich froh war, heim fahren zu können.

Mit dem Rad unterwegs in den Anden

Beate Wick

Bereits vor drei Jahren hatte ich gemeinsam mit Willi Jörg Patagonien mit dem Radl bereist. Wir waren begeistert von dieser Fahrt durch Chile und Argentinien bis ans „Ende der Welt“ nach Feuerland.¹



Diesmal wollten wir den hohen Norden Argentiniens und den Süden Boliviens mit dem Fahrrad entdecken. Eine anspruchsvolle Bergfahrt in einmaliger Landschaft, durch bunte Gebirgsschluchten, über weite einsame Hochebenen, über die weiße Salzpfanne Uyuni, vorbei an vielen farbigen Lagunen und Vulkanen in den trockenen endlosen Weiten des Altiplano nach San Pedro de Atacama in Chile und über die Anden zurück nach Argentinien.

Anfang des Jahres (2016) verbrachten wir viel Zeit mit der Planung, Ausarbeitung einer Route und Sammeln von Infos aller Art. Wir buchten einen Flug über Buenos Aires nach Salta im Nordwesten von Argentinien, unserem Ausgangs- und Endpunkt der geplanten Radreise. Wir fuhren viel Fahrrad und lernten fleißig Spanisch, um uns vor Ort verständigen zu können.

Am 8. September war es dann endlich soweit. Wir kommen an in Salta, einer hübschen Kolonialstadt an den Ausläufern der Anden auf 1187 m Höhe. Nach drei Tagen Eingewöhnen, Jetlag-Überwinden, Einkaufen, Sightseeing und lockerem Einfahren können wir am vierten Tag endlich unsere Tour beginnen.

Am ersten Radl-Tag kommen wir bereits von Salta auf asphaltierten, aber wenig befahrenen Nebenstrecken nach Norden, 83 km über einen kleinen Pass über die Grenze der Provinz Salta in die Nachbarprovinz Jujuy, im äußersten Norden Argentinien. Über die Provinzhauptstadt San Salvador

¹ 80. Bayerländer, Seite 343–351, München 2014.

de Jujuy fahren wir in den folgenden Tagen weiter durch das weltberühmte Tal der Quebrada de Humahuaca. Zahlreiche hübsche koloniale Städte liegen im Tal des Rio Grande. Das Beeindruckendste sind immer wieder die verschiedenen Farben und Formen der Berghänge (UNESCO-Weltnatur- und Weltkulturerbe).

Leider ist diese Strecke daher auch stärker frequentiert. Viele Pkw und Touristenbusse sind auf der Ruta 9 zwischen den Sehenswürdigkeiten des Tals und bis nach Bolivien unterwegs. Die erste Attraktion ist der sogenannte „Sieben-Farben-Berg“ bei Purmamarca, einem kleinen, indianisch geprägten Dorf. Geologische Prozesse haben in Millionen von Jahren eine bunte und formenreiche Bergkulisse geschaffen. In der Stadt Tilcara legen wir einen Wandertag ein zur Garganta del Diabolo (Teufelsschlucht).

Bei Humahuaca sind wir bereits auf knapp 3000 m. Ein Tagesausflug mit dem Rad führt uns von hier bis auf 4200 m zum Aussichtsplatz Serrenia de Hornocal oder „Berg-der-vierzehn-Farben“. Auch wenn wir heute ohne schweres Gepäck fahren können, schlauchen uns Höhe und Hitze. Aber oben sind wir von dem Panorama tief beeindruckt. Das Naturschauspiel übertrifft unserer Meinung nach noch den „Sieben-Farben-Berg“ von Purmamarca, den wir zuvor bewundert hatten.

Bevor wir zur Grenze nach Bolivien kommen, nehmen wir statt der Hauptstraße einen Umweg über die Hochfläche der Laguna de los Pozue-



Der 14-Farben-Berg bei Humahuaca

los, wo es ein bedeutendes Vogelschutzgebiet gibt und wir die ersten Flamingos und viele andere Wasservögel bestaunen können. Nachts hat es ein heftiges Gewitter, und wir sind froh, einen Schlafplatz unter Dach an der Station des Naturparks gefunden zu haben.

Die Gegend ist einsam und karg, nur ein paar ärmliche Hütten am Wegrand. Manche sind bewohnt, freundliche Menschen winken uns im Vorbeifahren zu; andere Hütten sind verlassen und verfallen. Hier im äußersten Nordwesten treffen wir auf die bekannte Ruta 40 und folgen ihr bis zur Grenze nach Bolivien.

Von Villazon, der Grenzstadt in Bolivien, geht es mit dem Zug 300 km nach Norden bis Uyuni, denn die schlechte Sandpiste zwischen Tupiza und Uyuni wäre keinesfalls mit dem Fahrrad fahrbar. Nach Uyuni sind es noch 20 km auf asphaltierter Straße, bevor wir nach Westen abbiegen, Richtung Salar Uyuni, der größten Salzpfanne der Erde (mit ca. 10.500 km²). Wir wollen die Salzfläche mit dem Fahrrad überqueren, was nur während der trockenen Jahreszeit möglich ist. Ein wunderbares Erlebnis auf der glatten Salzkruste mit hexagonförmigen Salzrändern zu radeln. Wäre da nicht die Hitze des Tages und das gleißende Sonnenlicht, man könnte meinen, auf Eis zu fahren. Wir übernachten bei der Insel Isla Incahuasi inmitten des „Sees“, der mit bis zu 10 Metern hohen Kakteen übersät ist, von denen die größeren Exemplare weit über tausend Jahre alt sind.



Auf der Isla Incahuasi des Salar Uyuni



Eindrücke der Lagunenroute

Am nächsten Tag erreichen wir das Süd-Ende der Salar, und nun folgt der härteste Abschnitt der Reise: Die Ruta de las Joyas altoandinas haben wir uns als größte Herausforderung des Urlaubs vorgenommen. Die so genannte „Lagunenroute“ führt von der Salar Uyuni in Bolivien nach San Pedro de Atacama in Chile. Sie durchquert dabei Wüstengebiete des Altiplano im äußersten Südwesten Boliviens, gilt als hart, unberechenbar, sehr abgelegen und ist ein Klassiker unter Tourenfahrern. Wir benötigen für die Strecke von Uyuni bis zur chilenischen Grenze dreizehn Tage, inklusive einem Ruhetag. Diesen verbringen wir an der besonders schönen Laguna Colorada, wo es auch eine sehr einfache Unterkunft gibt.

Jeder Tag ist eine neue Herausforderung. Die Pisten sind schlecht, weich und sandig. Oft gibt es nicht nur eine Piste, sondern viele Spuren der 4x4-Fahrzeuge, die irgendwo durch den weichen Sand führen. Eine Spur, die vielleicht gerade noch fahrbar war, verliert sich wieder im weichen Untergrund, und selbst das Schieben wird zur Qual. Nicht nur manchmal, sondern jeden Tag, sind etliche Schiebepassagen angesagt. Wir spüren die Höhe und die staubtrockene Luft. Die Route bleibt ständig in einer Höhe zwischen 4000 und 4950 m. Tagsüber ist es auf der Hochfläche oft heiß, doch dann pfeift über die höheren Pässe wieder ein eisig kalter Wind, und nachts fällt das Thermometer bis auf -13 °C.

Warum tun wir uns das an? Weil es sich lohnt. Weil es ein unbeschreiblich schönes Erlebnis ist. Die Landschaft ist einmalig und fremd: Felsen von Erosion und Wind gezeichnet, Vulkane in leuchtenden Farben, Geysire und Lagunen. Jede der zahlreichen Lagunen hat ihren eigenen Reiz. Licht und

Farben in den unterschiedlichsten Schattierungen. Neben den unzähligen Flamingos im salzigen Wasser und anderen Vögeln entdecken wir auch noch weitere Tiere in diesem kargen Lebensraum (Viscachas, Vicuñas, Füchse).

Zum Aufstellen unseres Zelts finden wir nur wenige Plätze, die etwas Windschutz bieten, in einer kleinen Schlucht, hinter Felsen oder Mauern verfallener Häuser. Am Geysirfeld Sol de Mañana campen wir auf 4900 m in unmittelbarer Nähe der dampfenden und stinkenden Schlammlöcher. Zischend und pfeifend entweichen die giftigen Gase, und als sich nachts der Wind legt, haben wir Bedenken, dass unser Platz vielleicht doch zu nah am Geschehen ist.

Bereits am zweiten Tag auf der Strecke war unser Gaskocher kaputtgegangen. Irgendwie ist wohl feinster Sand in die Leitung gekommen. Zum Glück haben wir einen anderen Tourenradler (Schorsch aus Traunstein) getroffen, der für uns die folgenden Tage oft mit seinem Benzinkocher unterstützt, so dass wir doch noch warmes Essen und heißes Wasser bekommen. Wir schleppen Trinkwasser für mehrere Tage mit; doch trotzdem reicht es nicht, und gelegentlich winken wir einem vorbeikommenden Touristen-Jeep mit den leeren Trinkflaschen zu. Sowieso werden wir von den Touristen oft fotografiert. Da können sie uns gerne als Gegenleistung auch mal ein paar Liter Wasser schenken.



Laguna Cañapa

An der Laguna Calviri gibt es dann wieder ein Rifugio, wo wir essen und auf dem Fußboden der Gaststube schlafen können. Das Beste ist der Luxus einer Thermalquelle vor dem Haus. Die letzte Lagune auf der Strecke ist die Laguna Verde (heute eher zart hellblau als grün) vor dem formschönen schwarzen Vulkan Licancabur. Von hier ist es nicht mehr weit bis zum Ausgang des Naturschutzgebietes vor der chilenischen Grenzstation Hito Cajón auf 4600 m. Auch hier gibt es eine Unterkunft. Am nächsten Tag sind es noch einmal mehrere mühsame Stunden durch weichen Sand bis zum Beginn der Asphaltstraße. Jetzt rollen wir 40 km nur bergab 2200 Höhenmeter bis zur Oasenstadt San Pedro de Atacama (2450 m).

In diesem Touristenort gibt es alles, sogar einen neuen Kocher und Lebensmittelvorräte für den Weiterweg. Wir gönnen uns ein paar Tage Auszeit, um einzukaufen und auszuruhen bevor wir die anstrengende Etappe über die Anden zurück nach Argentinien in Angriff nehmen. Tagesausflüge mit dem Fahrrad führen uns in die trockenen Hochtäler Val de la Luna und Val de la Muerte.

Der kürzeste Weg von S. Pedro d. A. zurück zu unserem Ausgangspunkt Salta würde über den Jama Pass führen, alles Asphalt. Aber wir wählen eine interessantere Alternative mit deutlich weniger Verkehr auf meist nicht geteerten Pisten. Einige Passübergänge sind zu bewältigen und zunächst 350 km (fünf Tage) bis zur ersten Stadt in Argentinien, San Antonio de los Cobres (3770 m).

Der erste Tag wird trotz Teerstraße anstrengend durch Gegenwind und Hitze am Rande der Atacama-Wüste. Ca. 850 Höhenmeter und 93 Kilometer sind bis zum kleinen Dorf Socaire zu bewältigen. Hier können wir in einer Hosteria übernachten und die Wasservorräte (für 2–3 Tage) auffüllen.

Ein paar Kilometer nach dem Dorf wird die Straße zur schlechten Schotterpiste. Noch schlechter und steiler wird die Piste zur Laguna Miscanti, die wir noch besichtigen wollten, doch wir werden mit den Fahrrädern nicht in den Nationalpark eingelassen, denn wir dürfen hier auch nicht übernachten, und für ein kurzes Foto von der Lagune hätten wir ein paar tausend Pesos Eintritt zahlen sollen. Also nicht mal gesehen, 300 Höhenmeter in der Mittagshitze umsonst hochgeschoben. Wieder zurück an der Hauptstrecke finden wir einen guten Platz zum Zelten mit Aussicht und etwas Windschutz.

Bis zur Salar de Agua Calientes, einer hübschen türkisblauen Lagune

mit warmen Quellen, fahren noch etliche Touristen, danach wird es schlagartig einsam. 3,5 km nach dem Passübergang Abra El Laco (4578 m) gibt es eine Kupfermine, die aber wohl derzeit nicht betrieben wird. Wir machen dort im Schutz vor dem heftigen kalten Wind eine Pause und bekommen Wasser. Am Spätnachmittag erreichen wir die wunderschöne hellblaue Laguna Tyaito. Doch wir suchen lange, bis wir einen einigermaßen windgeschützten Zeltplatz am Ende der Lagune finden.

Als Paso Sico (4090 m) wird der Grenzübergang nach Argentinien bezeichnet. Der höhere Pass Abra Sico (4495 m) liegt da schon hinter uns. Wir rollen abwärts zur neuen Grenzstation, wo wir die Ausreise- (Chile) und Einreise-Formalitäten (Argentinien) erledigen. Hier müssen wir uns zwischen der neueren Hauptstraße R 51 und der Nebenstrecke R 37 entscheiden. Nachdem beides nicht geteerte Wellblechpisten sind, wählen wir die einsamere landschaftlich schönere Ruta 37. Der Weg ist allerdings sehr sandig und schlecht fahrbar, der Wind stark, und wir schaffen gerade noch 8 km, bis wir ziemlich fertig hinter einer verfallenen Hütte unser Zelt aufschlagen.

Weiter geht es auf einsamer Piste. Catua ist das erste, recht verschlafene, aber bewohnte Dorf in Argentinien. Im Dorfladen bekommen wir einige Lebensmittel. Dann geht es wieder bergauf über einen Pass (Huaytiquina 4300 m) und bergab entlang eines Bachlaufs, teilweise zugefroren. Wir sehen den ganzen Tag kein Fahrzeug und genießen die Landschaft. An der früheren argentinischen Zollstation (Cauchari) stehen ein paar Ruinen und verlassene Häuser, wo wir übernachteten. Olcapato ist die Endstation der berühmten Zugstrecke Tren de las Nubes (von Salta). Hier gibt es wieder Trinkwasser.

Zur Abwechslung haben wir nun Rückenwind bei der Auffahrt auf den höchsten Pass der Strecke, den Alto Chorillo (4560 m). Viel Sand wirbelt durch die Luft, und oben wirft uns heftiger Seitenwind fast im Stand um. Wir rollen 26 km abwärts und erreichen San Antonio de los Cobres (3800 m). In diese Minenstadt kommen viele Touristen, obwohl der Ort nicht besonders schön ist, und es ist nicht leicht, eine Unterkunft zu finden.

Der höchste (fahrbare) Pass Argentiniens, der Abra de Acay mit 4995 m wartet noch auf uns. Die Schotterpiste ist einigermaßen fahrbar, doch Höhe und Wind machen uns zu schaffen. Wir sind nun auf der legendären Ruta 40 und auf dem Weg zu ihrem höchsten Punkt. Oben angekommen, werden wir mit einem herrlichen Panorama auf die umliegenden Gipfel

der Vulkanberge belohnt, zur Linken der höchste, der Nevado de Acay mit knapp 6000 m.

Der Fahrweg windet sich in steilen Kehren in die Tiefe. Beeindruckend und lang ist die Abfahrt. Der erste Ort im Calchaqui-Tal ist La Poma. Ab hier wird das Tal zunehmend breiter und grüner. Landwirtschaft ist hier wieder möglich. Es ist bekannt, dass das Tal vor der Kolonialisierung durch die Spanier intensiv landwirtschaftlich genutzt wurde.

In dem touristischen kleinen Bergort Cachi gönnen wir uns ein nettes Hotel und am nächsten Tag ruhen wir auf einer grünen Wiese des Campingplatzes im Dorf Molinos. Wir sind immer noch auf über 2000 m Höhe, doch das merkt man kaum. Es ist warmes Frühlingswetter, die Sonne scheint, herrlich! Mit leichten Gegenanstiegen geht es entlang des Rio Calchaqui über San Carlos nach Cafayate, das in einem großen Weinanbaugebiet liegt (ab San Carlos alles asphaltiert).

Von Cafayate starten wir zur letzten Etappe in Richtung Norden durch die Quebrada de Cafayate (oder auch Quebrada de las Conchas oder „Muschelschlucht“) und das Lerma-Tal in Richtung Salta. Landschaftlich und geologisch nochmal eine interessante Strecke mit vielfältigen Gesteinsformationen. Der Gegenwind nimmt zu, der Verkehr auch; die Motivation und Kraft dagegen nehmen ab.

Von La Viña fahren wir am nächsten Tag die letzten 90 km mit dem Linienbus durch die zunehmend besiedelte und landwirtschaftlich genutzte, etwas eintönige Ebene zurück zu unserem Ausgangspunkt, nach Salta.

Kaum zu glauben: Jetzt liegen alle Anstrengungen hinter uns. Wir sind stolz und glücklich, diese Tour geschafft zu haben. Es waren harte und kräftezehrende, doch zugleich auch wundervolle, unvergessliche und erfahrungsreiche sechs Wochen. Ungefähr 2000 km (auf meist schlechten Pisten) sind wohl zusammengekommen, Höhenmeter haben wir nicht gezählt; die Statistik ist uns egal. Aber eins ist sicher: Steigern können wir das nicht mehr.

Bevor wir daheim wieder in das Alltagsleben eintauchen, haben wir zum Glück noch Zeit für zwei Wochen Erholungsurlaub in Uruguay und Besichtigung der Städte Montevideo und Buenos Aires.

Pyrenäen

*Uli Schöppler (*1955, seit seiner Jungmannschaft bei Bayerland, 1991 Eiger Nordwand, 2004 Krebserkrankung überstanden) und Barbara Schöppe (*1948, äußerst leistungsfähiges „quälfähiges Auslaufmodell“, wie sie von sich selber zu sagen pflegt), waren insgesamt 2 ½ Monate in den Pyrenäen unterwegs.*

Sie haben allein bei der Anreise 5.000 Höhenmeter, bei der ersten Pyrenäenfahrt innerhalb von vier Wochen insgesamt 39.000 Höhenmeter hinter sich gebracht, mit 6.000 Klettermetern haben sie die „Wanderungen etwas abwechslungsreicher gestaltet“, wie Uli sagt. Bei der zweiten Reise kamen nochmal 11.000 Höhenmeter dazu.

Die Höhenmeter- und Schwierigkeitsangaben wurden erst nach Anfrage der Redaktion hinzugefügt, weil infolge Ulis zurückhaltender Ausdrucksweise sonst der Eindruck einer Pyrenäenfahrt mit einer Vielzahl kleinerer Wanderungen entstanden wäre.

Das Wetter war meist schlecht, jedenfalls sehr unbeständig, so dass einige der ursprünglichen Ziele nicht erreicht werden konnten.

Was Uli als „Spaziergang“ oder Wanderung bezeichnet, sind meist einsame, sehr lange, anspruchsvolle Bergfahrten bis zu 2.500 Höhenmetern an einem Tag, teils kombiniert, zu gehen mit Pickel und Steigeisen, teils Kletterfahrten im mittleren Schwierigkeitsgrad durch große Wände oder über lange Grate und Überschreitungen, meist seilfrei, weil sonst der Rucksack zu schwer geworden wäre. Zelt und Verpflegung mussten auch getragen werden; denn meistens liegen die Anstiege ohne Hüttenunterstützung weit seitab der Touristenwege.

Unser Fazit aus dem folgenden Bericht: Die Pyrenäen sind ein bei uns weniger bekanntes, aber deshalb ein nicht weniger eindrucksvolles, attraktives Ziel für Kletterer und Bergsteiger als die Alpen, und abgesehen von einigen „hotspots“ weit weniger erschlossen und überlaufen, deshalb lohnt die lange Anfahrt allemal.

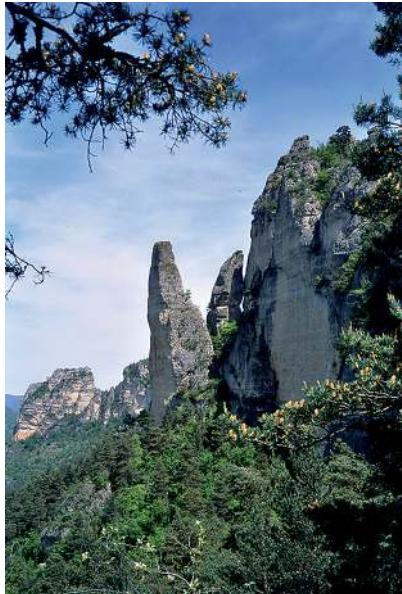
Redaktion

Eine Bergfahrt durch die Pyrenäen vom Mittelmeer zum Atlantik

Uli Schöppler

Vorwort zum Aufbau des Gebirges

Die Pyrenäen verlieren sich im äußersten Osten und im Westen in meist unbedeutendere Gebirgszüge, von wenigen Ausnahmen abgesehen. Im Zentralteil, wo nur zwei Tunnel Spanien mit Frankreich verbinden, liegen die für den Bergsteiger interessantesten Berggruppen. Der Aneto, mit 3404 m der höchste Gipfel, ist teilweise vergletschert. Der Gebirgsaufbau der Pyrenäen ist im Zentrum recht verzweigt. Lange Kämme streichen von der Hauptachse des Gebirges ausgehend nach Norden, während im Süden auf spanischem Boden meist klarer abgegrenzte Berggruppen anzutreffen sind. Auch ist die Geologie nicht durchgängig die gleiche. Kalk, Gneis und Granit prägen in buntem Wechsel die einzelnen Landschaftsformen.



Anreisestopp im Languedoc

Bekannte Klettergebiete gibt es in den Pyrenäen nur wenige. Im Osten findet man den gewaltigen Dent d'Orlu und die zierliche Pedraforca, im Zentrum den Cirque du Portillon, die Anetogruppe sowie den Vignemale und Balaïtous und im Westen den prachtvollen Granitklotz des Pic du Midi d'Ossau. Dafür gibt es viele verborgene Kletterziele, wo man auch heute allein unterwegs sein kann.

Wir besuchten bei der Anreise in die Pyrenäen zunächst das Massif Central, die Cevennen und das Languedoc. Wir fuhren mitten in den Frühling. Wir unternahmen Bergtouren in verschiedensten Höhenlagen, durchstreiften Schluchten, begaben uns in Käsekeller, erwanderten Kastelle, besichtigten Städte und lernten somit die Kultur des Landes kennen. Es war für uns eine gute Einstimmung für das Abenteuer Pyrenäen.

Erster Teil der Durchquerung (Mitte Mai – Juli 2015)

Rousillon



Vallée du Mondony (hinten: Roc de Sant Salvador)

Nach einem Besuch der mittelalterlichen Stadt Carcassonne und einer Kletterfahrt auf den Pic Grosse (III+, seilfrei) und den wunderbaren Aussichtsberg Pech de Bugarach (*Pe*)¹ im Land der Katharer erreichen wir die Gegend von Perpignan. Südlich der Metropole fahren wir von Amélie-les-Bains (*A*) auf einer sehr schmalen und

ausgesetzten Bergstraße hoch über einer wilden Bergschlucht zum einsamen Weiler Montalba. Wir wandern und klettern zwischen blühenden Sträuchern und vom Wind niedergedrückten Bäumen auf den Roc de Sant Salvador (einige Stellen III) und den Roc de France. In der Gipfelregion pfeift der Wind mit voller Kraft. Er bläst aus nordwestlicher Richtung. Heftige Böen werfen uns fast um. Oft ducken wir uns eng an den Boden, um dem Höhensturm weniger Angriffspunkte zu bieten. Für einige Minuten stehen wir am Grenzkamm Frankreich-Katalonien. Ich erkenne in dunstiger blauer Ferne das Mittelmeer. Jenseits des Grates ist es geradezu windstill. Wir steigen ein paar Meter ab. Wir sind allerdings auch nur auf 1500 m Meereshöhe. Nach einer kleinen Rast tauchen wir wieder ein in das ungestüme Element und entfliehen, so schnell es geht, dieser unruhigen Zone.

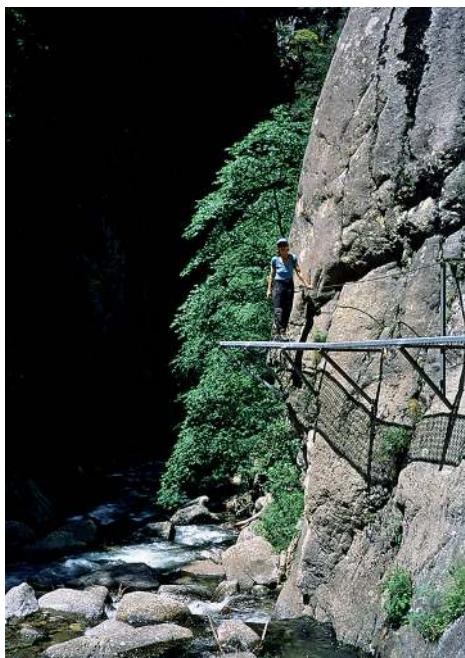
Nach einer windgeschützten Nacht in der Bergidylle von Montalba schlängeln wir uns wieder das Bergsträßchen hinab ins Tal des Flusses Tech. Oberhalb Amélie-les-Bains besuchen wir die Gorge de la Fou. Sie soll die engste Schlucht Europas sein. Ich stelle mir vor: Ein Riese treibt mit einem gigantischen Säbelhieb eine Kluft in den Berg. Was dabei herauskommt, ist diese Schlucht. In Wirklichkeit war es natürlich das Wasser, das sich in Jahrtausenden hier in den Berg hineingegraben hat. An den feuchten Wänden der Schlucht gedeihen neben ganz bekannten Pflanzen

¹ Die Kürzel der Ortsbezeichnungen finden sich in der Karte auf S. 258–259 wieder.

viele endemische Pflanzenarten, darunter die dunkelblaue Ramonde des Pyrénées. Wir bewundern verschiedenste Farne und Moose, Künstler des Überlebens in einem Reich immerwährenden Halbschattens. Die Schlucht wird nach zwei Kilometern ungangbar. Ein feiner Wasserfall schickt dort seine Spritzer zu uns herab. Bauchige Wände wölben sich über unseren Köpfen in schwindelerregende Höhen. Wir laufen den Weg entlang des gurgelnden Wassers wieder zurück.

Cerdagne

Wir fahren weiter nach Rodes in das Tal des Têt und bleiben dort bis zum nächsten Tag. Im nahen Prades überlegen wir kurz, ob wir auf den Canigou klettern sollen. Angesichts des anhaltenden Höhensturms lassen wir von diesem Vorhaben ab. Bei der Suche nach einem jetzt realisierbaren Ziel stoßen wir wenige Kilometer talaufwärts auf die Gorge de Calança (**CA**). Wir sind uns einig, dass uns der Sturm hier nicht stören wird. Nach einigen Vorbereitungen stehen wir auch schon mitten im Cañon. Einmal weit oben auf schmalen Bändern, dann wieder ganz unten im Grund der Schlucht laufen wir auf Gesimsen, Stegen und Gittern über oder neben dem rauschenden Wildbach. Wir begegnen zwei Wanderern mit einem jungen kräftigen Schäferhund. Weil der Vierbeiner die Eisenleitern in der Felswand nicht überwinden kann, muss er sich im schäumenden Wasserstrom bis dorthin hinauf kämpfen, wo er den Weg wieder erreichen kann. Dann verlieren wir den Hund und die beiden Bergsteiger aus unseren Augen. Nach oben zu wird die Schlucht zahmer. Nach einer Stunde kommen wir auf einen weiten Almboden. Als wir uns einen Platz für unser Zelt suchen, entdecken wir in der Nähe eine Hütte. Es fängt unterdessen an zu regnen. Als wir das Zelt aufgebaut haben, schauen



Gorge de Calança

wir uns die Hütte an. Es sind Bergsteiger da, die gerade zu Abend essen. Sie laden uns ein zu bleiben. Nach dem Essen gibt es südfranzösische Lieder. Die Männergruppe aus Dijon feiert den Abschluss einer Bergfahrt rings um den Canigou. Einige Brocken aus den Liedern verstehe ich auch. Es wird ein origineller Abend. Zuletzt können wir sogar in der Hütte schlafen. So ist das in Frankreichs Süden.

Der Morgen beginnt dann allerdings grau. Es ist neblig. Wir suchen uns einen Weg auf den Pic de Galinas (*). Oben lichtet sich der Dunst etwas. Die Felsblöcke im Gipfelbereich sind mit einer Kruste aus Eis überzogen. Mehr gibt das Wetter nicht frei. Wider Erwarten kommt plötzlich ein zaghafter Lichtstrahl dazu. Die Sonne späht für Sekunden durch die Wolken. Es ist einen Augenblick lang wie in einer surrealistischen Szenerie. Der Blick auf den Canigou wird frei. Er lacht zu uns herab mit seinem weißen Haupt und verschwindet dann wieder. Wir bleiben nicht lange. Neue Nebelbänke ziehen heran. Bald sind wir wieder bei der Hütte. Auf dem Sentier des Campilles erreichen wir in langem Auf und Ab hoch über der Schlucht das Tal. Nach einer kühlen Nacht verziehen sich die Wolken. Es scheint wieder die Sonne. Der Wetterbericht meint immer noch, dass unsere Region vom Tramontana, dem kalten Nordwind, heimgesucht wird. Wir wollen es abwarten.

Wir fahren früh am Morgen hinauf zum Col de la Perche (Bourg-Madame), der Wasserscheide zwischen der Cerdagne und Katalonien, und erreichen über Saillagouse die französische Skistation Ribera nahe der Grenze. Schnee ist hier kaum mehr vorhanden. Über steile Wiesen mit viel Geröll steigen wir über einige Nebengipfel hinweg hinauf zum Puigmal d'Err (2910 m), dem zweithöchsten Berg der Ostpyrenäen und außerdem eine hervorragende Aussichtskanzel. Unter uns erspähen wir das Vall de Núria mit dem Santuario und noch weiter draußen Ripolla mit der berühmten Bibliothek und den Schriften arabischer Philosophen der Antike. Im Südwesten ragt die schroffe Pedraforca wie ein zackige Insel aus dem welligen Vorland Kataloniens, während sich im Norden eine dicke Wolkenwalze über den Bergstock des Pic Carlit in der Cerdagne schiebt. Es ist immer noch stark windig und kalt. Der Schnee auf dem Gipfel bleibt gefroren, obwohl die Sonne scheint. Beim Abstieg über den Westgrat begegnen wir einem Rudel Mufflons. Als sie uns wittern, weichen sie flink aus. Sie fliehen wie ein Schattenspiel über die Hänge. Bald verlieren wir sie aus den Augen. Die Nacht verbringen wir auf einer Wiese bei Ribera.

Sierra Cadi

Morgens fahren wir zurück auf die Hochebene von Bourg-Madame, passieren die Grenze und machen einen Spaziergang durch das hübsche Puigcerda in Katalonien. Nachmittags fahren wir ohne großen Höhenverlust weiter nach Süden ins Herz der Sierra Cadi. Die Sierra ist eine schroffe Bergkette aus Kalk, die den Pyrenäen als selbständiges Massiv vorgelagert ist. Die Annäherung vollzieht sich nicht wie ein Gleitfluss. Die Bergstraße nach Estena ist voller tiefer Schlaglöcher und eine richtige Herausforderung für Auto und Fahrer.

Am nächsten Morgen brechen wir sehr früh auf und stehen beim ersten Licht auf der Prat del Cadi, einer malerisch gelegenen Wiese. Wir klettern über Eis und Blockwerk durch den Canal del Cristall (II+) in Richtung einer Scharte im Hauptkamm der Sierra. Bald betreten wir einen Wandbereich, der aus einer fast regelmäßigen Sequenz riesiger Treppenstufen aufgebaut ist, gerade so, als hätte die Natur hier Tausende von Sitzplätzen für Zuschauer geschaffen. Oben auf einem Felsgesims lugt eine Gams spitzbübisch zu uns herunter und verschwindet wenig später hinter einem Pfeiler. Wir suchen uns den günstigsten Weg durch das gelbe Amphitheater und erreichen mit etwas Kletterei die Scharte. Jenseits der zerklüfteten Scharte treffen wir auf weite Matten. Eine zarte Vielfalt von blauen, gelben und roten Blumen breitet sich über die mageren Wiesen. Einen solchen Kontrast zur Nordseite haben wir nicht erwartet. Wir wandern über das willkommene Grün zum höchsten Punkt der Sierra, den Vulturó (2655 m). Ein kleines metallenes Zeichen steht etwas verloren zwischen den Steinen. Kein Lüftchen weht, kein Tramontana heult. Es ist geradezu sommerlich warm. Nach einer mittäglichen Rast verlassen wir wieder den Vulturó und stolpern weiter westlich durch grobes Geröll in ein Kar am Fuß der Wände. Eine lange Querung bringt uns zurück zur Prat del Cadi. Aus einem Rohr



Prat del Cadi vor dem Kamm der Sierra Cadi

im Waldboden tröpfelt es schwach. Mit unseren Händen bergen wir das kostbare und kalte Nass.

Andorra

Nach einem Rasttag in Estena fahren wir über die holprige Piste wieder ins Tal und erreichen über Seu d'Urgell Andorra. Der Kleinstaat gehört zur Hälfte der spanischen Kirche und zur Hälfte Frankreich aufgrund eines Vertrages aus mittelalterlicher Zeit. Als Steueroase erfreut er sich großer Beliebtheit. Alle Welt kauft dort ein. Andorra ist mondän, sehr ordentlich, eine Art Kleinausgabe der Schweiz im Herzen der Östlichen Pyrenäen. Wir fahren ins hochgelegene Vall Sorteny. Es ist inzwischen gewittrig geworden. Wir besuchen zum Ausklang des Tages einen botanischen Garten mit typischen Pflanzen der Pyrenäen. Dort überrascht uns ein heftiger Schauer mit Blitz und Hagel. Wir suchen Schutz unter einem überhängenden Stein und kehren, als der Spuk vorüber ist, zurück zu unserem Auto. Nachts gewittert es weiter. Als wir morgens zu einer Bergtour aufbrechen, sind die Wiesen patschnass. Die Blumenpracht lenkt uns davon ab, dass unsere Schuhe bald ziemlich nass sind. Trotzdem kraxeln wir bei recht zweifelhaftem Wetter weiter auf den Piz de l'Estanyo (2915 m, II). Auf den Graten liegt noch reichlich Schnee. Wir steigen nach Westen über eine lange Zackenkette ab und erreichen gerade noch vor dem nächsten Unwetter den Parkplatz.



Pic d'Escobes, 2781 m von Westen von den Estanys de Juclar

Am nächsten Tag fahren wir hinüber nach Arcalis, einer kleinen Skistation. Die Schneefelder sowie manche Lawinenreste reichen teilweise noch bis zur Straße herab. Wir klettern auf den Pic de Tristaina (2878 m, II–III). Es ist Ende Mai. Auf den schneefreien Wiesenflecken ringsum blühen Hundszahnlilien und Tulpen, Hahnenfuß und Türkenschatz. Es ist ein buntes Durcheinander. Der Weg führt zwischen kleinen Eisseen hindurch, schlängelt sich über einen steilen Blockhang empor und geht auf den letzten zweihundert Metern in steile, aber nicht allzu schwere Kletterei über. Am Gipfel stehen wir auf der Landesgrenze zu Frankreich. Da um uns herum bereits riesige Wolkentürme in den Himmel quellen, machen wir uns schnell an den Abstieg. Nachmittags donnert es wieder. Bevor wir Andorra verlassen, besuchen wir das geschützte Vall d'Incles. Wir gehen zu den Estanys de Juclar, zwei smaragdgrünen Seen, in denen noch kleinere Eisberge schwimmen. Über ihnen erhebt sich der kühne Pic d'Escobes (2781 m, II–III) (**E**). Wir klettern über seine plattige, teils noch vereiste Westseite 400 Höhenmeter recht steil auf den Nordgrat und dann über ihn, einigen Zacken ausweichend, auf den turmartigen Gipfel. Heute gibt es laut Meteo kein Gewitter. So können wir den Rest des Tages unbeschwert genießen.

Ariège

Am anderen Tag fahren wir über den Port d'Envalira in das französische Ax-les-Thermes (**Ax**), eine kleine Stadt im Département Haute-Ariège mit Heilquellen. Von dort aus erreichen wir das waldreiche Val d'Orlu. Die Schmelzwasser des reißenden Wildbachs Oriège donnern über gewaltige Blöcke und im Flussbett verkeilte Stämme in den flacheren Talbereich. Über der Walldidylle ragt der Dent d'Orlu mit seiner riesigen dreieckigen Wand in den Himmel. Wir wandern nach einer klaren Nacht durch herrliche Mischwälder zum Etang de Baxouillade, einem Bergsee, an dem zwei Fischer ihre Angelruten auswerfen, und weiter zum Roc Blanc (2542 m) (**R**). Den Gipfel bilden helle, steil aufgeschichtete Gneisblöcke, die dem Berg auch den Namen geben. Wir sehen in der Ferne den Canigou und ganz in der Nähe den Pic Carlit von seiner schattigen Rückseite. Nach einer Rast auf dem Gipfel gleiten wir über schmale Altschneezüge hinab zu der grünen Mulde mit dem Gewässer. Auf den Wiesen blühen Affodill, gelbe Narzissen, Schwefelanemonen, Blausterne und Hyazinthen. Der mächtige Dent d'Orlu zieht unsere Blicke immer wieder in seinen Bann. Als wir am Wildbach ankommen, türmen sich große Gewitterwolken am Himmel. Der nächste Regenguss mag kommen.

In Tarascon-sur-Ariège (**T**) besuchen wir am anderen Tag die Grotte de Niaux, ein Höhlensystem mit Felsmalereien aus der Altsteinzeit. Es ist drückend schwül. Als die Führung zu Ende ist, gießt es draußen in Strömen. Abends beruhigt sich das Wetter. Am Port de Lers weiter im Westen finden wir einen Platz für die Nacht. Am Folgetag nützen wir den vormittäglichen Sonnenschein dazu aus, um das weit nach Norden vorgeschoßene Massiv des Pic des Trois Seigneurs zu ersteigen. Wir erkennen weit im Westen sogar den Pic du Midi de Bigorre bei Tarbes. Nachmittags donnert es wieder. Die Pyrenäen sind im Frühjahr offenbar ein Gewitterland. Am Rand eines Blockfeldes mit einer geologischen Rarität, dem Tiefengestein Lerzolit-Peridotit, beziehen wir unser Nachtquartier.

Die Luft am nächsten Morgen ist wie gereinigt. Wir fahren ein Stück weiter und machen Rast am Col d'Agnès. Etwas unterhalb entdecken wir einen schönen Stellplatz. Von dort aus machen wir nochmals einen Ausflug in die Berge nördlich des Pic d'Estats (3143 m), des einzigen Dreitausenders in den Östlichen Pyrenäen. Unversehens wird aus dem floristischen Abstecher eine richtige Bergtour von neun Stunden. Über Moorböden, Wiesen und einen langgestreckten Berggrücken erreichen wir ein Becken mit weit ausgreifenden Schneeflächen. Über sie laufen wir hinauf zum Pic Rouge de Bassiès (2676 m) (**Ba**), einen Frühjahrsskiberg, wie man sich ihn nur wünschen kann. Doch auch ohne Ski macht es uns Spaß, über den Firn zu eilen.

Über dem Pic d'Estats entwickeln sich schon seit einiger Zeit beachtliche Wolken. Sie werden immer dunkler. Am Gipfel mahnt uns fernes Donnergrollen zu äußerster Eile. Blitz und Hagel sind indes schneller. Bald entlädt sich der Himmel über uns mit einer wahren Flut an Regen. In einer Senke weit unter dem Grat hoffen wir, das Inferno aus Wasser, Eiskörnern und Elektrizität unbeschadet zu überstehen. Das Gewitter zieht zu unserer sichtlichen Erleichterung nach einer halben Stunde mit ärgerlichem Gemurmel und Gepolter ab. Als wir beim Auto sind, lugt die Abendsonne wieder schelmisch zwischen den Wolken hervor. Wir legen trockene Klamotten an und bereiten das Abendessen. Plötzlich höre ich aus dem Buchenwald Knackgeräusche. Eine große, braune Kugelmasse tritt aus dem Holz auf unsere Lichtung. Es ist ein Braunbär. So schnell, wie er auftaucht, verschwindet er in rollender trabender Gangart im Wald gegenüber. Es raschelt noch ein wenig. Dann ist er endgültig weg.

Couserans

Am 8. Juni erreichen wir das Couserans, das Allgäu der Pyrenäen. Wieder gehen tagsüber schwere Gewitter nieder. Bei einem kleinen Ausflug auf den unbedeutenden Col de l'Arraing sehen wir zahlreiche Geier über die Wiesen streichen. Die großen Vögel sind meisterhafte Flieger. Wir schauen ihren Künsten in der Luft lange zu. Im Talschluss von Sentein gönnen wir uns einen Ruhetag. Abends wird es langsam freundlicher. Der Nebel steigt und die hohen Grenzberge tauchen mit ihren Umrissen aus der Wolkenlandschaft auf. Der Wetterdienst klingt passabel. Bei Morgengrauen starten wir in Richtung Port d'Urets, einem Grenzpass. Pic de Maubermé (2880 m, im Gipfelbereich kombiniertes Gelände bis III) (**Ma**) heißt unser Ziel.



Barbara auf dem Gipfel des Maubermé, 2880m

Er erhebt sich mit dunklem plattigem Gestein gut zweitausend Meter über uns. Der Pfad zu unserem Berg beginnt in steilem nassen Gras. Schwarze Nacktschnecken kriechen durch das deftige Grün. Es gibt ganze Kolonien hier. Sie fühlen sich offensichtlich so wohl, dass sie sich ohne Feinde unbegrenzt vermehren. An der Cabane d'Urets, einer Notunterkunft weit unter dem Pass, schlägt uns ein kalter böiger Wind entgegen. Wir zaudern ein wenig, ob wir weitergehen sollen. Wir wollen es wenigstens versuchen. Am Port d'Urets ist es plötzlich windstill. Eine kleine runde Hirtenhütte mit gemütlichem Innenraum befindet sich ganz in der Nähe. Von Spanien her ziehen dichte Wolken heran. Am Aneto scheint es schon zu

regnen. Wir setzen unsere Reise trotzdem fort. Eine Wand und eine Rinne mit steilem Firn überwinden wir in leichter Kletterei. Mit einer Traverse auf einem Ringband unter dem Gipfel erreichen wir den Grat und auf ihm nach sieben Stunden unser Ziel. Drei Steinmänner schmücken den waagrechten First. Wir machen Brotzeit. Unglaublich schön müsste die Aussicht von hier sein, wenn nur die Sonne schiene. Als wir den Pass d'Urets wieder erreichen, fängt es heftig zu regnen an. Unten im Schneckenparadies kommen Blitz und Donner hinzu. Petrus lässt sich nicht lumpen. Wie zwei nasse Mäuse tappen wir zum Auto. Neben unserem Parkplatz befindet sich ein altes E-Werk mit einer leeren Halle. Dort hängen wir unsere triefenden Sachen auf. Dann gibt es für uns nur noch eines: Ausschlafen.

Zentralpyrenäen

Haute-Garonne und Luchon

Wieder genesen von Berg und Gewitter fahren wir über den Col de Portet d'Aspet ins überbordende Grün des Vallée de Ger und zum Col de Buret. Von dort aus machen wir bei Sonnenschein einen Ausflug auf den Pic de Cagire (*Ca*). Der pyramidenförmige Hügel ist ein wunderbarer Guck-ins-Land hoch über der Garonne, dem zentralen Fluss der Pyrenäen. Wir blicken südwärts ins spanische Val d'Aran mit dem Vielha-Tunnel, der ersten Möglichkeit seit Andorra, die Pyrenäen mit dem Auto zu durchqueren. Zwei spanische Nationalparks lassen sich mit ihm erreichen, das Seengebiet der Aiguës Tortes und dann Benasque mit seinen Gletschern am Aneto. Nach einem weglosen Abstieg über steile Wiesen und ruhigen Nachmittagsstunden auf einer Waldlichtung donnert es wieder gewaltig. Wir verbringen hier unter einer Plane, die wir über das Autodach gebreitet haben, die Nacht. Denn unsere Schiebetür am Bus schien an einer Stelle undicht geworden zu sein.

Am nächsten Morgen überqueren wir die Garonne auf einer römischen Steinbrücke. Wir sind nun geographisch gesehen im Herz der Pyrenäen. Die Garonne entspringt übrigens in Spanien nordöstlich des Aneto (3404 m) gleichsam im Berginneren. Ein System von unterirdischen Schächten, wo sich die Gletscherwasser sammeln, bewirkt, dass die Wasser nicht nach Spanien, sondern nordwärts nach Frankreich geleitet werden. Die Garonne nimmt viele Flüsse auf, die aus dem Massif Central stammen, und mündet schließlich im Atlantik. Hier in ihrem Umfeld entdecken wir Sehenswürdigkeiten wie die Basilika von Saint-Juste-de-Valcabrère und die Kathed-

rale Saint-Bertrand-de-Comminges. So lenkt uns die Begegnung mit der Kultur vergangener Zeiten von der etwas misslichen Wettersituation ab. Als sich Tage später die Wolken wieder lichten, setzen wir unsere Reise fort. Über Bagnères-de-Luchon erreichen wir das Hospice de France und das Urgestein der Pyrenäen.

Wir steigen durch ein tief eingekerbtes Tal auf das Refuge de Venasque und erreichen über weite Schneeflächen den gleichnamigen Port, eine schmale Kerbe zwischen den Gneisblöcken des Crabioule-Kammes. Hier hätten wir zum ersten Mal Gelegenheit, den höchsten Berg der Pyrenäen mit seiner Gletscherwelt zu sehen. Doch die Nebel verhindern das im Augenblick. Wir klettern entlang der Landesgrenze über leichten Fels auf den Pic de Sauvegarde (2738 m). Die graue Suppe hält sich hartnäckig. Um nicht auf dem gleichen Weg ins Tal zurückkehren zu müssen, steigen wir ein wenig auf der spanischen Seite ab und wandern zum Port de la Picade. Plötzlich entsteht eine Lücke im trüben Gewölk. Es ist fast wie im Theater, wenn der Vorhang aufgeht. Wir sehen den Aneto aus dem blendenden Weiß der Gletscher aufragen. So schnell wie sich der Vorhang öffnet, ist alles wieder zu Ende. Die Nebel kehren zurück. Wir marschieren weiter nach Osten und erreichen über den Soum de l'Esparsette, jenen Punkt, wo der Hauptkamm markant nach Norden umknickt, französischen Boden. Wir nächtigen am Hospice de France.

Der nächste Tag ist wolkenlos. Der Wetterbericht kündigt verhalten das Ende der Gewitterperiode an. Wir fahren hinauf zur Skistation Superbagnères und kraxeln auf einem ausgesetzten Pfad auf den Pic de Ceciré (2403 m). Vor unseren Augen liegt die Bergkette mit dem Pic de Sauvegarde und dahinter schimmert der Aneto samt Gletscherwelt. Wir sind dankbar für diesen wunderbaren Tag.

Am Morgen decken wir uns in Bagnères-de-Luchon mit Lebensmitteln ein und fahren zum Lac d'Oô. Über einen unauffälligen Steig, der an einer imposanten Wasserkaskade vorbeiführt, erreichen wir das Refuge d'Espinago. Wir machen dort Quartier. In aller Früh marschieren wir hinauf zum Refuge du Portillon. Wegen Arbeiten an der Mauer des Stautees müssen wir einen ordentlichen Umweg in Kauf nehmen, um den Pic de Perdigüère (3222 m, II–III, teils kombiniert) (**P**), erklimmen zu können. Vom Col Supérieur de Litérole klettern wir schließlich mittags über den scharfen Nordgrat auf unseren ersten Dreitausender in den Pyrenäen. Das Panorama reicht vom Pic d'Estats im Ariège bis zum Vignemale bei Lourdes. Wir sind

nicht allein. Viele Bergsteiger steigen von Benasque aus zum Perdiguère. Von dort ist der Weg erheblich kürzer. Wir kraxeln wieder zurück zum Col de Litérole und verfolgen den uns unbekannten Grat weiter nach Norden. Er ist zwar ziemlich exponiert, aber nie wirklich schwierig. Nach einer Stunde turnen wir über die letzten Gratzacken hinunter auf den Gletscherboden. Über Schneefelder gleiten wir hinab in Richtung Stausee. Fünfzig Meter oberhalb der Barage entdecken wir auf der rechten Seite eine überdachte Leiste in der Wand. Wir schlüpfen auf ihr hinüber auf die andere Seite und erreichen über steile Felsstufen die Firnfelder jenseits des Stausees. Wir haben die Sperrung an der Staumauer so mit etwas Glück umgangen. Über die grünen Matten von Espingo und den Wasserfall kommen wir spät abends am Lac d’Oô an. Wir waren fünfzehn Stunden unterwegs und haben stolze 2500 Höhenmeter zurückgelegt. Wenn das kein Bier wert ist!

Massif de Neouvielle

Nach einem Ruhetag wechseln wir über den Col de Peyresourde ins Vallée de Luron. Wir fahren talauswärts nach Arreau, kaufen dort ein und begeben uns bei Fabian auf die Bergstraße zum Lac de Cap de Long. Wir nächtigen unterwegs und ersteigen am anderen Tag den Pic de Campbielh (3173 m) über steile durchgefrorene Schneefelder. Luftig ist es hier oben auf dem schmalen Gipfelgrat des außergewöhnlich aussichtsreichen Berges im Grenzkamm der französischen Pyrenäen. Auf der Südseite fallen schiefrige Wände achthundert Meter zum Pont de Lère nahe des Bielsatunnels ab. Der Blick in die hältlose Tiefe ist schaurig. Im Westen entdecken wir die legendäre Brèche Roland über dem Kessel von Gavarnie und den Vignemale. Im Norden schließt der Pic de Néouvielle mit einer gewaltigen Felsmauer die Talschaft ab.

Wir wollen über die Gratschneide in östlicher Richtung weiter zum Pic d’Estaragne (3006 m, 500 m II–III) klettern, um so eine Überschreitung des Bergstockes auszuführen. Über einige ausgesetzte und kleingriffige Passagen in kompaktem Kalk klettern wir Stufe um Stufe tiefer, bis wir leichteres Gelände gewinnen. Einige Grattürme müssen wir im Norden auf recht abschüssigen Schneebändern umgehen. Dann stehen wir vor dem senkrechten Gipfelaufschwung. Im Zickzack kraxeln wir an Leisten und Bändern durch die rötliche Wand hinauf. Dann scheint die Schlacht normalerweise geschlagen zu sein. Auf der Ostseite des Pic d’Estaragne liegt jetzt aber noch reichlich Schnee. Wir werfen uns kurz entschlossen in das weiche Weiß und springen und rutschen die Hänge in den seltsamsten Bö-

gen hinunter. Jedes Mal, wenn wir einen Steilhang hinter uns haben, stellt sich die Frage, wie es wohl weitergeht zwischen den Felsabbrüchen links und rechts. Mit etwas Spürsinn und einem Quäntchen Glück finden wir den richtigen Durchgang und kommen so nachmittags wieder heil am Stausee an. Wir duschen uns an einem Schmelzwasserbächlein, das über einen Felsvorsprung herunterläuft. Wir übernachten im Vallée d'Aure und fahren am nächsten Tag durch den Bielsatunnel nach Spanien.

Valle Pineta und Sierra Ferrera im Aragon

In Bielsa biegen wir ab ins Valle Pineta, einen Nationalpark am Fuß des Monte Perdido. Auf der Nordseite des vergletscherten Berges gibt es einen bekannten Pfad, der über Bänder mit großartiger Flora in den Talschluss zu einem Wasserfall führt. Wir entdecken noch vor dem Parkplatz im Nationalpark ein Hinweisschild. Früh am Morgen waten wir barfuß durch eine flache sandige Flussau zum anderen Ufer, wo der Steig beginnt. Zügig windet sich der Pfad über mehrere Felsstufen mit reichlich Vegetation. Auf knapp zweitausend Metern Meereshöhe biegt nochmals ein dürftiger Weg ab. Das muss die Faja de la Tormosa sein. Zwei Kilometer weit quert der Pfad in stetem Auf und Ab die Bergflanke. Wir tauchen fast unversehens in ein Blumenmeer ein. Paradieslilien, Sommerastern, Orchideen, Männertreu, Edelweiß, Enzian, Akelei, Iris, Latifolia, Affodill, Margeriten, Alpenrosen, Steinnelken, Kugelblumen und Drachenmaulgewächse säumen unseren Weg. Zuletzt fällt der Steig steil ab und wir stehen an einer Schulter vor der Cascade de Marboré, einem hohen Wasserfall mit gewaltiger Gischt. Unten im Becken, wo die Wasser aufprallen, liegen ein paar Steine als Ersatz für eine Brücke. Da Schneeschmelze ist, sind sie völlig überflutet. Wir ziehen die Schuhe aus und begeben uns in das kalte Nass. Barbara reicht es bis zum Oberschenkel. Nach der herrlichen Erfrischung gehen wir durch das Krummholtz auf die andere Talseite



Faja de la Tormosa mit Pic de Forcarral im Valle Pineta

und steigen weiter ab zum Parador de Monte Perdido, einem altehrwürdigen Prachthotel aus der Zeit um die Jahrhundertwende. Wir verbringen die Nacht unter den Bäumen des Parkplatzes.

Der nächste Tag ist wolkenlos. Wir steigen über die hohe Felsflanke, die das Tal begrenzt, auf den Balcon de Pineta. Vor uns öffnet sich ein breites Gletschertal. Wir erblicken von hier die Nordwand des Monte Perdido. Eine feine Trittspur führt über sie direkt zum Gipfel. Die Verhältnisse waren vor wenigen Tagen noch gut für eine Eistour. Inzwischen ist es viel zu warm und der Schnee völlig aufgeweicht. Auf der nördlichen Seite des Tales entdecken wir in einer Scharte das Refuge de Touquerou, eine stets offene, auf der französisch-spanischen Grenze gelegene, unbewirtschaftete Schutzhütte. Wir gehen über kompakte glatt geschliffene Kalkbänke bis in den hintersten Winkel des alten Gletscherbodens und klettern über Firn und einige Felsstufen zu einer Scharte im Grenzkamm empor. Von dort aus erreichen wir in wenigen Minuten das langgezogene Riff der Grande Astazou (3071 m, Stellen II und III, 1900 Hm) (*As*). Über eine breite Wand aus dunklem Kalk blicken wir hinunter in den Kessel von Gavarnie. Die Nachmittagssonne färbt manche Pfeiler rötlich. Von tief unten herauf meinen wir Stimmen zu hören. Wir entdecken aber nichts. Beim Abstieg vom Gipfel treffen wir einen Spanier mit seiner Frau. Wir grüßen ihn: „Buenos dias!“ – „Somos Catalans!“ antwortet uns sehr selbstbewusst der Mann.



Barbara auf dem Südwestgrat des Grande Astazou 3071m

Auf Katalanisch lautet der Berggruß wohl wieder anders. „Somos de Munic!“ halten wir mit bayerischem Akzent entgegen. Das ist ja auch nicht schlecht. Beim Dunkelwerden tröpfeln wir wieder auf dem Talboden ein.

Am nächsten Tag wird es heiß. Wir baden bei Bielsa im Rio Cinca. Auf den Steinen am Bach verbrennen wir uns fast die Fußsohlen. Das Wasser ist eine willkommene Erfrischung. Kinder laufen in Sandalen durch den Bach. Besonders Hitzebeständige aalen sich auf den Platten. Wir sehen über dem Tal den Peña Montañesa. Er ragt wie ein riesiger Schiffsbug in den azurblauen Himmel. Auf seiner Südseite liegt das Monasterio di San Victorica. Dort oben in der Sierra Ferrera soll es auch Geierhorste geben. Wir machen uns abends auf nach Laspuma und parken unterhalb der verschlossenen Klosteranlage. Im Morgengrauen steigen wir durch Steineichenwälder mit Ginster, Stechpalmen und Buchs auf ein grasiges Plateau unter einer breiten Wandflucht. Die Geier kreisen bereits in der Luft und nützen die morgendliche Thermik. Über ein diagonal ansteigendes Felsband klettern wir auf den Gipfel der Peña Montañesa (2291 m, Stellen II und III) (**PM**). Im Norden bewacht die wüstenhafte Cotiella als einsamer Monarch das Vall Chistau und im Süden wabert die Hitze in unsichtbaren Wellen über die gelbliche Ebene Aragons. Der Embalse de Mediano, ein schmaler gewundener Stausee, legt sich als türkisfarbenes Band vor die flirrende Silhouette. Beim Abstieg bewundern wir immer wieder die Alimoche, wie die Schmutzgeier spanisch heißen, und weiden uns an ihrem kunstvollen Flug. Am Parkplatz entdecken wir eine kleine Quelle. Wir waschen uns die salzige Kruste aus den Augen und kühlen uns Arme und Beine. Auf einer Wiese bei Los Molinos verbringen wir die Nacht.

Ordesa und Monte Perdido

Am Morgen fahren wir weiter nach Aínsa. Schon aus der Ferne sticht ihre mächtige Festungsanlage ins Auge. Der Parc Nacional de Ordesa auf der Südseite des Monte Perdido ist von hier aus nicht mehr weit. Wir kommen mittags in Torla an. Mit dem Nationalparkbus lassen wir uns auf die Pradera de Ordesa, eine große Wiese am Beginn eines U-förmigen Tales bringen. Rotbraune Steilwände ragen über uns auf. Gletscher und deren Wasser haben sie in Millionen von Jahren aus dem Urgestein heraus geschliffen. Es ist ein majestätischer Anblick. Wir wandern von hier auf dem Camino de Turieto nach Torla zurück und baden unterwegs unterhalb der Stelle, wo Rio Ara und Rio Ordesa zusammenfließen. Wir verbringen auf dem großen Parkplatz die Nacht. Wir planen, in den nächsten Tagen auf den Monte Perdido zu gehen.



Der Cilindro de Marboré 3325m im Aufstieg zum Monte Perdido 3355m

Mit dem ersten Bus fahren wir um halb sechs wieder auf die Pradera de Ordesa. Wir steigen durch Tannenwald hinauf zum Mirador de Calcillarruego, einer Aussichtskanzel, von der aus wir die Wandfluchten des Tales bestens überblicken können. Von hier marschieren wir über die Faja Pelay, ein breites Felsband, in den Talschluss und über Bergmatten zum Rifugio de Góriz. Dort wollen wir übernachten. Die Wirtsleute sind sehr freundlich. Sie gestatten es Bergsteigern, im Umkreis der Hütte ihr Zelt aufzuspannen. Wo gibt es das noch in den Alpen?

Am nächsten Tag wandern wir frühmorgens zum Lago Helado und krameln über die steile Fels- und Schneerampe, La Escupidera genannt, auf den Monte Perdido (3355 m, 200 Hm Stellen II, 45 Grad). Es ist erst neun. Wir blicken vom Gipfel hinunter ins Val Pineta, wo der herrschaftliche Parador steht. Im Osten sehen wir den Pic de Munia, im Westen wieder die Bréche Roland und den Vignemale. Am eindrucksvollsten jedoch erscheint uns der Nachbargipfel. Er sieht wie eine Felsenburg in den Dolomiten aus. Die Spanier nennen ihn Cilindro de Marmorés (3325 m, III-IV, 200 Hm, vom Tal 1600 Hm). Er ist nur unwesentlich niedriger als der Perdido, so dass sich beide Berge aus der Ferne als eindrucksvolles Gipfelpaar präsentieren. Ob wir ihn noch schaffen? Mit Steigeisen marschieren wir wieder hinunter zum Sattel am Lago Helado. Über ein steiles Schneefeld gewinnen wir eine Firnschulter am Beginn des Südwestgrates des Cilindro. Wir haben kein

Seil dabei. Das liegt im Auto. Also müssen wir es ohne Sicherung schaffen. Wir lassen die Steigeisen zurück. Der erste Aufschwung ist kleingriffig. Wir kraxeln durch eine geschwungene Verschneidung und dann über mehrere kleine Aufschwünge auf den hornartigen Gipfel. Alles ist nicht wirklich schwierig. Aber wenn man den Weg erst erforschen und auch ohne Seil wieder zurückklettern muss, ist es auf jeden Fall sehr spannend. Nach Osten zu bricht der Berg wie ein senkrechter Keil zum Marmorésgletscher ab. Kühle Luft zieht aus der schattigen Tiefe von dort unten herauf und schafft Linderung.

Dann wird es Zeit zum Aufbruch. Es nähern sich erste dunkle Wolken aus dem Westen. Abends rumpelt es kurz, aber es fällt kein Regen. Wir verbringen auf dem überfüllten Refuge die zweite Nacht. In der Morgendämmerung wandern wir über die wellige Hochfläche zum Einstieg der Faja de la Flores, einem sehr exponierten, ja spektakulären Band, das die senkrechten rotbraunen Wände über der Pradera de Ordesa weit oben durchzieht. Es wird ein luftiger „Spaziergang“ mit wunderbaren Tiefblicken in den urzeitlichen Cañon. Halb abgesprengte Platten erfordern immer wieder besondere Aufmerksamkeit, wenn man nicht plötzlich das Gleichgewicht verlieren will. Am Ende des stellenweise aus dem Fels gemeißelten Bandes betreten wir eine schöne Wiese, die zu einer Rast einlädt. Dann wird es nochmals sehr luftig. Der Weiterweg ist uns nicht ganz klar. Wir klettern über braune abgerundete Riesenquader mit einer Oberfläche wie aus Sandstein weitere hundert Meter in die Tiefe bis zu einer Kanzel (II–III, sehr ausgesetzt, einige kleine Steinmänner), von der eine schmale Leiste nach rechts in einfacheres Gelände leitet. Jetzt erst fällt mir die lotrechte Südwand des Tozal da Mallo zur Rechten auf. Ich denke ein wenig an den Torre Trieste in den Dolomiten. Jene Wand ist freundlich und hell, die des Tozal dagegen dunkel und dräuend. Durch Buschwerk erreichen wir den Talboden. Ein Bus des Nationalparks bringt uns zurück nach Torla.

Über den Tunnel am Puerto de Cortafablo fahren wir Anfang Juli nach Biescas (**Bi**) im Vall des Rio Gállego. Auf dem Weg zurück in den Norden passieren wir den Mirador von Hoz de Jaca unter der wilden Tendeñera-kette (**Te**). In Sallent de Gállego kaufen wir am Markt Obst und Gemüse und begeben uns dann zum Embalse de la Sarra, einem im Talschluss von Gállego befindlichen See. Als wir morgens auf der Passhöhe ankommen, lacht uns der Pic du Midi d’Ossau an, ein riesiger Granitklotz, geradezu geschaffen für Kletterfahrten in jeder Schwierigkeit. Wir werden ihn im Spätsommer erklettern.

Da es immer heißer in den Pyrenäen wird und wir auch im Augenblick keine große Lust auf wilde Abenteuer mehr haben, entschließen wir uns zur Heimfahrt. Wir nehmen die Route über Pau, Auch, Moissac, Cahors und Aurillac. Mitten in den Vulkanbergen des Massif Central legen wir eine Pause ein und wandern auf den Puy Mary. Am nächsten Tag fahren wir über Saint Etienne nach Genf und ins Freiburger Land. Am 7. Juli sind wir wieder in Grafrath.

Zweiter Teil der Durchquerung (20.08.2015 – 16.09.2015)

Lourdes, Gavarnie und Arrens

Am 20. August starten wir nochmals in die Pyrenäen, um von Lourdes aus bis zum Atlantik vorzudringen. Über Albi und Toulouse erreichen wir den bekannten Wallfahrtsort und den Kessel von Gavarnie. Wir kraxeln bei recht starkem Wind über den ausgesetzten Grat vom Petit Vignemale über Chaussenque zum Vignemale Pique Longue (3299 m, II-III, 1800 Hm vom Tal). An der Gratschneide haben wir immer wieder Gelegenheit, in die wilde Nordwand zu schauen. Eine Seilschaft entdecke ich im oberen Drittel. Wir steigen über den Glacier d’Ossoue ab. Er ist nicht mehr sehr mächtig und jetzt nahezu völlig blank. Abends sind wir wieder beim Auto.



Auf dem Petit Vignemale mit Grat zum Pique Longue de Vignemale 3299m

Unweit von Garvarnie, vom Cirque de Troumouse aus, machen wir kurz darauf die lange Gratüberschreitung vom Pic de Gerbats (2904 m) zum Pic de Munia (3133 m, II-IV+, 6 km Kletterstrecke, davon 1 SL gesichert) (**M**). Sechs Gipfel über dreitausend Meter sind zu bewältigen. Die wesentliche Herausforderung liegt in der Wegfindung und im zügigen seilfreien Klettern. Am letzten Augusttag gelingt uns noch die Besteigung des Balaïtous (3144 m, NW-Wand Diagonale, 500 m II-III, 1800 Hm vom Tal) (**BI**) aus dem Vallée d'Arrens. Das Wetter ist sehr unsicher und der Anstieg über die Laribethütte, den Col Noir und die Nordwestwand zieht sich ordentlich hin. Immer wieder hadern wir mit der Tatsache, dass das Wetter jederzeit umschlagen kann. Nach gut sechs Stunden erreichen wir den Gipfel. Es ist der letzte Dreitausender im Westen der Pyrenäen. Zwei Stunden später durchweicht uns ein heftiger Gewitterregen beim Abstieg. Es ist auch dicke Hagelkörner dabei. Aber wir haben ja einen Helm für solche Fälle. Wegen eines Kälteeinbruchs verlassen wir vorerst die Region um Lourdes.

Französisches und spanisches Baskenland

Über Salies-en-Béarn erreichen wir das Pays Basque im äußersten Südwesten Frankreichs. Wir steigen auf den Kamm des Pic d'Iparla (**Ip**) in den Pyrénées Atlantiques. Edelkastanien, Eichen, Buchen und Eschen dominieren. Es ist eine idyllische, ländliche Gegend mit weiß getünchten Häusern und bunten Fensterläden. Über Bidarry und Sainte-Pée-sur-Nivelle steuern wir auf meist holprigen Straßen nach Saint-Jean-de-Luz am Atlantik. Nach einem sonntäglichen Stadtbummel überschreiten wir die Grenze ins spanische Baskenland. Wir suchen uns einen Weg durch das verwirrende Straßennetz der Hafenstadt Hondarribia (**Ho**) und treffen mittags am Cabo de Higer ein, einer Landspitze mit Leuchtturm unmittelbar am Meer.

Wir machen eine Wanderung entlang der rauen Küste, wo die Pyrenäen mit ihren felsigen Ausläufern bis ins Meer vorstoßen und reizvolle Buchten bilden. Wir sehen Taucher und Schwimmer. Manche wagen sich bis zu den Felsriffen im freien Meer hinaus. Nach einer Nacht am Atlantik fahren wir hinauf ins Bergland zum Col de Elurretze. Wir überklettern die drei Gipfel der Peñas de Haya (300 m II-III) (**Ha**). Die baskischen Namen sind für uns ein Geheimnis. Niemand weiß so recht, woher die Sprache stammt. Es gibt eine Handvoll gelehrter Theorien über dieses Thema. Aber keine ist befriedigend. Txurrumurru heißt der Mittelgipfel der Gruppe, für uns ein witzig klingender Name, für einen Basken wohl nichts Besonderes. Die

steile Zinne schmückt ein Vogelbildnis aus hellem Edelmetall. Ich komme mir hier oben am Grat vor, als säße ich in einem Flugzeug, weil ich am fernen Meereshorizont immer wieder riesige Dampfer auftauchen oder auch umgekehrt verschwinden sehe. Nach diesem Ausflug verlassen wir das Baskenland. Freilich hätten wir noch das Schloss besuchen können, in dem Iñigo de Loyola aufgewachsen ist und seine Bekehrung erlebt hat. Er ist der Gründer des Ordens der Jesuiten.

Über Hondarribia, Biarritz und Pau fahren wir zurück ins Gebiet nördlich des Col du Pourtalet in der Region Béarn. Wir wollen ja auf den Pic du Midi d'Ossau (2884 m, 600 m III, eine Stelle V, bis auf 1 SL seilfrei, 1900 Hm vom Tal) klettern. Dort auf der Passhöhe endete der erste Teil unserer Fahrt durch die Pyrenäen. Über die Alpage de Bious-Oumette nördlich des Passes wandern wir auf den Col de Suzon und steigen über einen Grat zum Einstieg am Fuß der Ostnordostwand. Weil wir uns in einem Riss zu weit nach links abdrängen lassen, wird es bald recht schwer und vor allem glatt. Ich kraxle in einer Verschneidung, die Faust im Riss, soweit hoch, bis ich nach rechts auf ein Band ausweichen kann. Barbara kommt nach und wundert sich über das unerwartet schwere Gelände. Bald finden wir wieder die richtige Route und kommen ohne den Strick vorwärts. Die restlichen fünfhundert Meter zum Gipfel sind pure Genusskletterei in bestem Granit. Beim Abstieg finden wir im unteren Teil einen günstigeren Weg. Hier ist der Fels noch rau. Vom Sattel aus umrunden wir, zunächst



Barbara und Uli auf dem Granitklotz des Pic du Midi d' Ossau 2884m



Pic d'Ansabère 2377m

nach Süden ausholend, den gesamten Berg. Besonders die Südände mit ihren gewaltigen Plattenschüssen, Pfeilern und Verschneidungen sind ein Eldorado für Kletterer.

Zuletzt statten wir dem Vallée d'Aspe und Lescun einen Besuch ab. Wir wandern von der Pont Lamareich zum Col de Petragène und steigen auf den von schießen Pfeilern abgestützten Pic d'Ansabère (2371m). Dann klettern wir über den langen zerklüfteten Kamm zwischen Frankreich und Aragon weiter auf den Pico de los Tres Reyes (2448 m, 1000 Klettermeter, einige Stellen III, 2000 Hm vom Tal) (**TR**). Am Vorgipfel erreichen wir die Grenze der spanischen Provinz Navarra. Auf dem Gipfel steht eine Figur, die den Jesuitenmissionar Franz Xaver aus Pamplona darstellt. Durch die Felsschlucht von Lhurs steigen wir ab. In der zweiten Nachhälfte setzt wolkenbruchartiger Regen ein. Da eine Überschwemmung droht, verlassen wir in großer Eile das Tal. Der Bach von Lescun ist zu einem braunschwarzen Ungetüm angeschwollen und sägt mit seinen Wassermassen bereits am Fundament der Straße. Der Wetterbericht hört sich nicht gut an. Eine Beserung ist in den nächsten zwei Wochen nicht in Sicht. Wir entscheiden uns für den Heimweg. Über Toulouse und Albi fahren wir nach Clermont-Ferrand, besteigen dort den Vulkan Puy du Dôme bei orkanartigem Wind und besuchen die Stadt. Im Französischen Jura bei Genf übernachten wir nochmals. Am 16. September kommen wir wieder in Grafrath an.

Karten und Zeichenerklärung

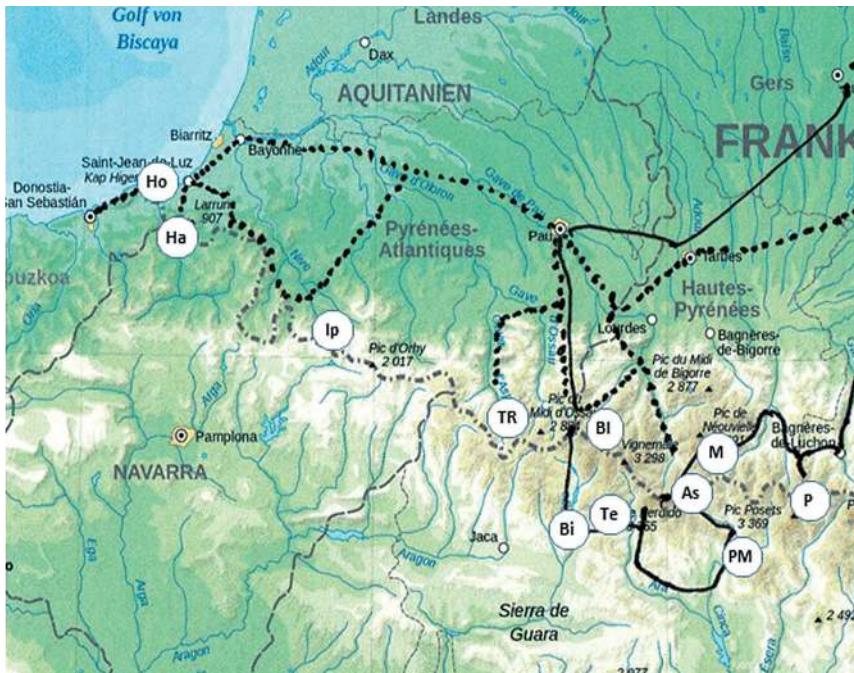
Viele Gipfel und manche der Ortschaften sind, so sie nicht sowieso in der Karte bezeichnet sind, aus Übersichtsgründen mit zwei Buchstaben in Klammer hinter dem Namen und eingekreist in der Karte aufgeführt.

Die Linien beschreiben die gefahrenen Strecken, von denen aus dann die Bergfahrten unternommen worden sind:

Schwarzer Strich: 1. Reise

Schwarze Punkte: 2. Reise

Kartengrundlage: Wikipedia.org; Zeichnung/Beschriftung: Uli Schöppler



P Pic de Perdiguère

PM Peña Montañesa

M Pic de Munia

As Grande Astazou

Te Tendeñerakette

Bi Biescas

Bl Balaïtous

TR Pico de los Tres Reyes

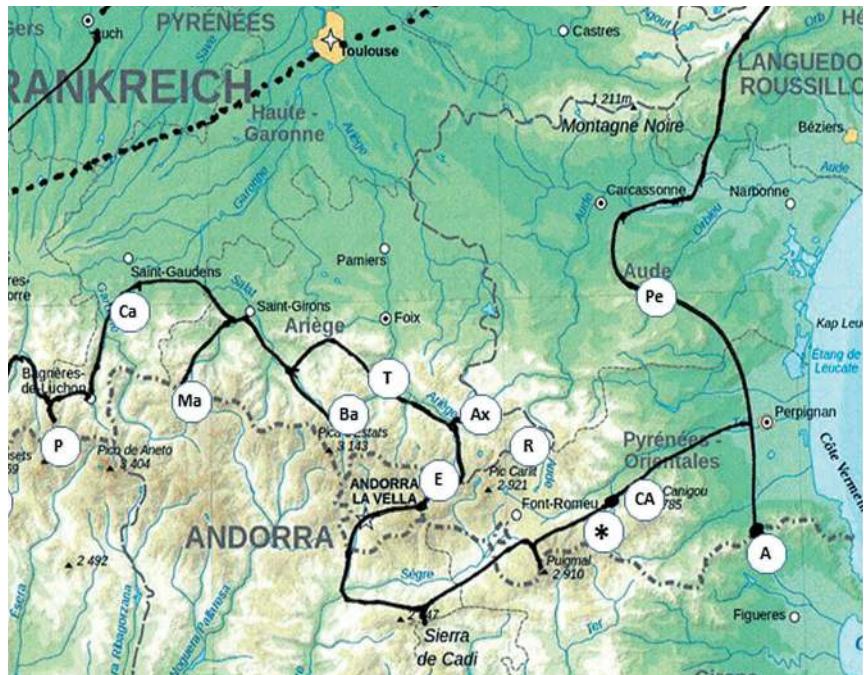
Ip Pic d'Iparla

Ha Peñas de Haya

Ho Hondarribia

Literatur

- » Les Pyrénées, Les 100 plus belles courses et randonnées, Patrice de Bellefon, Editions Caïrn 2006.
- » Les 100 Sommets des Pyrénées, Didier Castagnet u.a., Editions Rando 2011.
- » Sommets des Pyrénées, Les plus belles Courses (III–VI+), François Laurens, Glénat Verlag 2008.
- » Mehrere Sportkletterführer über diverse Pyrenäengebiete im Rockfax-Verlag, z.B. Rock France-Ariège von A. und J. Arran u.a.
- » In englischer Sprache: Chris Craggs Rock France, Languedoc.
- » In deutscher Sprache: Rother Wanderführer Pyrenäen Band 1–4 sowie Wanderführer Languedoc-Roussillon.



A Amélie-les-Bains
CA Calanca
* Pic de Galinas
Ax Ax-les-Thermes

R Roc Blanc
E Pic d'Escobes
T Tarascon-sur-Ariège
P Pic de Perdigüère

Ba Pic Rouge de Bassiès
Ma Pic de Maubermé
Ca Pic de Cagire
Pe Pech de Bugarach

*Der Autor ist **der Reisende** schlechthin. In den vergangenen Jahren reiste er alleine viele Zehntausende Kilometer mit dem Zug von Deutschland aus in den Zentralen und Fernen Osten, verband die Hauptstädte der Länder dort ebenfalls mit Zugfahrten, überschritt Grenzen, von denen man annehmen müsste, sie könnten nicht überschritten werden.¹*

Jetzt tat er das gleiche im Nahen Osten, der uns so unsicher, ja gefährlich erscheint. Ist er ja auch, zumindest teilweise. Man kann aber dennoch zahlreiche Länder dort besuchen, Berge und Bergregionen aufsuchen, Bergsteigen und Bergwandern, ohne Organisation, allein auf sich gestellt. Das ist das eigentliche, durchaus auch abenteuerliche Reisen, das auch sehr lehrreich ist.

Redaktion

Unterwegs im Nahen Osten

2014, 2016, 2017

Joachim Jaudas

Man wird älter und nicht gesünder, schrieb ich im Bayerländer 2011 in einem Artikel mit dem Untertitel „Vom Bergbesteiger zum Bergbeschauer“, in dem ich zeigte, dass man sich wegen nachlassender Leistungsfähigkeit noch lange nicht aus den Bergen zurückziehen muss. Ich habe von meinen Reisen erzählt, die mich noch mit 70 Jahren zu den hohen Bergen der Welt brachten, allerdings nur zu den Gipfeln, nicht auf die Gipfel. So schaute ich im Pamir auf die mächtigen, schneebedeckten Sechs- und Siebentausender, und ich fuhr am Fuße des Mustag Ata entlang auf dem Weg von China nach Pakistan. Dort, im Industal, sah ich hoch oben in den Wolken den Gipfel des Nanga Parbat. Und als wir die Rakhiotbrücke passierten, heute eine elegante Hängebrücke, die das wilde Wasser des Indus überspannt, erinnerte ich mich, dass von dort 1953 Hermann Buhl mit einer großen Expedition zum Basislager auf der „Märchenwiese“ aufstieg, um dann in einem spektakulären Alleingang als erster den westlichsten Achttausender des Himalaja zu erreichen.

Nun reise ich nicht in erster Linie wegen der Berge, sondern weil ich fremde Länder sehen, weil ich den Alltag der Menschen kennen lernen und weil ich mir ein besseres Bild von diesen Ländern machen will, die jeden

¹ J. Jaudas, Die hohen Berge der Welt – einmal anders: Vom Bergbesteiger zum Bergbeschauer, 79. Bayerländer, S. 285–296, München 2011.

Tag in der Zeitung stehen. Doch bin ich auch jedes Mal begeistert, wenn ich durch Gebirge reise, von denen ich schon viel gehört und gelesen habe.

Nachdem ich mehrmals und länger im fernen Osten unterwegs war, in China, Indien und Südostasien, wollte ich nun den nahen Osten bereisen, also das Gebiet, das nicht mehr europäisch, aber auch noch nicht so richtig asiatisch ist.

Und so erzähle ich hier in diesem Bericht von einigen Erlebnissen, die ich auf den letzten Reisen hatte, Erlebnisse oben in den Bergen und unten in der Ebene.

Mit Zug und Bus in den Kaukasus

Spätestens im Kaukasus fängt der Nahe Osten an. Oder schon in Istanbul? Oder in Anatolien? Egal, ich stieg einfach in München in den Zug und fuhr los.

Eine direkte Verbindung nach Istanbul gibt es nicht mehr. Also railjet bis Budapest, Nachzug nach Bukarest, umsteigen nach Istanbul. Rüber auf die asiatische Seite zum YHT, dem neuen Hochgeschwindigkeitszug, der



Mit Zug und Bus in den Kaukasus

mich in vier Stunden nach Ankara brachte. Dort nahm ich den Dogus-Express, der bis in die hinterste Türkei fährt. Und als ich morgens aufwachte und auf meiner Karte sah, dass wir am Euphrat entlangfuhren, da fühlte ich mich schon ziemlich weit im Osten.

Die lange Reise ostwärts verging schnell; denn ich fand zwei Gesprächspartner, die unterschiedlicher nicht hätten sein können. Mein Mitfahrer im Abteil war ein Erdoganfan, der mich beim Durchfahren der Städte immer auf die modernen Stadtrandsiedlungen hinwies („Alles Erdogan“). Diese sind in den letzten 30 Jahren entstanden, in denen Millionen Türken aus dem anatolischen Hinterland in die Städte zogen, um dort ihr Glück zu suchen. Die drohende Verslumung wurde verhindert durch ein umfangreiches Wohnungsbauprogramm, initiiert von Erdogan und der herrschenden Partei. Und diese Bevölkerungsgruppen, die zudem von der Einführung einer allgemeinen Gesundheitsfürsorge profitierten, stützen nun auch die autokratischen und islamistischen Bestrebungen der herrschenden Klasse und ihres Führers.

Den anderen Gesprächspartner traf ich im Speisewagen, einen Kurden, der in Deutschland lebt und jetzt auf dem Weg in die Heimat seiner Eltern war. Er erzählte von den Problemen im kurdischen Teil der Türkei, der massiven Einschüchterung kurdischer Autonomiebestrebungen durch Politik und Militär. So bekam ich in den zwanzig Stunden Zugfahrt das ganze politische Spektrum der Türkei vorgeführt, und ich bedauerte, als ich in Erzerum aussteigen musste. Hier nahm ich den Bus, und in einer Tagesfahrt fuhr ich über Trabzon nach Georgien, nach Batumi, dem aufstrebenden Badeort am Schwarzen Meer. Dann noch vier Stunden Zugfahrt, und ich war in der Hauptstadt Georgiens, in Tiflis.

Mit dem Marshrutka von Tiflis zum Kasbek

Im Bayerländer über den Kaukasus zu schreiben, hieße Eulen nach Athen tragen; da braucht man nur die Tourenberichte auf der Bayerländerseite anzuschauen oder die Jahrbücher durchzublättern. Deshalb nur der Hinweis, dass ich im November in Tiflis war, also zu früh für Skitouren und zu spät für Bergtouren, dass ich aber immerhin den Kasbek (5047 m) sehen wollte. Also fuhr ich auf der Georgischen Heerstraße hinauf nach Kazbegi am Fuße des Berges. Ich hatte vor, wenigstens bis zur Kapelle auf 2200 m hinaufzusteigen, um den Kasbek und seine Gletscher noch besser zu sehen. Aber selbst das gelang mir nicht. Die Wege waren total vereist, ich

musste umkehren und mich mit dem Blick vom Dorf aus zufriedengeben. Gleichwohl erlebte ich ein Abenteuer, und das war die Fahrt im Marshrutka auf der Georgischen Heerstraße. An diesem Abend schrieb ich in meinen Fahrtenbericht:

„So fuhr ich in einer atemberaubenden Fahrt nach Kazbegi am Fuße des Kasbek. Atemberaubend weniger wegen der Landschaft als wegen des Verkehrs auf der Georgischen Heerstraße und der Fahrkünste eines wilden Marshrutka-drivers. Die Georgische Heerstraße ist die einzige transkaukasische Verbindung, und so geht der ganze Warenverkehr von Russland nach Georgien und Armenien über diese Route durchs Hochgebirge – durch enge Schluchten, entlang an Abgründen, mit engen Kurven. Tausende von Lastern täglich, georgische Fünfachser, russische Sechsachser, Gespanne mit Anhänger, einer hinter dem anderen. Und dann unser Mercedes Sprinter (der übrigens in seinen jungen Jahren für die Schreinerei Ginger in Erkenbrechtsweiler in meiner schwäbischen Heimat fuhr) mit seinem georgischen Fahrer. Der überholt an den unmöglichsten Stellen, und dafür bleibt nur die Gegenfahrbahn und die Hoffnung, dass er sich bei Gegenverkehr zwischen zwei Lastwagen in der unendlichen Schlange zwängen kann. Ok, es ist immer gut gegangen auf dieser Tour. Aber dieser Ausflug war der bisher gefährlichste Teil meiner Reise.“ Und das blieb er auch, zum Glück.



Beinahe-Zusammenstoß auf der Georgischen Heerstraße

Mit dem Transitvisum durch Aserbaidschan



Baku, Aserbaidschan

Die Kaukasusländer sind leicht zu bereisen; noch gibt es das Eisenbahn-System aus Sowjetzeiten und dazu die Busse und Marshrutka, mit denen man so gut wie jeden bewohnten Ort erreichen kann. Das Visum für Aserbaidschan hingegen war schwer zu beschaffen; man braucht eine Einladung, falls man eigenständig reist. Dann aber erfuhr ich im Verlaufe meiner Reiseplanungen im Stuttgarter Konsulat, dass es ein Transitvisum für acht Tage gibt, wenn man das bereits ausgestellte Visum für den Iran vorlegt und von Georgien ein- und nach dem Iran ausreist. Also ließ ich mir in München das iranische Visum in den Pass stempeln und beantragte damit erfolgreich die Einreise nach Aserbaidschan. So hatte ich eine Woche Zeit für das Land am Kaspischen Meer.

Die acht Tage vergingen schnell. Ich wohnte im Haus des Vorsitzenden der Deutsch-Aserbaidschanischen Gesellschaft. Wir hatten gute Gespräche, ich genoss die milde Dezembersonne und die frische Luft des Kaspischen Meeres und das muntere Leben in den Flanierzonen der Hauptstadt. Und dass Aserbaidschan eines der korruptesten Länder dieser Erde ist, merkt man dort natürlich nicht.

Dark tourism in Aserbaidschan

Von Baku nahm ich wieder den Zug. Am Kaspischen Meer entlang ging es in den Süden zur persischen Grenze. Vom Endbahnhof brachte mich ein Taxler am frühen Morgen zum Grenzübergang. Dort drängte sich vor einer vier Meter hohen Absperrung bereits ein Pulk von Menschen, wohl auf die Öffnung wartend, um dann über einen überdachten Hof zur Abfertigungshalle zu kommen. Ich machte mir keine großen Gedanken, ging ins Teehaus daneben und ließ mir ein paar Spiegeleier braten; nach dem Frühstück, hoffte ich, wird der erste Pulk durch sein. Es kam aber anders. Aufgeregt kamen die Leute an, mit denen ich vorher gesprochen hatte, machten deutlich, dass das Tor jetzt auf ist, aber gleich wieder geschlossen wird; ich sollte sofort kommen.

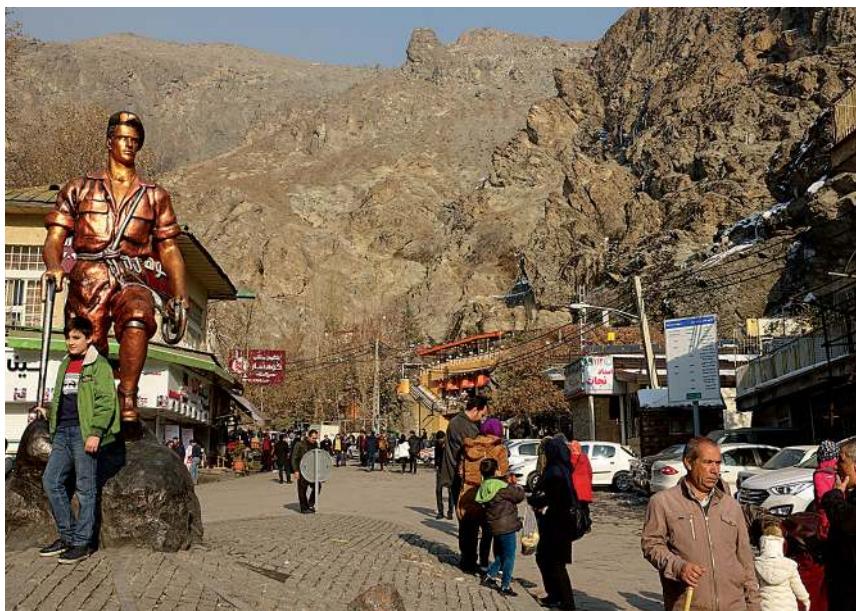
Also rüber zum Tor. Inzwischen drängte sich nun eine Riesenmenge im umzäunten Korridor vor der Abfertigungshalle. Ich und ein paar Dutzend weiterer Grenzgänger kamen grade noch rein, dann wurde das Tor geschlossen. Ich versuchte zu zählen und kam auf 600 Menschen, die sich vor mir und 100, die sich hinter mir stauten. Ich stand aber nicht locker in der Schlange, nein, ich war eingekquetscht in eine schiebende, drängende, drückende, stoßende, tretende, schimpfende, schreiende, streitende Masse von Menschen, die alle, völlig chaotisch und jeder auf seinen kleinen Vorteil bedacht, Aserbaidschan verlassen und das gelobte Land Iran erreichen wollten, um dort, ja das war der Grund, billig einzukaufen. Ich habe gefroren, vor Kälte gezittert, durch Stampfen mit den Füßen die kalten Zehen gewärmt. Nur unter größten Mühen und hartem Ellenbogeneinsatz kam ich an meinen Rucksack, um gegen den eisigen Wind meinen Poncho rauszuholen. Und ich musste kämpfen um jeden Millimeter Boden; wenn ich nur den kleinsten Schritt zu meiner Vorderfrau freiließ, drängte sich sofort einer rein, froh, fünf Minuten gewonnen zu haben. Und ich hatte keine andere Wahl; mein Visum für Aserbaidschan lief an diesem Tag ab, ich musste durch. Als ich das alles nach vier Stunden überstanden hatte, dachte ich, das war jetzt dark tourism, der hat mir in meiner Sammlung grade noch gefehlt.

Sonntagsausflug in Teheran: Nach dem Freitagsgebet in die Berge des Elburs

Direkt hinter Teheran fangen die Berge an. Von der letzten Metrostation geht es im Minibus hinauf nach Darband, und als ich im letzten Dezember dort ausstieg, stand ich schon im Schnee. Es war Freitagnachmittag,

also Wochenende im Islam. Halb Teheran war auf den Beinen, auch viele Familien mit Kindern. Durch eine enge Schlucht ging es aufwärts, rechts und links ein Teehaus nach dem anderen, wartend auf die Gäste, die bei der Rückkehr wohl einkehren würden. Es herrschte eine lockere Stimmung, man kam einfach so im Gehen ins Gespräch mit den Wanderern. So ist das im Iran, man redet mit einander. Nicht nur Männer mit Männern, auch Frauen sprechen den Fremden an, wollen mit ihm fotografiert werden, fragen nach dem Woher und Wohin.

Der Weg wurde schmäler, immer mehr Schnee und Eis. Die ersten Spaziergänger drehten um, die Wanderer gingen weiter. Nach einer Stunde erreichte ich ein Bergdorf, das nur mit Muli zugänglich ist. Von hier aus zieht ein Pfad hinauf auf die Höhen des Elbursgebirges. Dort liegt der Demavend (5671 m), der höchste Berg des Irans. Sein Gipfel ist technisch einfach zu besteigen, allerdings nur bei sorgfältiger Höhenanpassung und bei ordentlichem Wetter. Und so merkte ich hier oben, dass sich in mir die Idee breitmachte, dass das vielleicht noch ein Gipfel für mich wäre. Natürlich nicht jetzt im Dezember, aber warum nicht mal im Sommer – nächstes Jahr oder 2018?



Sonntagsausflug in die Elbursberge

Reisen im Iran

Jetzt aber war ich hier, um ein paar Wochen quer durchs Land zu reisen und so noch mehr von der Offenheit und der Gastfreundschaft der Iraner mitzukriegen. Es ist ein eigenartiger Widerspruch: Ein Land mit fortgesetzten Menschenrechtsverletzungen, mit der weltweit höchsten Rate an Hinrichtungen (und diese auf denkbar grausamste Art), mit massiver Einschüchterung von Andersdenkenden – es ist zugleich das Land mit den freundlichsten und hilfsbereitesten Menschen, das ich bisher auf meinen Reisen rund um die Welt erlebt habe.



Persische Hilfsbereitschaft

Und das Reisen im Iran ist einfach und preiswert sowieso: Hundert Kilometer Bus kosten grade mal 2 €. In großen Städten muss man allerdings erst mal den richtigen Busbahnhof finden für die geplante Richtung, aber dann sitzt man ein, zwei Stunden später im passenden Bus, cruist auf den meist perfekten Straßen durch die Wüstenlandschaft und ist ein paar Stunden später in Isfahan oder Yazd oder Shiraz. Und wenn man's noch komfortabler will, nimmt man den Zug, erhält für knapp 3 € pro hundert Kilometer ein Viererabteil, kann durch den Zug spazieren, im Speisewagen essen und dabei sicher und ruhig durch das weite Land gleiten. Und mehr noch als die Busse sind die Züge Orte des Gesprächs. Hier findet sich immer jemand, der Englisch kann. Und es gibt immer viele, die wissen wollen, wo man herkommt, wo man hinfährt, was man beruflich macht; also neugierig sind sie schon, die Iraner. Aber diese Neugierde öffnet das Tor für ebensolche Gegenfragen, die dann auch gerne beantwortet werden.

Von Persien setzte ich hinüber auf die Arabische Halbinsel, nach Dubai, war wieder angetan von der Mischung aus modernster Weltstadt und traditionellem Handelsplatz. Vor allem das Treiben im traditionellen Deira mit den verwinkelten Gassen des Souk, mit den afrikanischen Händlern und den indischen Geschäftsleuten zog mich an. Am Creek, dem Meeresarm, der sich durch die ganze Stadt zieht, sah ich die alten Holzschiffe, die zwar

alles andere als seetüchtig aussahen, die aber über die stürmische Straße von Hormus die Versorgung des Irans sichern, der durch den internationalen Boykott abgeschottet ist, aber durch diese Lücke hier am Persischen Golf (und natürlich durch die Bestechlichkeit der Zöllner hier in Dubai und drüben in Bander Abbas, dem persischen Hafen) überleben kann.

Sportklettern und Trekking in den Hadjarbergen im Oman

In der Altstadt von Dubai fand ich nach langem Suchen den versteckten Platz, wo der Bus in den Oman abfährt. So erreichte ich Muskat, die Hauptstadt des Sultanats, die malerisch an einer felsigen Bucht liegt, umrahmt von schroffen Felshügeln, jeder gekrönt von einer Festung, Drohung und Abschreckung für die Seeräuber, Orientierungspunkt für die Seeleute – in vergangenen Zeiten. Heute legen hier die Kreuzfahrtschiffe an, täglich zwei oder drei. Tausende von Passagieren überschwemmen dann den Souk und die Teehäuser von Muskat. Bei diesen Menschenmassen kommen dem traveller elitäre Gedanken, aber gleichzeitig denkt er auch, wie bequem es wäre, wenn er nicht jeden Tag aufs Neue die Probleme lösen müsste: Wo finde ich ein Nachtlager? Wo kriege ich was zu essen? Wie komme ich weiter?



Hadjarberge

In Muskat fand ich mit Hilfe eines Mitreisenden aus dem Bus von Dubai direkt am Fischmarkt ein Quartier, ein reichlich runtergekommenes indisches Hotel, aber ideal gelegen mit Blick auf die Bucht. Ich fand auch den alten Küstenpfad, der von Bucht zu Bucht geht, aber nicht direkt am Meer entlang, denn dort fallen die Felswände steil und direkt ins Meer ab, sondern durchs Hinterland und über das eine und andere Joch.

Dieser alte Pfad, grade breit genug für ein Kamel, verfiel, als die neue Küstenstraße mit Brücken und Aufschüttungen direkt am Meer entlang gebaut wurde. Nun aber wurde er vom Tourismusministerium reaktiviert als Teil eines Programms, das dem Oman Touristen zuführen soll, die länger im Land bleiben als die Kreuzfahrer, die nach einem Tag wieder weg sind. So gibt es durch die schroffen Wüstenberge des Hadjagebirges mit ihren Canyons, Wadis und kargen Hochflächen auch einige markierte Pfade, gar einen ersten Klettersteig. Selbst Sportkletterrouten wurden eingebohrt und in einem Panico-Führer (Climbing in Oman 2014) dokumentiert.

Der Oman ist ein Sultanat, autoritär geführt, doch weltoffen und ohne die wahabistischen Einschränkungen des täglichen Lebens wie bei den Saudis. So trifft man viele Menschen, auch Nichtaraber, die in Saudi-Arabien, Katar, Bahrain und Kuwait arbeiten und gut verdienen, aber hier im Oman und vor allem oben in den Hadjarbergen, wo es sich auch in der heißen Zeit erträglich leben lässt, Urlaub machen. Doch für Urlauber aus Europa ist die Anreise zu lang und das Kostenniveau im Oman zu hoch, als dass sie grade mal zum Sportklettern oder Bergwandern herkommen würden. Es gibt zwar Anbieter für Trekkingtouren im Oman, doch bleibt die Nachfrage begrenzt – wer kann es sich schon leisten für über 3.000 € eine Woche zum Trekking oder Sportklettern zu reisen?

Alleine auf dem Sinai

Meine Reise durch den Nahen Osten sollte in Ägypten enden. Da die Saudis keine Alleinreisenden in ihr Land lassen, nahm ich von Dubai im Süden der Arabischen Halbinsel nach Jordanien im Norden das Flugzeug. Ich fuhr ein wenig kreuz und quer durch das Königreich und sah mit großem Respekt, wie das kleine und arme Land (keine Ölquellen!) Millionen von Flüchtlingen aus Palästina, Syrien und dem Irak aufgenommen hat. Von Akkaba ging ich zu Fuß hinüber nach Israel, besorgte mir das Visum und die nötigen Sicherheitsinformationen für Ägypten, und schon war ich auf der Sinai-Halbinsel und am Fuße des Berges Sinai.



Erkundigungen einholen

Dort steht das prächtige Katharinenkloster der griechisch-orthodoxen Mönche, und zwar genau an der Stelle, wo man annimmt, dass sich der brennende Busch befand, aus dem Gott zu Moses gesprochen haben soll. Ich fand Unterkunft in einer schmalen Pilgerzelle, und am frühen Morgen machte ich mich auf den Weg zum Gipfel des Berges, von dem Moses die Tafeln mit den 10 Geboten heruntergebracht haben soll. Er muss ein guter Bergsteiger gewesen sein, denn der Gipfel wäre nicht ganz einfach, gäbe es nicht den Kamelpfad bis zum Gipfelaufbau und dann die 750 Stufen durch das IIIer-Gelände bis zum Gipfel (2285 m).

Ich war heute ganz alleine unterwegs, aber an den vielen Verkaufszelten entlang des Weges und den Kamelen, die sich vor der winterlichen Kälte in den Kuhlen rechts und links des Weges duckten, sah ich, dass hier auch schon mal mehr Menschen unterwegs waren. Und so erzählt mir Salim Ibrahim, ein Beduine, der mir in seinem Zelt am Gipfelaufbau einen Kardamonkaffee serviert, dass vor 2011, als die arabische Rebellion von Tunesien nach Ägypten herüberschwuppte, in manchen Nächten 500 Pilger zum Gipfel stiegen, um dort den Sonnenaufgang zu erleben. Sie gaben den

Kamelen und ihren Treibern und den Beduinen in den Kaffee- und Souvenirzelten ein Auskommen, das nun, nachdem die Touristen wegen der Sicherheitsprobleme wegbleiben, fehlt.

Oben am Gipfel eine faszinierende Sicht in alle Richtungen. Die trockene winterliche Luft, staubfrei am heutigen Tag, gab den Blick frei bis hinüber nach Saudi-Arabien, jenseits vom Golf von Akkaba. Ich kam mir vor wie am Ende der Welt; außer dem Kloster und dem kleinen Ort Al-Milga am Fuße des Berges sah ich nichts als Sand, Steine und schroffe, kahle Berge bis zum Horizont.

Von Al-Milga brachte mich ein Beduine hinunter an die Küste nach Dahab, wo es wieder öffentliche Busse gab. Eine Woche später war ich in Kairo, und als ich an der Wechselstube am Flughafen überlegte, ob ich meine Pfundscheine zurücktausche, merkte ich: Die brauche ich noch, denn ich komme wieder; die zwei Wochen hier in Ägypten waren viel zu kurz. Nochmals zu den Beduinen im Sinai, an die einsamen Strände von Dahab und in die quirligen islamischen und europäischen Viertel von Kairo – das müsste nochmals drin sein in diesem kurzen Leben.



Petra, Beduinenmädchen

Die Schönheit des Kalalau-Trails an der Na-Pali-Küste auf Kauai

Michael Vogeley

Der Trek im Norden der hawaiischen Insel Kauai gilt als attraktivste Küstenwanderung des Pazifiks. Er führt über mindestens 18 Kilometer entlang bizarre Klippen, durchquert fünf Täler und endet an der paradiesischen Kalalau Beach. Um 1800 legten Siedler diesen Pfad an, um ihre Dörfer mit den Taro- und Kaffeefeldern zu verbinden. „Na Pali“ bedeutet „Klippen“. Diese prägen einen der spektakulärsten Küstenabschnitte Hawaiis. Mehr als tausend Meter fallen unzugängliche Lavahänge zum Meer ab. Manche schwärmen von der Na-Pali-Küste als einem ganz außergewöhnlichen Wanderweg, der zu den schönsten der Erde gezählt wird.

Grandiose Vulkanlandschaften, farbenprächtige Regenwälder, wilde Küsten und malerische Palmenstrände bieten auf den Inseln eine Fülle herausragender Wanderungen in paradiesischer Umgebung. Nirgendwo auf der Erde lässt sich aktiver (und passiver) Vulkanismus leichter beobachten als auf den Inseln von Hawaii. Feuer und Wasser bieten faszinierende



Urwald, Strand und Meer

Kontraste, glühende Lavaströme ergießen sich dampfend und grollend in den Pazifik. Nirgendwo ist es ungefährlicher, dieses Phänomen aus aller nächster Nähe zu erleben. Die Inseln zählen zu den schönsten der Südsee, viele sind Wildnisse in noch unberührter Natur. Der isolierte Archipel liegt 4000 Kilometer vom nächsten

Kontinent entfernt. Die legendären Landschaften beherbergen um die 9000 Pflanzen- und Tierarten, die sonst nirgends auf der Welt vorkommen.



80 Jahre, 130 Kilogramm

Eine Perle in diesem Archipel der Superlative ist ein ganz besonderes Eiland. Berühmte Hollywood-Regisseure wählten Kauai für Filme wie „Jurassic Park“ oder „Jäger des verlorenen Schatzes“. Die nördlichste aller bewohnten Hawaii-Inseln verwöhnt mit schneeweißen Stränden und der wilden Na-Pali-Küste. Die Kalalau Beach – das Trekkingziel – ist ein Tropenparadies weit ab vom Schuss. Er ist nur mit dem Boot zu erreichen. Oder zu Fuß. Der Trail gilt als das schönste Trekking Hawaiis – oder des Pazifik – oder gar der Welt. Ein Weg mitten durchs Paradies auf einem der hervorragendsten Trails der Erde.

Kauai ist eine Welt für sich. Das Paradies empfängt uns mit dem intensiven Farbenrausch eines hawaiischen Sonnenuntergangs. Und die Geschichte unseres Trekkings beginnt schon um Mitternacht. Wir erwachen im Zelt, weil ein lauter Donnerschlag die Stangen wackeln lässt. Es blitzt und kracht und schüttet, und wir haben das Gefühl, im Gewitter unter einem Wasserfall zu liegen.

Beim Start sind unsere Kleider feucht. Kommt das vom Nieselregen oder schwitzen wir schon? Was soll's, frieren kann man kaum bei 30 Grad Celsius plus und einer Luftfeuchtigkeit von rund 90 Prozent. Nach etwas über einer Stunde haben wir den höchsten Punkt schon hinter uns, sind auf dem Abstieg zur Hanakapiai Beach und betreten dort den ersten Traumstrand. Vor einem Bad im Meer wird wegen unberechenbarer Dünung eindringlich gewarnt. Nach einer Statistik gibt es nirgendwo auf Kauai so

viele tödliche Badeunfälle wie hier. Man kann am Strand stehen, und die Wellen plätschern um die Knöchel – alles sieht harmlos aus. Aber die Dünung kommt von weit her, meistens von verschiedenen Sturmzentren mit unterschiedlichen Wellen-Frequenzen. Dazu laufen hohe Wogen quer zur Küste, die durch Abpraller von den steilen Klippen gebildet werden. Wenn sich diese Wellenfronten überlagern, türmt sich aus dem Nichts heraus eine mehrere Meter hohe Wasserwand auf. Wenn einen ein solcher Mini-Tsunami erwischte, hat man keine guten Karten. Wir verkneifen uns das Baden im lockenden Meer und wählen lieber den Fluss.

„Wenn dir das Wetter nicht gefällt, warte fünf Minuten oder gehe fünf Meilen weiter.“ Das behauptet ein hawaiisches Sprichwort. Es stimmt.

Wir schultern die Rucksäcke und tauchen ein in den Regenwald. Vorbei an riesigen Schraubenbäumen, Ingwerpflanzen, Tüpfelfarnen, enormen Agaven und gigantischen Stauden, die man gewöhnlich in Miniaturausführung in unseren Wohnzimmern züchtet. Bergauf, bergab wandern, über Wurzeln und kopfgroße Steine stolpern, Flüsse durchqueren. Der Blick auf die zerklüftete Na-Pali-Küste, die steil und grün ins Meer abfällt und an der sich die Monsterwellen brechen können, ist wie ein kitschiges Gemäl-



Rast auf erkalteter Lava



Im Dickicht

de. Wir bleiben wachsam auf dem Pfad mit seinen schlammigen Passagen, ausgesetzten Querungen und schwindelerregenden Blicken auf die Klippen. Flussdurchquerungen erfordern Trittsicherheit. Und ein Abstecher in ein mückenbevölkertes Seitental führt zu einer verwilderten Kaffeeflora mit exotischen Obstbäumen und köstlichen Passionsfrüchten.

Gegen Ende wird der Trail leichter. Es geht raus aus dem Regenwald, entlang einer trockenen Küste, deren Pfad sich sehr schmal und sehr hoch über dem wogenden Ozean windet. Schon aus der Ferne können wir es dann sehen: das zerfurchte Kalalau-Tal mit seinem riesigen Strand. Wow!

Je nach Lage, Wetter und Bewuchs ist der Weg felsig mit Steinbrocken oder matschig mit Pfützen. Das Druckwasser der Berge findet seinen Weg hierher. Nasse Wurzeln sind besonders hinterlistig. Wir gehen vorsichtig und haben nicht den Ehrgeiz, den Trail aus der Froschperspektive zu betrachten.

Am Ende der Wanderung wartet an der Kalalau Beach ein wahres Paradies. Direkt unterhalb eines Wasserfalls bauen wir unser Zelt auf. Der Strand scheint Südseeträumen entsprungen. Wir fühlen uns wie im Film



Seltsame Blumen

„The Beach“ und warten, dass Leonardo DiCaprio lässig um die Ecke schlendert. Abseits jeglicher Zivilisation ist es hier unwirklich schön.

Wir denken an den Rückweg, die rutschigen Wurzeln, die exponierten Pfade über steilen Klippen und an den Regen, der uns ein paar Mal erwischte.
„Man muss durch die Hölle gehen, um ins Paradies zu gelangen.“

Konkretes zum Kalalau-Trail:

Entlang der Na-Pali-Küste auf Kauai zieht sich der 11 Meilen (ca. 18 Kilometer) lange Pfad von der Kee Beach (nahe Haena bzw. Princeville) zur Kalalau Beach „in the middle of nowhere“. Mit einem Ruhetag am Ziel und einigen Abstechern zu spektakulären Tälern und Wasserfällen sollte man die Tour auf drei, besser vier Tage ausdehnen.

Es werden fünf größere Täler durchquert – durch Wind und Regen geformt und zu Abstechern lockend –, bevor der Pfad am Sandstrand des Kalalau-Beach-Campings mit seiner Traumlage vor hohen Felswänden auf blendend weißem Sand endet. Wer den anstrengenden Trek in seiner Gesamtheit gehen will, braucht eine Genehmigung – auch für die Übernachtungen –, die man beim State Park Office in Lihue bekommt. Die drei offiziellen Naturzeltpätze in den Tälern sind auf insgesamt fünf Nächte limitiert.

Wenn es regnet, schwollt der Kalalau – normalerweise ein harmloser Bach – rasant an und wird tagelang unpassierbar. Der größte Fluss auf der Strecke ist der Hanakao. Bei Hochwasser wird er zu einem dreiarmigen Strom, der das Tal ganz für sich beansprucht. Der Trail kann dann oft für Tage versperrt sein.

Bayerländer stellen sich vor



Christoph Martin in seiner Kletterroute „Diagonale zum Paradies“. Er stellt sich in einem der folgenden Artikel näher vor

Hand aufs Herz: Wenn man an einem gut besuchten Vortragsabend so in die Runde blickt, wieviele der Sektionsmitglieder kennt man nicht? Wen von den Alten kennen die Jungen? Umgekehrt ebenso oder schlimmer. Dabei befinden sich viele Persönlichkeiten in unseren Reihen, die nur nicht viel aus sich machen, obwohl sie allen Grund dazu hätten.

Beispielsweise Christoph Martin, der mit 67 Jahren noch immer steiler unterwegs ist, als die meisten von uns es jemals waren. Anders ist es zwar bei Richard Goedeke, da seinen Namen wohl auch unsere Nachwuchsbergsteiger kennen werden, aber wer und welcher alpinistische Lebensweg sich dahinter verbirgt, beleuchtet der anschließende Beitrag.

Redaktion

Erstbegehungen – Eroberung des Unnützen?

Christoph Martin

Die verschlafene Kleinstadt Hohnstein im Herzen der Sächsischen Schweiz war und ist ein Magnet für Touristen, Naturfreaks und Kletterer. Inmitten der Sandsteinfelsen bin ich aufgewachsen und habe bereits im Kinderwagen, den meine Schwester fahren durfte, auf holprigen Pfaden die steilen Wände staunend betrachtet. Als ich zehn Jahre alt wurde, stachelte mich mein etwas älterer Freund Matthias während unserer Streifzüge durch die Wälder immer wieder an, doch endlich mal die schräge Wand an der Brandpyramide zu versuchen. Die von den Eltern unbemerkt entwendete Wäscheleine ächzte und knackte beim Abstieg – die Geräusche lassen mich jetzt noch erschaudern. Jedenfalls war es unsere erste Tour auf einen Sandsteingipfel und immerhin mit V bewertet.



An der Nonne, Elbsandstein

Glücklicherweise wohnte Bernd Arnold als Nachbar nur wenige Meter von uns entfernt. Als jüngerer Freund profitierte ich von seinem Kletterkönnen und verbrachte in meiner Jugend sehr viele Wochenenden mit ihm in den heimatlichen Bergen. Bernd interessierte vor allem Neuland. In den aufstrebenden 60er und 70er Jahren war davon eine Menge vorhanden. Nur wenige Kletterer interessierten sich dafür, was sich in den darauffolgenden Jahren und Jahrzehnten änderte. Mit Bernd konnte ich an vielen Erstbegehungen teilhaben und insbesondere von seiner talentierten Klettertechnik profitieren.

In diese permanente Neulandsuche hineingeboren, war es dann nur eine Frage der Zeit, bis ich mit 21 Jahren eine auffällige Wand in meinem Heimatgebiet „Brand“ im Erstbegeherstil erklimm. Der Hohnsteiner Pferdeschmied schweißte mir etwas zusammen, das aussah wie ein Sicherungsring. Von UIAA Sicherheitsstandards hatten wir noch nie etwas gehört. Infolge der strengen sächsischen Kletterregeln war das Anbringen dieses Ringes

wohl das Anstrengendste. Letztendlich ist dabei eine sächsische VIIb herausgekommen. Diese Route nannten wir „Frühlingsweg“ an der Steinbruchnadel. Einheimische berichten, dass dieser Weg wohl doch nicht so einfach sein soll, auch hinsichtlich Absicherung. Aber was soll's, wir waren jung, dynamisch und haben nicht so viel nachgedacht!

Studium, Volksarmee, Familie, Beruf. Bei all diesen Lebensabschnitten durfte das Klettern nicht zu kurz kommen. Die politische Indoctrination in der DDR kotzten wir an den Wochenenden ab. Im Sandstein fanden wir echte Freiheit und haben weder die fehlenden

Bananen noch die wieder mal nicht käufliche Zahnpasta vermisst. Diese war wohl im sozialistischen 5-Jahresplan vergessen worden. 1974 – was für ein Expeditionsjahr für einige ausgewählte Dresdner Alpinisten! An der TU Dresden existierte eine kleine ausgefuchste Alpinistengruppe, die es verstand, mit legalen Mitteln in die Sowjetunion zu reisen – in den Pamir. In Tadshikistan – ohne Einreisepapiere – musste unser perfekt russisch sprechender Expeditionsleiter innerhalb kürzester Zeit die Adressen von uns „Litauern“ an mehreren Schlagbäumen runterbeten. Diese Leistung bewundere ich jetzt noch. Mit einem ölverschmierten Kleinflugzeug flogen wir entlang der afghanischen Grenze ins Herz des Pamirs. Über eine Woche Gepäckschlepperei (habe es mir notiert: der Rucksack wog 63 kg!) auf dem Sugrangletscher ins Basislager des Pik Moskwa. Schneestürme verhinderten den Aufstieg, und so blieb „nur“ eine Erstbesteigung eines Fünftausenders „Pik der Freude“.



Naumannhangel, Elbsandstein



Am Sugramgletscher; Pamir, 1974

1986 kam für mich persönlich die große Wende: Durch familiäre Umstände durfte ich mit einem offiziellen Reisepass in die BRD reisen. Solch ein einschneidendes Erlebnis ist nur wenigen Menschen gegönnt. Im nächtlichen München erwartete ich an jeder Straßenecke einen Dieb, Halsabschneider, SS-Sturmbannführer oder CIA-Agenten. Der „Schwarze Kanal“ von und mit Karl-Eduard v. Schnitzler hatte uns gewarnt! Trotz hochgradiger Anspannung aller meiner Sinne konnte ich solche Leute nicht entdecken. Die Nerven haben sich schnell beruhigt, und mein Kletterkamerad, den ich in Baierbrunn besuchen konnte, meinte, dass ich meine Nerven für die Dolomiten bräuchte. In dieser angespannten Situation habe ich den Rückfahrschein irgendwo an der Isar liegen lassen. Und so habe ich mit Kletterfreunden einen ganzen Sommer in den Dolomiten, in Frankreich und in der Schweiz verbracht. Der Einstieg in das alpine Geschehen ist mir trotz der teilweise saftigen Hakenabstände nicht schweregefallen. Sachsen macht's eben möglich. In den folgenden Jahren erfüllte ich mir einige Kletterträume, von denen ich ehrfurchtvoll in der westlichen Bergliteratur gelesen hatte. Die großen Wände reizten mich mehr als die kurzen Sportklettereien – hier war mehr Abenteuer im Spiel.



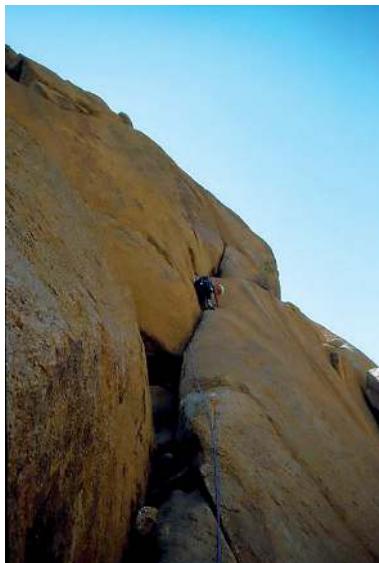
An der Kerze des Frenetpfeilers am Mont Blanc

so empfunden. Mein Motto war zu dieser Zeit: Wenn es sein muss, dann darf auch gepfeffert geflogen werden (ohne Krankenhausaufenthalt versteht sich).

Während einer Namibiareise im Jahr 2001 fielen mir in der Nähe der Spitzkoppe, am Teichstein, noch unberührte Risse auf. Mit insgesamt sechs

Der Reiz von Erstbegehung war und ist ungebrochen. Mit einem ehemaligen Kletterfreund bohrte ich im Jahr 2000 an der Törlwand im Wilden Kaiser „Kunterbunt“ ein. Leider ließ sich eine technische Stelle nicht vermeiden. Kritik muss ich immer wieder über mich ergehen lassen wegen der angeblich sportlichen Hakenabstände. Ich hatte es damals überhaupt nicht

Keilen verschiedener Größe im Gepäck, sind diese Risse nun Bestandteil eines Namibischen Kletterführers. Der Alpinist als „Naturbursche“ war schon immer auf der Suche nach Bergabenteuern, möglichst fernab der zivilisierten Gesellschaft, um deren Regeln wenigstens für kurze Zeit zu entgehen und wirklich frei zu sein. Kontraste zwischen Anspannung und Entspannung, Ruhe und Aktivität, Einsamkeit und Gemeinsamkeit, Askese und Genuss, Angst und Selbstsicherheit machen wohl die Lebensqualität an sich aus. Wir brauchen immer wieder die Grenzerfahrung, um uns selbst ganz nahe zu sein. Eines der letzten Abenteuer in unserer heutigen Zeit ist deshalb die Suche nach unerschlossenen, kletterbaren alpinen Felswänden.



Namibia, Erstbegehung am Teichstein, 2001

Im Zeitalter der ins Nirvana driftenden Energiekosten spielt die Nähe der Berge als unser Spielplatz eine nicht unerhebliche Rolle. Seit vielen Jahren sind Ricarda Riecker und ich im Karwendel unterwegs. Die Faszination dieses Gebirges liegt einerseits in der einsamen und wunderschönen, ja oft lieblichen Landschaft, andererseits in einer weiträumigen und steilen Felskulisse. Für viele Kletterer ist der Karwendelfels gefürchtet wegen seiner Brüchigkeit und Kleinsplittigkeit. Hinter den Kulissen jedoch finden sich oft passable Platten. Wem diese alpine Kombination nichts ausmacht und wer entsprechende Erfahrungen hat, der findet hier lohnenswerte Ziele.

Im heißen März und April 2007 konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, im Hinterautal an der Tratenseite eine auffallende faustkeilähnliche Platte in Augenschein zu nehmen. Eine Erstbegehung in dieser Wand hielt ich zunächst nicht für besonders lohnend. Ganz links führt eine Rampe, beginnend fast in Latschenhöhe, quer durch die Wand. Über diese konnte man die 50 m hohe Platte gut einsehen, und ich war überrascht, was der Fels dort alles hergab. Nur der Weiterweg darüber war unklar. So wurde „Isarflüstern“ mit einem passablen Platteneinstieg begonnen. Die zweite Seillänge ist leider ein kleiner Wermutstropfen, lässt sich aber nicht umgehen.

Die faustkeilförmige Platte endet zunächst auf der Rampe. Der Weiterweg sollte weiter links unten durch eine Rinne fortgeführt werden (heute: „Auf leisen Sohlen“). Nach mehreren Tagen kamen mir jedoch Bedenken wegen des erheblichen Schlenkers und einer unlogischen Linienführung. Bei genauerem Hinsehen konnte ich doch noch festen Fels mit einer direkteren Linienführung entdecken. Was sollte nun mit der begonnenen Fortsetzung weiter links passieren?

Im Frühjahr 2008, an einem warmen und sonnigen Tag, schmeckte die Brotzeit an der Isar besonders gut und bestens gelaunt ging ich wieder auf Erkundung zur Tratenseite. Bei dem neu zu kreierenden Weg sah ich keine andere Möglichkeit, als wieder mit „Isarflüstern“ zu beginnen. Links und rechts nur unlohnendes und gefährliches Geröll. Die zweite Seillänge ist nur ein Verbindungsstück zur vor einem Jahr begonnenen verschneidungsartigen Rinne. Sie erweist sich, wie von unten erhofft, als lohnend und kaum brüchig. Bis dahin muss gleichzeitig geklettert werden (70 m), ist jedoch im IIIer-Bereich bei drei Bohrhaken sicherlich vertretbar. Nachfolgende Plattenschleicher der vorletzten und letzten Seillängen sind recht schön und nicht allzu schwierig.

In all den Jahren, insgesamt mehr als sieben, hatte mich die Grubenkar spitze im Ahornboden in den Bann gezogen. Irgendwann hatte mich der Bär getreten, dort noch was zu vollenden. Wenn erstmal ein Bohrhaken im Fels sitzt, wird man süchtig nach mehr. Mit zunehmenden Klettermetern wird der innere Großkotz immer kleiner, und ich fühlte mich mehr in der Hölle als im Paradies. Die Wand hört und hört nicht auf. Erst später bemerkte ich, dass meine gedachte Linie bereits von Ralf Sussmann mit „Inferno & Ekstase“ begangen wurde. Aber so entstand später die „Diagonale zum Paradies“, eine bessere Wegfindung und Ergänzung zur „Die Hölle ist im Paradies“, in der es später noch einen Frühjahrsfelssturz gab und ich fast eine Seillänge neu einbohren musste. Irgendwann standen mein Kletterpartner aus Schrobenhausen im August 2007 und ich auf dem abendlichen Gipfel, biwakierten wortlos unterhalb des Laliderergipfels und gingen ohne Gruß am nächsten Morgen auseinander Auch Extremsituationen können Freundschaften zerstören!

Wie die entferntesten Kletterrouten beweisen, liegt es in den Genen des Homo sapiens kletterensis, Abenteuer in den entlegendsten Teilen dieser Erde zu suchen. Baffin Island ist mir zu weit und zu kalt, aber die Östliche Jägerkarspitze im Karwendel ist auch ganz schön weit weg. Und so fing ich

an, im Jahr 2008 diesen Berg zu erkunden. Schließlich hatten bereits 1977 Werner Lang und Andreas Wendt (damals Bayerländer, eingetreten 1977) den „Weg der Jugend“ dort kreiert. Rechts davon sah ich noch steilen und unerforschten Fels. Einmal Blut geleckt, werkelte ich gleichzeitig an zwei brauchbaren Stellen. Insbesondere im Frühjahr 2009 waren die Schneeberge in der Südseite so hoch, dass man die ersten zwei Bohrhaken gar nicht mehr sah. Der dritte und vierte Bohrhaken waren somit schnell platziert. Diese kurze „Winterhilfe“ änderte nichts daran, dass Ricarda nun viele Wochen Seile und Bohrhaken den beschwerlichen Zustieg buckeln musste. Jedoch die einsamen Biwaks unter der Wand, wo kaum ein Wanderer findet, entschädigten die Anstrengungen. Im Herbst nannten wir die zwei Wege „Drachenreiter“ und „Im Reich der Stille“. Jeweils sehr anspruchsvolle sportalpine Kletterei.

Das Hochglück ist wohl jedem Skitourengeher bekannt. Das mittlerweile geübte Erschließerauge streifte nicht nur einmal die Wand der Barthspitze. Das Frühjahr ist immer eine gute Zeit, mit den Tourenski effektiv nah an eine Wand zu kommen. 2014 fanden wir zwei Möglichkeiten in der Westwand.

Wie bereits an der Östlichen Jägerkarspitze erprobt, begann ich mit dem Einbohren von gleichzeitig zwei Routen, wobei der Einstieg und später der Ausstieg jeweils dieselben sind. Aus der Ferne sieht man zwei wie Augen aussehende Löcher, aus denen nach Regenfällen das Wasser läuft. Aus diesem Grund „Durch die tränenden Augen“ und rechts davon der „Westwandtrip“. Eine erstaunlich moderate Kletterei, auch für nicht so erfahrene Alpinisten bestens geeignet. Nur von der markanten und weit hin sichtbaren Verschneidung hatten wir uns mehr erhofft.



Ricarda in der Westwand der Barthspitze



Teufelsspitze, Elbsandstein

Wenn die Makita rattert, fühlt sich Christoph wohl! Wieviel Arbeit, Schweiß, Nerven, Zeit und Geld in seinen Routen stecken, davon kann ich wahrlich ein Lied singen...

Bei der Erschließung unseres Bayerländer-Klettergartens im Klein-Kaiser – vis-à-vis der Fritz-Pflaum-Hütte – durfte auch ich mir 1997/98 insgesamt vier Routen ausdenken, diese putzen und einbohren: Muttertag (da war ich im 6. Monat schwanger), „Tira-Miesi“ (Miesi ist in der Kletterszene mein Spitzname), „Seitensprung“ und „Vatertag“. Das hat auch mir sehr viel Spaß gemacht. Ansonsten habe ich das Einbohren und die Routenfindung im Karwendel lieber Christoph überlassen, der hier einfach viel mehr Erfahrung mitbringt. So kam ich meist in den Genuss der „Erstbegehung“ (gemeint: Erstbekletterung) sowie von unvergessenen Berg- und Klettererlebnissen in einsamster Natur, wo Bergwasser zu Wein wird und Gämsen – wie bei unseren Biwaks am Fuße der Barthspitze oder der Jägerkarsspitze – sich zu unserem Zelt schleichen, um zu erkunden, was für seltsame Wesen sich da sonst noch so rumtreiben...

Ricarda Spiecker

Auf neuen Wegen an kleinen Felsen und an großen Bergen

Richard Goedeke

Erste Erfahrungen

Die Idee Erstbegehung hat mich schon früh fasziniert. Zuerst im Harz und Weserbergland. Vor allem mit der romantischen Idee, auf diesem abgelatschten Planeten an irgendeinem Fleck mal der erste Mensch zu sein. Aber ich merkte rasch, dass das im Gebirge anspruchsvoll sein kann. Und riskant, weil Felsen und Berge immer Abrissbaustellen des Planeten sind und bleiben.

Schon bei meiner ersten Neutour erlebte ich das. Die fand in einem 8 Meter hohen Steinbruch statt, wo nach den ersten senkrechten Metern klar war, dass ich das nicht wieder runter klettern konnte, wo sich aber die oberen zwei Meter aus lockerem Tonschiefer ungehbar anfühlten. Ich konnte mich durch Steine-runter-Werfen und Stufenkratzen nach oben retten. Die Erleichterung über das Entkommen war groß, allerdings auch das Erfolgserlebnis.

Später hatte ich aus Otto Eidenschinks Lehrbuch „Richtiges Bergsteigen“ gelernt, dass man tunlichst vorweg mit den Augen klettert und erst dann real mit Händen und Füßen. Und dass dies und das Drei-Punkte-Klettern die grundlegende Sicherungsmaßnahme ist, viel wichtiger als die Sicherung über das Seil. Aber so konnte ich ja auch seilfrei klettern. Was ich dann in Ermangelung eines Seilpartners auch an den Harzfelsen tat. Dass ich bei einer der ersten Touren mit einem sehr schönen Griff samt seinen Grundfesten aus der Wand fiel, überlebte ich unbeschädigt. Ich kam sogar mit Nutzung der nun festen Ausbruchsstelle doch noch rauf. In ei-



Richard Goedeke 1976 bei der Erstbegehung am mittleren Zwölfer, Dolomiten

ner anderen Route fiel ich nur deshalb nicht vom Ausstieg runter, weil mir in höchster Not die oberhalb majestätisch stehende Kiefer beim panischen Grabbeln im Dreck der Oberkante einen zentimeterdicken Wurzelhenkel entgegenhielt. Die Weisheit „Wenn Bergsteiger und Kletterer bei ihren Unternehmungen so viel Pech hätten wie sie Glück haben, gäbe es keine“ kannte ich noch nicht, aber sie galt schon damals.

Da ich am Leben hing und auch meiner Mutter nicht antun wollte, beim Klettern abhanden zu kommen, versuchte ich aus den knapp überstandenen Abenteuern zu lernen. Zum Beispiel mit Seil und Kameradensicherung das Überleben von Fehlern wahrscheinlicher zu machen. Der alpenerprobte Hamburger Klaus Brandes schenkte mir zu meinem 18. Geburtstag die Teilnahme an einer Erstbegehung und ich bewunderte die Selbstsicherheit, mit der er den brüchigen Fels prüfte und lose Steine runter warf und Haken schlug und dabei durchaus so aussah, als käme er nicht nur dank günstiger Zufälle oben an. Ich wurde sein lernbegieriger Schüler.

Ich bemühte mich, ihm an unseren norddeutschen Felsen nachzueifern. Teils an Superfels. Aber ich verschmähte auch brüchigen nicht, eingedenk von Otto Eidenschinks Weisheit, der wahre Meister zeige sich im morschen Fels... Dass solcher uns auch an kleinen Felsen was antun kann, zeigte sich an einem schönen Novembertag beim ersten Klettern mit Kumpan Moritz Rien. Wir hatten im Südharz einen überhängenden feinen Riss angepackt. Moritz spreizte weit hinauf und schlug Haken und erkämpfte sich einen kleinen Stand. Der Seilzug zwang ihn zum Nachholen und so schlug er zwei weitere Haken und holte mich herauf. Er hing am linken Haken, der gut aussah. Der zusätzliche rechte dagegen steckte in einem Längsriss, wo Haken ja nicht so gut halten. So hängte ich ihn nur als Zwischensicherung ein. Ich querte zu einer Verschneidung. In ihrer geneigten linken Wand bot sich ein unten vorstehender Zangengriff an. Ich packte ihn und zog. Da rutschte der Griff samt einer zugehörigen quadratmeterhohen Platte wie ein riesiger Dachziegel auf mich zu. Ich kriegte sie ins Gesicht, warf mich nach rechts, um sie nicht als Guillotine vor den Hals zu kriegen, spürte, wie sie noch am Seil ruckte, aber doch über es hinweg rutschte. Die Platte schepperte unten, ich krallte noch am Fels. Der vom seitlichen Zug entlastete rechte Haken fiel aus dem Fels und baumelte im Seil. Ich vermied es erfolgreich, der Platte zu folgen. Meine linke Wange schmerzte dumpf und es lief auch was Rotes raus. Aber ich kletterte gleich noch die paar Meter voraus hinauf zum Gipfel, wo ich mich rückblickend darüber freute, dass mir die schwere Platte nicht den Kopf abgehackt hatte. So war ich nun um die erneuerte Erfahrung reicher, dass neue

Routen als Vorkoster zu steigen immer mit besonderen Risiken verbunden ist, von denen sich Wiederholer später nichts träumen lassen. Aber das ist eben das Entspannende beim Wiederholen...

Erste alpine Neutouren (1960–1967)

Natürlich wollte ich, nach Abenteuern an kleinen Felsen und Erfolgserlebnissen an großen alpinen Klassikern wie Einserpfeiler und Große Zinne Nordwand, dann auch alpine Erstbegehungen machen.

Die erste wurde 1960 die Westwand der Pulpito di Pelsa. Wir stiegen rechts einer alten Route ein. Im richtigen Gebirge ins Unbekannte hinein zu klettern, das war für uns unerwartet intensiv spannend, obwohl der Fels insgesamt gut und nur ein guter Vierer und die Wand nur lumpige 200 Meter hoch war und sogar nebenan ein Ausweg in die alte Route anbot.

Als wir 1963 den gigantischen Trollryggen Ostpfeiler wiederholten, hatten wir gar nicht vor, etwas erstzugehen. Aber am ersten Aufschwung meinten wir naseweis, ein 53-jähriger Kletterer wie einer der Erstbegeher könne sowas nicht direkt hinaufkommen und es müsste also weiter rechts hinaufgehen. Dieses Spiel wiederholte sich mehrmals. Nach sechs Seillängen Querung standen wir am rechten Rand des Pfeilers und unsere Fehleinschätzung war klar. Es folgte die gleichfalls naseweise Annahme, der Umweg zurück würde nicht lohnen, weil wir geradeaus sicher auch durchkommen würden. Das gelang dann auch. Aber die Erstbegehung einer 10-Seillängen-Variante erwies sich als lausig schwierig und heikel und als sicher weit anspruchsvoller als die Originalroute. Unsere Variante war nur ein „Verhauer“, also eine Neutour aus Dusseligkeit...

Erst 1964 spielte ich wieder bewusst das Spiel Erstbegehung. Beim Wandern mit meiner Verlobten durch die Allgäuer sah ich an der Rotgundspitze das übersichtliche, aber hübsche Problem Südwand und nahm mir dafür eine Stunde Urlaub vom Wandern. Diesmal war ich allein. Ich stieg besonders vorsichtig. Schließlich hatte ich schon von Paul Preuß gelesen, man solle nur das hinaufklettern, was man auch wieder frei abklettern kann, und von Ludwig Purtschellers „Das Können ist des Dürfens Maß“. Die Schlüsselstelle kletterte ich deshalb vor dem Weitersteigen zweimal rauf und wieder runter, um sicher zu sein, dass ich sie bei einem eventuellen Rückzug auch wirklich wieder heil hinunter käme. Aber oberhalb wurde es leichter und ich kam gut durch.

Im gleichen Jahr gelang noch in der Brenta mit Jochen Linde die 400 m hohe Fracingli Ostwand. Sie war allerdings inhomogen in der Schwierigkeit und hatte neben gutem Fels auch eine Menge weniger guten. Nach den vorher abgehakten idealen Brenta-Klassikern dämpfte Jochen meine trotzdem vorhandene Begeisterung mit der Bemerkung, dass dieser Gipfel genauso schäbig sei wie die Wand...

1965 waren mir trotzdem Neutouren wichtig, und neben einigen Rengarten-Klassikern gelang am Kesselkogel die Erstbegehung der Wand des großen Westpfeilers. An dieser recht kompakten Mauer fühlte ich mich durchaus gefordert, besonders in den „Runouts“, die teilweise über 20 Meter weit ohne Zwischensicherung gingen, und das bei dem an unbekletertem Fels immer irgendwo wartenden Urschutt. Im Hinterkopf fürchte ich immer noch, irgendwo auf für mich unüberwindliche Hindernisse zu stoßen und dann abzutropfen. An einer Platte kämpfte ich an kleinsten Griffchen und fühlte mich sehr kühn. Aber der nachsteigende Manni fand ein von mir übersehenes Fingerloch, und hatte kaum Mühe und war dann sogar noch Spielverderber genug, das auch zu sagen. Er freute sich aber immer dankbar über meine sorgfältig gebastelten Standplatzsicherungen.

In der damals gerade von Toni Hiebeler gepriesenen Bosconero-Gruppe eröffnete ich dann mit Hans-Peter Geihs nach der ersten Wiederholung der knackigen „Spigolo Strobel“ an der Rocchetta Alta die großzügige und einsam-ernste Südwand, hoch über grünen Weiten des Zoldaner Tales.

Auf neuen Wegen an kleinen Felsen und an großen Bergen

1967 war die Schiara das Ziel. Dorthin fuhr ich mit unserer kleinen, aber motivierten Braunschweiger Jungmannschaft, die ich seit einem Jahr betreute. Es gab dort auch leichte und kurze Wände für Erstbegehungen. An der Terza Pala und am Torrione Bianchet gelangen uns in bestem Fels drei rassige Genusstouren. Und mit dem Torre dei Cinque sogar eine waschechte Erstbesteigung.

Das Highlight des Sommers wurde jedoch die erste Begehung der Südwand des Burèl, gut fünfhundert Meter hoch, über riesigen Sockelabbrüchen und dem klammartig engen Val de Piero. Das war ganz klar zu ernsthaft für meine Jungmannschaft. So stieg ich hier mit dem in gemeinsamen Touren in der Civetta und am Mont Blanc bewährten Kölner Kumpan Sigurd Herbst. Der Zugang war so weitläufig, dass wir beim ersten Anlauf nur



Die Burel-Südwand 1967

bis zum eigentlichen Einstieg kamen. Aber am nächsten Tag klappte es. In der dritten Seillänge ging mir das Seil in einer kompakten, mit Dreck gefüllten Verschneidung aus. Da bohrte ich zähnekniirschend zwei Standhaken an. Es waren bloß 6,6 mm dünne Stichhähkchen, die ohne Spreizkeil oder Kleber in den Löchlein steckten, heute würde sich kaum noch einer dranhängen wollen. Aber sie erlaubten mir, Sigurd ein Stück nachzuholen zu einem höheren Standplatz und dann von ihm gesichert weiter zu klettern zu einem brauchbaren Stand. In der vierten Seillänge stand auf der Kante eines Risses ein meterhoher abgelöster Block. Mit allerlei Verrenkungen versuchte ich, an ihm

vorbei zu klettern. Als es schon fast geschafft war, streifte ich ihn mit der Wade. Da fiel er, am seitlich stehend sichernden Sigurd vorbei, in die Tiefe. Die Situation war gerettet. Nach weiterer exponierter Kletterei, Gewitter, Regengüssen und Biwak gelangten wir zum Gipfel. Damit war nun eine wirklich bedeutende Wand gelungen. Und das mit dem Gefühl, den unerwarteten Problemen mit der inzwischen gesammelten Erfahrung durchaus gewachsen zu sein. Ich fühlte mich nicht mehr nur als Lernender.

Neue Routen rosinenpickend hier und da (1968 – 1977)

Für 1968 hatte ich für einige Wochen mehrere starke Seilgefährten gewonnen und hoch fliegende Pläne. Aber wir brachten nur Kleinerfolge und Rückzüge zusammen, die wir aber immerhin unbeschädigt überstanden. Erst zum Schluss gelang in der Schiara mit der neben dem Burel aufragenden Pala Tissi Südwestwand eine großartige Neutour. Der Fels war noch besser als am Burel und das Wetter prächtig. Wir freuten uns an den gerade in England entwickelten Klemmkeilen über die flott zu legenden zusätzlichen Sicherungen. Unterwegs erinnerte ich mich in der dritten Seillänge auch an die Idee der reinen Freikletterei. Die hatte in Norddeutschland schon 1968 ihre Renaissance. Wir versuchten nun, dieses bewusst reine

Freiklettern ab jetzt auch bei dieser Neutour im Gebirge anzuwenden, was uns auch gelang. Die Tour schaffte es in Gino und Silvias Auswahlband von Klassikern der östlichen Dolomiten, wo sie auch hingehörte.

1970 kletterten wir im neuen Rotpunkt-Stil auch – immerhin noch mehrere Jahre vor der Kreation des eingängigen Begriffs Rotpunkt durch Kurt Albert – lupenrein bei der Eröffnung des 600 Meter hohen Hocheck-Ostpfeilers. Nebenbei drehten wir einen Super8-Film des Bollerschuh-Unternehmens... Später eröffneten wir in den Karnischen Alpen am Col Nudo eine lange Route in zivilisationsferner Wildnis an mühelos veränderlichem Fels. Und weitere Touren in der Schiara.

1971 führte eine Jugendfahrt zur Dreizinnenhütte. Da gab es neben Gruppen-Highlights zuletzt mal Gelegenheit zu einer Neutour mit Freund Wolfgang an der oben wild exponierten Pala Val de Toni Südwand. Sie verlangte rassige Kletterei bis VI-. Schließlich gelang noch mit Hans Wenninger die Eröffnung einer großartigen 500-Meter-Route in der kompakten Pala del Marden Westwand. Als dies der Altmeister Piero Mazzorana mitkriegte, verriet er mir, dass drüben in der Marmarole noch 1000-Meter-Wände un durchstiegen herumstünden...

1972 ging es mit der Jungmannschaft der Sektion nach Nordnorwegen zur herb einsamen Halbinsel Lyngen. Highlight der Fahrt war der Tagtoppen Ostpfeiler. 800 Höhenmeter an herrlich rauhem Gabbro hoch über einem Gletscher, mit einem tollen Fünferriss in der senkrechten Gipfelwand, unvergesslich in der lichten Mitternachtsstunde. Und mit endlosem Abstieg.



Blaffell Ostpfeiler 1977, Nordnorwegen

Zu Pfingsten 1974 glückte in den Miemingern im frechen Handstreich die Östliche Schoßkopf Ostwand. Genüssliche Kletterei in idealer Linie, im Stile von Dülfer-Routen. Seillänge um Seillänge ergab sich, immer noch in Bollerstiefeln, an die wir aber gut adaptiert waren. Nach Sonnenuntergang saßen wir am Gipfel und gelangten auch noch runter, besoffen vor Glück... Hermann Huber und Dieter Hasse wiederholten die Route und teilten unsere Begeisterung. Und als ich die Wand 23 Jahre später noch einmal kletterte, gefiel sie mir immer noch. Zu Pfingsten 1975 gelang uns am kleineren Westlichen Schoßkopf nochmals eine sogar schärfere Neutour.

Im Sommer 1976 hatte ich mit dem strahlenden Ingo Blechschmidt in den Sextener Dolomiten einen starken Partner. In zwei Tagen stiegen wir „onsight“ durch die pralle 600-Meter-Südwestwand des Mittleren Zwölfer Nordgipfels. Der Fels war abwärts geschichtet und bot oft nur gemeine Auflieger. Auf der leichtesten Linie schlängelten wir uns zur zentralen gelben Wand und folgten dort dem obligatorischen Riss. Während „draußen“ ein Gewitter Massen von Wasser herunterschüttete, konnten wir unter den Dächern weiter werkeln. Am großen Dach benutzten wir dann doch zwei Haken zur Fortbewegung. Aber die überhängende Verschneidung darüber ließ sich mit wilder Spreizerei und rasch gefädelten Blockschlingen frei klettern, ebenso wie die weiteren Risse. Es kam eine irr eindrucksvolle Route heraus, die wir „Traumtour“ nannten, weil sie eine war. 1985 wiederholte Othmar Zingerle sie mit Konrad Renzler, wobei Othmar sogar auch das große grausig-grusige Dach frei überkletterte.

Drei Tage später folgten wir in der Marmarole Piero Mazzoranas Tip an der Croda dell'Arbel. Wir wussten über die große Wand nichts, nur dass sie herumstand. Wir kletterten also nicht nur „onsight“, sondern sogar „info null“. Schon der Zustieg war lang mit Kletterei bis III und wir erreichten den Fuß der eigentlichen Wand erst am Abend und biwakierten dort. Nach einem Tag intensiver Kletterei an griffarm-plattigem Kalkfels, zuerst noch seilfrei, dann mit Seilsicherung, lange an einem Wandpfeiler, später an steilen Rissen und über viel Luft in der senkrechten Gipfelwand, zuletzt an lausig glatten, griffarmen Rissen und Kaminen, erreichten wir zur Nacht das Gipfeldach, kurz vor der Ankunft eines Gewitters, das uns im zweiten Biwak abduschte. Der nächste Tag brachte die Nordschlucht als Erstbegehung im Abstieg. Auch das wurde ein handfestes Abenteuer. Danach waren wir vom kreativen Bergsteigen erstmal satt. So gingen wir in die Hasse-Bandler in der Großen Zinne Nordwand. Die war sehr schön und galt ja auch nach wie vor als sehr schwierig, aber so etwas zu wiederholen

empfanden wir insgesamt als weniger anspruchsvoll als die „onsight“-Eröffnung unserer Neutouren am Mittleren Zwölfer und an der Croda dell'Arbel.

1977 war ich mit den stärker gewordenen Braunschweiger Jungmannen Andreas Nehring („Nero“) und Stefan Winter in Nordnorwegen im Folla-Gebiet unterwegs. Das Wetter war in diesem arktischen Küstengebirge so nass wie zu erwarten. So brauchten wir vier Anläufe (und die drei zugehörigen Rückzüge), bis wir am Blafjell unseren „Pfeiler des Regenbogens“ mit seinem über 40 Seillängen- Labyrinth von eisgeschliffenen Platten hinter uns hatten. Wir waren damit rundum zufrieden und fanden, er hatte uns mehr gegeben, als es eine der damals gerade in Mode gekommenen Fahrten nach Kalifornien mit Wiederholungen gekonnt hätte. Allerdings endeten weitere dicke Projekte nur in Rückzügen. Aber heil überstandene Rückzüge aus großen Wänden sind ja auch Siege.

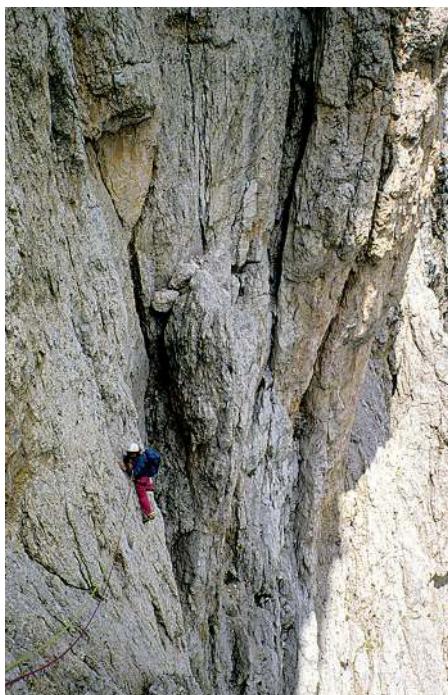
Erstbegehungen als Fallout vom Führermachen (1978–2003)

Kletterführer zu schreiben, das verlangt intensives Erkunden eines Gebietes. Dabei erkennt man natürlich auch Neutouren-Potentiale bei besserer Einschätzung, weil Fels, Zugänge und Abstiege schon besser vertraut sind. Da griff ich natürlich auch hier und da mal zu.

In solchem Kontext gelangen in den folgenden Jahrzehnten 59 Neutouren. Manche waren Resterschließungen, aber viele entpuppten sich als echte Highlights. So etwa in den Sextener Dolomiten der 1000 Meter hohe Cima Bagni Ostsporn. Oder die logisch klassische Rampenlinie durch die 500 Meter hohe Giralba di Sopra Westwand, die ich 32 Jahre nach unserer Eröffnung noch einmal mit lokalen Bergführern in einer heiteren Jubiläumsbegehung klettern durfte. Oder im Innerfeldtal die pralle Morgenkofel-turm- Nordwand mit Herbert Konnerth. Oder gegenüber der Carducci-Hütte die idealen schwarzkompakten „Genussplatten“. Oder das Gegenstück zur „Traumtour“ in der Ostwand des Mittleren Zwölfers über den „Pfeiler der Morgensonne“, der in einer wildschönen Kletterei mit Franco Miotto gelang und den wir hinterher mit dem Hüttenwirt Piero noch nächtens so lange feierten, bis wir nur noch am Fußboden des Gastraums lagen, weil wir dort nicht mehr vom Stuhl fallen konnten. 1991 gelang an der unterhalb der Zinnen Nordwände vom Talgrund aufragenden Rienzwand völlig clean die rassige zehn Seillängen Route „Septemberzauber“, und 1995 die großzügige Linie „Blauer Enzian“, 1998 auch noch die „Kesselkante“.

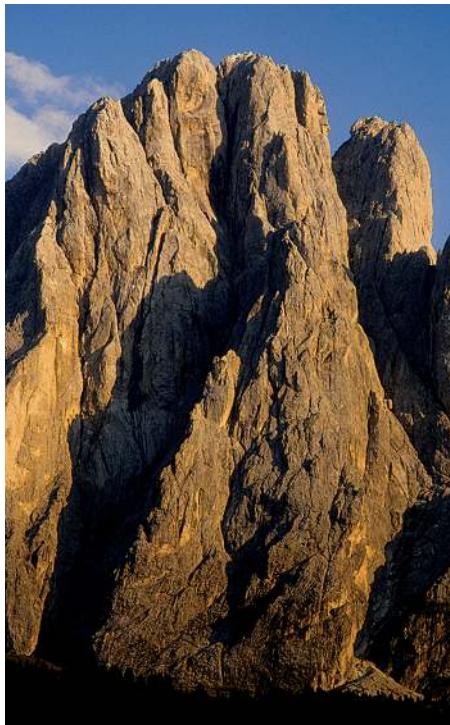
Danach übernahm ich zur Bearbeitung den Alpenvereinsführer (AVF) extrem „Sella und Langkofel“. Dort war der Fels noch besser. 1989 fand ich in der östlichen Sella einige schöne Linien wie den neben dem „Deltasiss-Riss“ genauso ideal verlaufenden Riss, den wir in Analogie dazu frech „Goedeke-Riss“ nannten, oder die „Silberplatten“ an den Masuren. Und 1995 mit Jutta Kühlmeyer die faszinierende 400 m hohe Linie „Locke hinauf ins Blau“ durch die Westwand des Neuners. Wir brauchten nur einen einzigen Standhaken und stiegen ansonsten clean und jubelten uns über den Superfels hinauf zum Gipfel. Die Route ist noch nicht wiederholt, aber ich bin sicher, dass dort auch andere schwärmen werden...

Am Langkofel waren noch größere Neutouren zu holen. Die erste gelang 1991 mit der Frankfurterin Barbara Spies. Sie war von der Idee Erstbegehung am Langkofeleck rasch begeistert und stieg den an jenem Tage tatsächlich über einem weißen Wattewolkenmeer aufragenden „Pfeiler über den Wolken“ locker nach, sogar im großen Quergang, wo



Langkofeleck „Pfeiler über den Wolken“

der von oben kommende Seilzug vor ihr alle Klemmkeile aus den Löchern hob und sie ungesichert in die Verschneidung queren musste, mit der Perspektive eines bösen Pendlers. Aber sie behielt die Nerven und kletterte beherzt los, weiter und weiter und es ging alles gut. Die fast 1000 tollen neuen Klettermeter gelangen „Rotpunkt“, also clean und ohne Biwak. Ich hatte das alles als souveränes Spiel erlebt, immer mit Sicherheitsreserven und nie in der Klemme, zumal der Fels nur auf zehn Metern nicht ganz perfekt gewesen war. Aber hinterher gestand mir Barbara, dass sie vorher sehr wohl gebangt hatte, dass diese Tour ihr auch das Ende bringen könne, dass sie aber beschlossen hatte, dass dieses Abenteuer es selbst dann wert sei...



Langkofel „Riesenpfeiler in die Sonne“

über den Verlauf der nicht durch Haken und andere Installationen markierten Route hatten sie mürbe gemacht. Zum Glück endeten die gescheiterten Unternehmungen ohne Verletzte.

Am Nordwestpfeiler des Innerkoflerturmes gelang mir mit „Einsame Odyssee“ eine 1000 Klettermeter lange und schöne Neutour im solo. Da ich mit Schwindelanfällen zu kämpfen hatte und sich unterwegs ein Seil verhängte, wurde es mehrfach spannend. Aber mit 55 Jahren hatte ich genug Erfahrung, all die Widrigkeiten ohne Panik zu bewältigen. Mit 30 hätte ich das noch nicht gekonnt...

Mit Ivo gelang auch 1994 die vielseitig anspruchsvolle Route „Kaleidoskop“ (VI) am Plattkofel, wo mir schon 1993 am Tag nach dem Riesenpfeiler der genüssliche „Tanz über der Tiefe“ (V) gelungen war und wo ich 1995 mit Jutta auch die logische Linie der Westrampe fand. 1995 gelangen

Diese Tour von zwei hergelau-
fenen Nordlichtern wurde für den
Lokalo Ivo Rabanser zur Provo-
kation, sich nach seinen scharfen
Kleinwänden an den Meisules
auch am großen Langkofel Neu-
touren zu suchen. Und als wir
uns kennenlernten und merkten,
dass wir uns beide in eine noch
unbegangene Linie in der Nord-
westwand verguckt hatten, da be-
schlossen wir, diese gemeinsam
anzugehen. Dies gelang uns 1993
in Wechselführung mit den 1400
Klettermetern des „Riesenpfeiler
in die Sonne“. Der wies zwar nur
Schwierigkeiten bis V+ auf, ver-
langt aber viel zügiges Steigen im
steilen Vierergelände mit nur gele-
gentlichen mobilen Sicherungen.
Dies überfordert offenbar heutige
Sportkletterer, wie schon zwei
Bergungen von demoralisierten
Seilschaften zeigten. Die Größe
der Wand und die Ungewissheit

Ivo und mir dort auch noch am Nordwestgrat als echter Anachronismus die erste Besteigung des strammen 400 Meter hohen „Torre Vinatzer“, und 1996 die hohe Nordwand des Plattkofels. Eine besondere Rarität war 1995 mit Jutta die markante „Venuskante“ (V-), die bei lokalen Bergführern rasch beliebt wurde.

Bei der Arbeit am Alpenvereinsführer extrem „Dolomiten von Sexten, Auronzo, Cortina und Prags“ fand ich am Seekofel (teils solo) zwischen 2000 und 2003 ein Dutzend herrliche Plattenrouten. Nicht schwer aber genüsslich, dicht am Rifugio Biella. In einigen setzte ich sogar nachträglich an Ständen Bohrhaken.

Moderate Genusstouren bei mediterranen Winterfluchten 1997–2014

Auch bei Wintertouren im Süden Europas fanden sich noch neue Möglichkeiten. 1997 gelangen im Nordwesten Sardiniens bei der Punta Cristallo die „Diedri del sole di sera“ (zehn SL, bis VI- an Idealfels) und an der Ostküste Punta Giradili die „Via dei Pianti“ (15 SL, bis VI+).

Ein weiteres Mekka an Neuland fanden wir auf Kreta. In der Schlucht Agiofarango waren fast nur die schwierigen Kavernen verschlossen, während die 200 Meter hohen Schluchtwände doch ideal festen und mobil sicherbaren Fels moderater Schwierigkeiten zeigten. Grad richtig, um nochmals die Freuden des kreativen Bergsteigens auszuleben, natürlich weiterhin „onsight“ von unten.

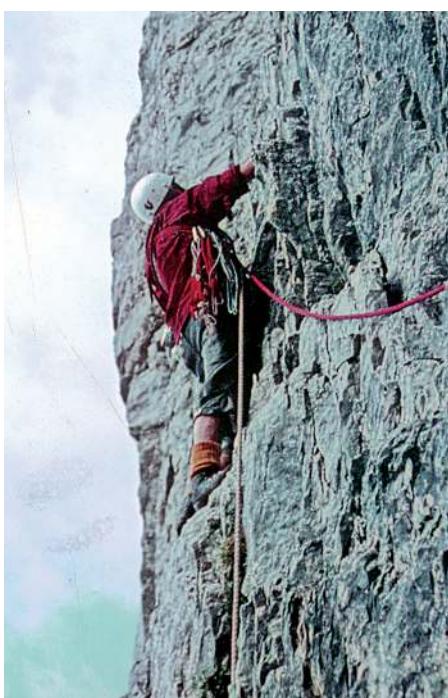
Aber da wurden Kulturschranken sichtbar. Als ich Philippe Buada gegenüber erwähnte, dass ich in meinem „Höhlenpfeiler“ an einem Stand einen geschlagenen Haken hatte stecken lassen, da rollte er die Augen und sagte missbilligend „un piton“. Als wäre nur dort das Klettern vertretbar,



Punta Cristallo, Sardinien
„Wunderverschneidung“

wo Bohrhaken reihenweise stecken. In einer eigenen Route demonstrierte er dann seinen Stil: Bohrhaken im Abstand von zwei Metern, aber immer definiert über Stellen mit besonders gutem Fels, nicht dort, wo es am leichtesten geht. Zwei Welten... So sollte der Begriff „Erstbegehung“ für die klassisch von unten improvisierten Neutouren reserviert bleiben und der Begriff „Einrichtung“ verwendet werden für die von oben vorerkundeten, vorinstallierten und erst dann gekletterten Neutouren.

Wir haben später noch weitere neue Routen auf Kreta im klassischen (Trad) Stil gemacht. In den 960 Klettermetern von „Schritte himmelwärts“ am Südkap (23 SL, bis VI-, s. Bayerländer 2012 und „Spagat“) war das nach einer von gesundheitlichen Problemen geprägten Zeit noch einmal ein besonders beglückendes Comeback. Natürlich ist nichts für immer. Aber was ist schon für immer? Wichtig ist es nicht, ewig zu leben, sondern intensiv gelebt zu haben.



Alpines Klettern pur in der Burel-Südwand 1967

*Anmerkung der Redaktion: Was im obigen Beitrag geschrieben steht, ist noch lange nicht alles.....
Unser Mitglied Dr. Richard Goedeke, geb. 21.4.1939, ist ein klassisches Multitalent. In Wikipedia kann man nachlesen: deutscher Bergsteiger und Kletterer, bis zu 1000 Erstbegehungen, Buchautor von Kletterführern und Erlebnisberichten, Gründungsmitglied von „Mountain wilderness“, engagiert sich intensiv für Umweltschutz, verurteilt den Massentourismus, ist Anhänger des „clean climbing“. Er ist Oberstudienrat mit den Fächern Erdkunde und Englisch. Engagement im Alpenverein und seit 1981 in der Braunschweiger Kommunalpolitik. Er ist ein „Grüner der ersten Stunde“. Daneben malt er Aquarelle und eine Familie hat er auch noch. Richard ist Träger des Bundesverdienstkreuzes.*

Nachdenkenswertes

Bayerländer haben schon immer „nachgedacht“. Nicht alles, was Hauptverein, Mainstream und Zeitgeist als erstrebenswert erachtet haben, hat unseren Beifall gefunden. So haben wir uns vor 120 Jahren gegründet, so haben wir Anträge in zahllosen Hauptversammlungen eingebracht, teils mit, meist ohne Erfolg, vom Zugspitzhaus über die Bewahrung des Ödlands, bis hin zur Ablehnung übertriebenen Hüttenkomforts und des Bergsteigens als Olympia-Sport. Unsere Sektion wurde immer geachtet als eigenständiger „think tank“. Besonders Wohlwollende sprachen sogar vom Sauerteig im DAV, andere von der Nein-Sektion. Wie auch immer, verbiegen lassen wir uns nicht.

Redaktion

Expedition

David Göttler

Was für ein bedeutungsschwangeres Wort!

Es steht für das Erforschen von Unbekanntem! Das Abenteuer in fernen Ländern und Kulturen. Das Erkunden von weißen Flecken auf der Landkarte. Und heutzutage? Für was steht es? Es ist immer noch ein Verkaufsschlager und zieht immer gut, um zu beeindrucken. Ganz gleich, was eigentlich dahintersteckt.

Für mich hat sich der Begriff „Expedition“ im Laufe der Zeit geändert, seine Bedeutung ist eine andere geworden. So wie „Freunde sein“ heute auch was Anderes bedeuten kann. Von der lebenslangen Kindergartenfreundschaft bis eben hin zu einem „like“ auf Facebook, je nachdem, welche Generation wir fragen. Um nun den Begriff „Expedition“ aus meiner Sicht zu beleuchten, möchte ich erzählen, in welchem Spektrum ich mich selber hier bewege oder bewegt habe:

Der Wind beutelt gerade ein wenig unser Basecamp und ich erlebe einer meiner „ehrlichsten“ Expeditionen. Hier an der Südseite des Shishapangma in Tibet. Warum „ehrlichsten“? Weil wir hier nur zu zweit am Berg und zu viert im Basislager sind. Hervé Barmasse aus Italien ist mein Expeditionspartner, Gyalpo aus Nepal unser Koch und Ninjo aus Tibet unser Küchenjunge. Sonst ist hier niemand. Keine andere Expedition an der Südseite des Berges, keine andere an der Nordseite, wo der Normalweg hochgeht. Niemand an irgendwelchen Nachbarbergen. Die Einsamkeit ist größer als damals im Winter am Nanga Parbat.

Diese Einsamkeit ist für mich ein Teil des Begriffes „Expedition“. Wir sind auf uns alleine gestellt. Was ein bereicherndes und eben ehrliches Gefühl in mir hervorruft. Jeden Meter, den wir klettern, müssen wir selber spuren und erkunden. Kein Fixseil, keine Spur anderer Bergsteiger, kein Lager wartet irgendwo auf uns. Und selbst hier wissen wir, dass Menschen vor uns da waren. Wir sehen hier und da ihre Spuren in Form von hinterlassenem Müll oder etwas romantischer, von Steinmännern. In der Südwand wissen wir, welche Routen geklettert worden sind oder wo wir eventuell noch eine Neutour verwirklichen können. Je nach Wetter und Verhältnissen in den kommenden Tagen werden wir uns für das eine oder das andere



Lager 2 am Mount Everest

entscheiden. Wir sind also selbst hier weit entfernt vom „weißen Fleck“ auf der Landkarte. Dennoch fühle ich mich diesem hier näher als es bei so vielen anderen „Expeditionen“ der Fall war.

Ich spüre und sehe es auch an einem anderen Umstand. Sobald wir hier im Basecamp erfahren, was an den anderen 8000ern um uns herum passiert, hinterfrage ich unsere Entscheidungen: Warum kommen an anderen Bergen die Leute auf den Gipfel und wir hier nicht? Und ich muss mich ermahnen, zu erkennen, worin der Unterschied besteht. Hier lösen fünf Zentimeter Neuschnee in der 2000 m hohen Südwand Spindrifts und Lawinen aus, bei denen man tunlichst nicht in der Wand sein möchte. An einem Everest oder Cho Oyu sind dieselben fünf Zentimeter nichts. Die Spur ist schnell wieder da und das Fixseil lässt einen den Weg ohne Probleme auch bei einem Meter Sicht leicht finden. Dazu die Sicherheit des nächsten Lagers und die Nähe zu anderen Menschen am Berg.

Warum ich mir da so sicher bin? Weil ich es bei unzähligen „Expeditionen“ selber erfahren habe. Der Unterschied ist enorm, und ich wage hier einmal, von zwei unterschiedlichen Disziplinen zu sprechen!



Menschenschlange am Everest

So kann ich mich z.B. an meine Expedition erinnern, als ich den Lhotse bestiegen habe. Bei null Sicht, was eventuell sogar entspannter war, weil man die Seracs über sich nicht gesehen hat, bin ich alleine durch den Khumbu Eisfall gegangen. Einfach immer der Schnur und den Spuren am Boden entlang. Ohne Probleme kam ich am anderen Ende an. Durch einen der grausigsten Eisfälle, die ich kenne.

Ich habe beobachtet, wie oft und wie viele Bergsteiger gerne mal in einem Lager unterkommen, wenn sie ihr Zelt noch nicht aufgestellt haben und das Wetter nicht gut ist. Es gibt einfach ein Gefühl der Sicherheit, das auch ich gespürt habe: Da sind andere Bergsteiger und Zelte in der Nähe.

Expedition ist nicht gleich Expedition, der Unterschied ist gewaltig.

Und trotzdem habe ich all die Zeit an diesen viel besuchten Bergen im Himalaya oder im Karakorum als „Expeditionen“ verkauft und auch empfunden!

Weil wahrscheinlich mittlerweile der Begriff auch ein Erkunden des Ich außerhalb des „Normalen“ bedeutet. Oder für mich beinhaltet. Oder dafür auch gebraucht wird. Und wenn wir das mit einbeziehen, ist der Begriff richtig angewandt. Wenn wir diese Reise verkaufen und davon erzählen, können wir weiterhin von einer Expedition sprechen. Die genauso spannend sein kann wie die, bei der die weißen Flecken auf der Landkarte erkundet wurden.

Am Ende sollten wir aber von beiden Seiten, sagen wir die „äußere“ und die „innere“, auch so erzählen. Gerade die „äußere“ wird doch gerne zu etwas aufgeblasen, was sie nicht (mehr) ist. Es gibt zum Beispiel de facto keine „Solo“-Besteigung an einem Everest Normalweg. Das „Solo“ kann nur die Auseinandersetzung mit mir selbst an diesem Berg sein. Aber anzunehmen, es ist dasselbe „Solo“, wie es das eines Messners war, ist so falsch, wie es nur sein kann. Und trotzdem wird es jedes Jahr aufs Neue so verkauft und erzählt. Die anderen 600 Bergsteiger werden dann einfach ausgeblendet.

Und so wünsche ich mir, dass wir weiterhin fasziniert sind von dem Begriff „Expediton“, aber auch anfangen, die richtige Sichtweise zu erzählen und zu erfragen.

Erstbe...

Ernst Göttler

In einem Leserbrief in Panorama 2/2016 wurde darauf hingewiesen, dass die vom Expeditionskader des Deutschen Alpenvereins in Panorama 1/2016 berichteten Erstbesteigungen in Kirgistan keine waren, weil diese Touren in den 60er und 70er Jahren schon von russischen und kasachischen Bergsteigern gemacht wurden. Die Redaktion wies darauf hin, dass in dem Bericht immer von „wahrscheinlichen“ Erstbegehungungen die Rede war und dass die Jungs im Internet recherchiert hatten und nichts gefunden hatten.



*Erstbefliegung? Daniel Drexler 1999 am
Newtontoppen, höchster Gipfel Spitzbergens*

Vor kurzem schrieb ich selbst einen Leserbrief an eine Fliegerzeitschrift. Da hatten welche begeistert von der Erstbefliegung des Scheffauer berichtet. Abgesehen davon, dass ein Freund von mir schon vor Jahren von diesem Startplatz mit der Katze seiner Chefin geflogen ist, nur zu seinem Spaß und hoffentlich dem der Katze, kann man davon aus-

gehen, dass sehr viele der überhaupt möglichen Berge in der ganzen Welt ab 1976, als der erste Bergsteigerdrachen zu kaufen war, und ab 1986, als die ersten Schirme verfügbar waren, beflogen wurden. Es wurde auch berichtet, dass die Jungs nach dem Flug eifrig im Internet gesucht haben, ob sie noch unbeflogene Berge finden könnten. Es ist richtig putzig, wie schnell es ging, dass die Menschen das eigentlich virtuelle Internet für die einzige Realität halten und ausblenden, dass es bis vor nicht allzu langer Zeit noch keine digitale Fotografie und keine Selfies gab, dass die meisten Bergsteiger zu ihrem eigenen Vergnügen und nicht für Sponsoren und Publikum unterwegs waren.

Offensichtlich ist es gar nicht so eindeutig, was eine Erstbegehung, eine Erstbefliegung, eine Erstbefahrung ausmacht. Zur Erläuterung eigene Erfahrungen: Die Möglichkeit einer Abfahrt von der Zugspitze nach Ehrwald hat mich jahrelang beschäftigt. Zu allen Jahreszeiten habe ich mit dem Fernglas von den Miemingern aus herübergeschaut, wie man wohl von den Hängen der Neuen Welt in die Rinne im zweiten Teil der Abfahrt kommen könnte. Am 8. März 1967 haben wir es dann probiert, mit Seil und Haken im Rucksack. An der fraglichen Stelle fanden wir einen Ringhaken. Da war klar, das hatte schon mal jemand gemacht. Aber ist das von irgendeiner Bedeutung? Die hatten sicher den gleichen Spaß an der Vorbereitung und der Durchführung der Aktion wie ich. Die echte zeitliche Abfolge ist eher für das Publikum interessant oder für Leute, deren hauptsächlicher Lustgewinn darin besteht, besser, schneller, früher dran zu sein als andere.

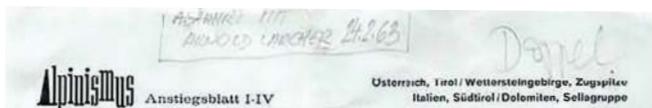
Auf der Suche nach einem Bild zu diesem Beitrag, habe ich mich daran erinnert, dass ich diese Tour in einem Anstiegsblatt im „Alpinismus“, Heft 12/1968, beschrieben hatte (Jugendsünde!). Leider hat mein Belegexemplar die fünf Wohnungswechsel seit dieser Zeit nicht mitgemacht. Die Bilder im Netz sind meist urheberrechtlich geschützt. Aber auf der Seite des Kletterzentrums Tivoli in Innsbruck findet man unter den Topos zu „Ski extrem“ auch die Abfahrt durch die „Neue Welt“ mit einem Abschnitt über die Geschichte der Tour. Ich zitiere ihn hier; denn er illustriert mit dem Herumgeiere um die vielen „Erstbefahrer“ genau das, was ich meine.

Zitat Tivoli Kletterzentrum, Innsbruck:

„Zugspitze – „Neue Welt“ bzw Schneefernerkopf (30–45° und 60 m Abseilstelle), Ehrwald:

17.3.2009: Ein Klassiker im Bereich der extremen Skitouren ist die „Neue Welt“ an der Zugspitze. Wenn man bedenkt, dass diese Linie bereits vor über 40 Jahren nach eigenen Aussagen vom Ehrwalder Skilehrer Franz Zirkwitz-

zer erstbefahren wurde, dann kann man nur den Hut ziehen (Recherchen von Otti Wiedmann haben ergeben, dass er selbst – Otti – diese Abfahrt bereits 1963 (am 24.2. mit Arnold Larcher) auf Empfehlung anderer, die von der Erstbefahrung in den 50er Jahren sprechen, gemacht hat. In einem Zeitschriftenartikel „Alpinismus“ vom Dezember 1968 wird diese Abfahrt bereits als Geheimtipp erwähnt und ähnlich wie die Holzer-Rinne am Pordoi mit 40° Grad angegeben. (Naja, a bissl steiler hommas schon gmessn!)“



Leckerbissen für Steilhang-Liebhaber

Es Klingt paradox, aber die meisten Kletterer sind im Grunde genommen faul. Wer's nicht glaubt, der sollte einmal sogenannte „Extreme“ beobachten, wie sie schimpfen und die Vorteile eines Privatuhubsehbaus entsteigen über ein steiles Kar zum Einstieg hätten. Was diese Sorte von Alpinisten will, ist zwar auch Anstrengung und Leistung, aber nur, wenn als Drittes noch die prickelnde Gefahr auf die herliche Gegend, die eigene Angst überwunden zu haben, hinzukommt. Gerne für Leute dieses Typs sind die folgenden zwei Abfahrten Leckerbissen.

Rezept Nr. 1: Direttissima von der Zugspitze nach Ehrwald – durch die „Neue Welt“

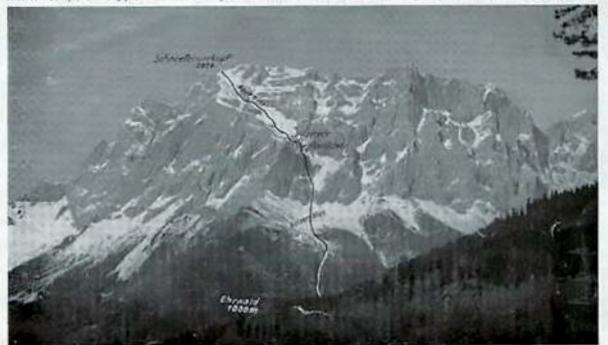
Man fahrt auf einer einfachen Kette auf das Zogspitzplateau und überquert es in Richtung auf eine kleine Scharte im Westgrat des Schneefenerkogen. Sie ist leicht zu finden, denn ein Schleppgriff – wohd der höchste am Platz, aber meist nicht in Betrieb – reicht bis etwa 20 m unter das Schibrüden hinauf. Von hier zieht nach Westen eine flache Mulde, die kurz unterhalb in steilen Wänden nach Ehrwald abbricht. Man quert die Mulde, gewöhnlich hoch zu Wasser, weiter aufwärts. Schließlich kann man beginnen zu klettern. Gegen Ein Schwing folgt dem anderen, über breite, immer schön steile Hänge (30–40 Grad geht es in Fallzüge hinunter, isomiten einer Felswand, deren Unsaubert einen seltsamen Konservat zu einem Lippe- oder Süßbergs auf dem Zogspitzplateau bildet. Nach ein paar hunder

Metern Abfahrt quert man kurz nach links auf einen flachen Hang, vor der nächsten Abfahrt wieder etwas nach rechts und gleich darauf scheint die Abfahrt nah zu werden. Aber gerade dieser flache Hang ist mit äußerster Vorsicht zu genießen, denn er bricht mit 400 Meter hohen, senkrechten Wänden ins Kar ab. Die weitere Abfahrt vollzieht sich in einer Schloßtörl südöstlich des Schneefenerkogen. Hier ist die Abfahrt wieder leicht, dann kommt man eine Stellage leicht fallend nach Osten und seit 2x20 m (2 H) ab. Gute Testate können auch absteigen, das Gelände ist leicht, aber wohl meist vereist. (Vom der Kuppe vom Ehrwald, an dieser Stelle eine Lester installieren würde, hätte die Zugspitze eine „die gekauerten Alpenkinder des Alpen“-Wasserzug durch die „Neue Welt“ fließen können, wenn es nicht wieder ein steiles Kar, Wald und Almblöden (Holzer-Wies) leicht rechts hätte, ist dieses letzte Stück der Abfahrt gerade richtig zur Entspannung. Unwillkürlich wendet sich der Blick von Ehrwald aus immer wieder zurück, und man holt es kaum für möglich, daß von dort oben eine „fast vertikale“ Skalabfahrt ins Tal leitet.

Technische Daten:
Karte: AV-Karte 4:2 Winterstein (Meld. Blatt) 1:25 000.
Höhenunterschied: 1800 m!
Zunätlche Ausrüstung: Hammer, Haken, 40 m Seil (Lawinenseile sowie...).

Wen die langen Skier beim Abseilen nicht stören, der kann die

Blatt vom Topo zum Zugspitzmassiv mit dem eingezeichneten Verlauf der Skialfahrt durch die „Neue Welt“ nach Ehrwald. Foto: Ernst Götsche



Anbei der Ausschnitt von der Zeitschrift Alpinismus 12/1968, den mir Otti Wiedmann vorbeigebracht hat. Mit Bleistift oben vermerkt das Datum seiner Abfahrt mit Arnold Larcher. In dem Topo ist mein Alpinismus-Anstiegsblatt einkopiert. Bis auf die Steilheit, die sie nach oben korrigiert haben, hatte niemand etwas auszusetzen. Zum Glück hatte ich, obwohl ich

damals keinerlei Vorinformationen hatte, nicht einmal „wahrscheinliche Erstbefahrung“ für mich in Anspruch genommen.

Die zweite in dem Anstiegsblatt beschriebene Tour (NW-Rinne der Pordoi spitze) zeigt die Problematik von sog. Erstbefahrungen noch deutlicher. Ich wollte es genau wissen und habe mir das Buch von Heini Holzer „Meine Spur, mein Leben“ gekauft. In der Chronologie seiner Steilabfahrten steht: *Sass Pordoi, Nordwestrinne (Sella-Dolomiten): 500 m; 40 – 50 Grad. 1. Skibefahrung am 30. April 1972, allein*

Aber schon ab 1967 bin ich die Rinne viermal mit verschiedenen Partnern gefahren, schon 1968 stand mein Anstiegsblatt im Alpinismus zur Verfügung. Dessen Chefredakteur war damals Toni Hiebeler, ein Freund Heini Holzers. Und ich bin mir fast sicher, die Abfahrt wurde auch vorher schon gemacht; denn sie ist sehr leicht erreichbar und die Rinne sieht von der Sella-Hochfläche sehr attraktiv aus.

Beim Klettern ist die Sachlage anders und meistens eindeutig. Dass ein Hirte oder Jäger zufällig schon früher die Directissima an der großen Zinne hochgegangen ist, ist eher unwahrscheinlich und nachher dokumentiert das viele Eisen, eingeschlagen unter Beobachtung der Öffentlichkeit, die Erstbegehung. Aber schon Cesare Maestri hätte sich viel Ärger erspart, wenn er souverän den Mittelfinger gezeigt und gesagt hätte, dass es ihm so was von egal ist, wenn die Welt nicht glaubt, dass er schon beim ersten Mal am Gipfel des Cerro Torre war.

Bei Erstbefahrungen sind die Spuren allenfalls ein paar Tage im Schnee zu sehen, Erstbefliegungen hinterlassen überhaupt keine Spuren. Unternehmungen, zu denen man keine Vorerfahrungen hat, haben für mich eine ganz andere Qualität, als wenn man einfach eine Tour in einem Buch oder im Internet aussucht.

Ich denke, das Attribut Erstbefahrung oder Erstbefliegung sollte man als ein Bergsteiger, der die Sache nur um ihrer selbst Willen betreibt, gar nicht verwenden. Diejenigen, die auf die Medien oder die Sponsoren achten müssen, können das ja anders handhaben.

„Es ist nicht wichtig, besser zu sein als andere, sondern es ist nur wichtig, dass ich gut bin für mich und dabei Spaß habe“. Ich gebe zu, um zu dieser Erkenntnis zu kommen, braucht es meist ein gewisses Alter.

Höhenbergsteigen im Alter

Heinz Hauer¹

Im Zeitalter der Trekking-Agenturen, wo die Berge der Welt leicht erreichbar und die Kosten erschwinglich sind, möchte sich manch angeharter Alpinist einen Jugendtraum erfüllen und einen hohen Berg mit klingendem Namen besteigen. Wo die Kinder aus dem Haus sind und nicht mehr jeder Euro umgedreht werden muss, soll's nochmal richtig losgehen! Soll es, sagt unser Heinz, genannt Susi, aber mit Vernunft im Gepäck!

Redaktion



Hochlager 2 an der Ama Dablam

Altern und nach einer Gnadenfrist der Tod: Das ist die Perspektive für alle ohne Ausnahme. Bis aber der Boandlkramer anklopft, vergeht meist noch einige Zeit, und die kann und sollte man nutzen.

Bergsteiger empfinden das Altern als zutiefst ungerecht, weil sie ja noch viele unerfüllte Gipfel auf ihrer Wunschliste haben, aber ihr Leben dazu

¹ Der Autor ist 71 Jahre alt, staatlich geprüfter Bergführer, seit 50 Jahren bei Bayerland und Teilnehmer wie Leiter von zahlreichen Expeditionen und Auslandsbergfahrten.

meist nicht mehr reicht. Also weitermachen bis ins hohe Alter, so tun, als gäbe es keinen Altersprozeß?

Das mag im Alpenbereich noch eine Zeit lang klappen, höhere Ziele im 6000er-Bereich sind aber eine ganz andere Nummer, abhängig davon, in welcher Alterszone man sich gerade befindet. Sie bedeuten vor allem ein größeres Risiko für das Herz/Kreislaufsystem.

Bekanntlich werden im Alter die Berge immer höher, insbesondere für Höhen über 5000 m. Die konditionelle Vorbereitung dazu ist deshalb für Ältere noch weitaus wichtiger, da sie eine Leistung abrufen müssen, die in ihrem Alter gar nicht mehr vorgesehen ist.

Das führt zunächst einmal zur grundsätzlichen Betrachtung sportlicher Leistungsfähigkeit im Alter, verbunden mit der Frage, inwieweit der Alterungsprozeß für Leistungen im Höhenbereich hinausgezögert werden kann, um dort überhaupt noch antreten zu können.

Ab wann ist man eigentlich „alt“?

Über die Einschätzung des Alterns erfährt man je nach Zeitalter unterschiedliche Ansichten. Nach der Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) gilt jedenfalls als alt, wer das 65. Lebensjahr vollendet hat.

Wenn man Goethe glaubt, dann war man bereits mit 40 ein Greis. Auch als Kant 50 Jahre alt wurde – es war im Jahre 1774 – wurde er in der Laudatio an der Universität Königsberg mit „ehrwürdiger Greis“ angeredet.

Diese Sicht führt heute zum Schmunzeln, nachdem sportliche Höchstleistungen, vor allem im Höhenbergsteigen, bekanntlich selbst bei 80-jährigen anzutreffen sind – für Goethe und seine Zeitgenossen damals außerhalb ihrer Vorstellungen.

Aus sportmedizinischer Sicht versteht man jedenfalls unter Altern alle körperlichen Veränderungen, die zu einer allmählichen Abnahme der Anpassungs- und Leistungsfähigkeit führen.

Bezogen auf den Sport unterscheidet man verschiedene Lebensabschnitte:

- Das mittlere Erwachsenenalter vom 30. bis 50. Lebensjahr mit einer allmählichen motorischen Leistungsminderung. Im koordinativen Bereich sowie im Schnelligkeits- und Ausdauerbereich zeigt sich bereits eine deutliche Leistungsminderung bei Untrainierten.
- Das spätere Erwachsenenalter vom 50. bis zum 70. Lebensjahr ist geprägt von verstärkter motorischer Leistungsminderung, Schnelligkeits-, Kraft- und Ausdauerleistungen erreichen bei sportlich Untätigen ein sehr niedriges Niveau. Auch bei Aktiven zeigt sich ein deutlicher Rückgang der körperlichen Leistungsfähigkeit.
- Im späten Erwachsenenalter vom 70. Lebensjahr an erreicht die motorische Leistungsabnahme in der Regel ein solches Ausmaß, dass sie bereits in der Alltagsmotorik des Menschen unübersehbar wird.

Hinzu kommen biologische Veränderungen mit zunehmendem Lebensalter wie Verschleißerscheinungen (Knorpeldegeneration, Arthrose), Funktionseinschränkung der Gelenke und Abnahme der Beweglichkeit.

Wer hier noch keine Beschwerden hat, für den gelten unabhängig davon die für alle gültigen, gnadenlosen biologischen Abläufe, die durch nichts aufzuhalten, aber jedoch durch Trainingsaktivitäten hinauszuzögern sind:

- Die Muskulatur verliert Kraft und Masse, ab dem 50. Lebensjahr dann deutlich. Man spricht von bis zu 40 % Abnahme der Muskelmasse und 20–40 % der Muskelkraft, was auf die Verkümmерung der Nervenbahnen zurückzuführen ist, weshalb sich im Alter auch die Feinmotorik verschlechtert. Hinzu kommt, dass die Knochensubstanz zunehmend spröder, brüchiger und somit weniger belastungsfähig wird.
- Herbelastung/Pulsfrequenz: Die Arterien werden im Lauf der Zeit steifer, ihre Wände dicker. Das erhöht ab dem 30. Lebensjahr den Blutdruck, das Herz muss stärker pumpen. Das Schlag- und Minutenvolumen (das pro Herzschlag ausgeworfene bzw. in einer Minute durch den Körperkreislauf gepumpte Blutvolumen) nimmt kontinuierlich ab. Dieser Mechanismus wird teilweise durch einen Anstieg der Pulsfrequenz kompensiert. Weil auch die maximal erreichbare Pulsfrequenz im Alter abnimmt, sinkt auch die Leistungsfähigkeit bzw. wird schnell überschritten. So schlägt der Puls eines 80-Jährigen unter Belastung höchstens noch 160 mal pro Minute, der eines 20-Jährigen

gen aber noch locker über 200 Schläge. Da der Blutdruck im Alter in Ruhe und bei Belastung kontinuierlich ansteigt, bedeutet dies gerade im Extremsport/Höhenbergsteigen eine grenzwertige Belastung des Herz-Kreislauf-Systems.

- ▶ Lunge/Sauerstoffversorgung: Am besten arbeitet die Lunge – im Sinne der Sauerstoffversorgung – bei Männern zwischen 25 und 35, bei Frauen zwischen 20 und 35. Danach sinkt die sog. Ein-/Aus-Atemkapazität und damit das Lungenvolumen: Es ist mit 65 Jahren um 22 % geringer als bei einem 20-Jährigen. In diesem Umfang reduziert sich die Sauerstoffaufnahmekapazität, was sportliche Höchstleistungen klar einschränkt und sich vor allem in großer Höhe auswirkt, sofern man nicht mit einem gezielten Training eine Verbesserung erreicht.
- ▶ Regenerationsfähigkeit: Der Alterssportler jenseits des 50. Lebensjahres benötigt eine eindeutig längere Erholungszeit nach dem Training. Das kann sich beim Alters-Bergsportler im Höhenbereich kritisch auswirken: Bei tagelangen Aufstiegen ohne die Möglichkeit einer ausreichenden Regenerationszeit kann dies schnell seinen Leistungs-Grenzbereich überschreiten, was im ungünstigsten Fall ein lebensbedrohendes Lungen- oder Hirnödem auslösen kann.



Im Eisbruch des Cotopaxi

Das sind ernüchternde Fakten, trotzdem besteht kein Grund, sich im Alter von anspruchsvollen Bergtouren – auch im Höhenbereich – zu verabschieden.

Training und Leistung im Alter

Der Alterungsprozess für die Erhaltung der Leistungsfähigkeit kann durchaus noch positiv beeinflusst werden durch regelmäßiges Ausdauertraining, auch wenn damit das Leistungsniveau jüngerer Jahre weder erreicht noch gehalten werden kann. Dazu gilt, dass die Ausdauerleistung ab dem 30. Lebensjahr um bis zu 15 Prozent pro Jahrzehnt abnimmt, sofern man nichts dagegensetzt.

Betreibt man weiter aktiv Ausdauertraining, führen allerdings selbst deutliche Trainingssteigerungen im Alter zu keiner eindeutigen Leistungsverbesserung, was langjährige Trainingsdokumentationen nachweisen.

So zeigt die Trainingsdokumentation eines Freizeitläufers über 17 Jahre hinweg, dass trotz seiner Bemühung, die Belastung nach dem 50. Lebensjahr zu erhöhen, die durchschnittliche Laufgeschwindigkeit kontinuierlich abnahm. Er erreichte mit 56 nur noch eine Laufleistung von 11,5 km/Stunde im Vergleich zu 14 km am Beginn der Aufzeichnung im Alter von 42 Jahren.

Diese Abnahme der Leistungsfähigkeit mit zunehmendem Lebensalter gilt nicht nur bei diesem Sportler, sondern ist beispielhaft und wissenschaftlich gesichert.

Auch wenn die Abnahme der Leistungsfähigkeit nun trotz Trainings nicht aufzuhalten ist, gilt zum Trost die Aussage, daß ältere Sporttreibende unter einem gewissen Trainingsaufwand biologisch bis zu 20 Jahre jünger sein können als es ihrem chronologischen Alter entspricht. Das bedeutet bei lebenslang Ausdauertraining treibenden Sportlern ein signifikantes Nachlassen der Leistungsfähigkeit erst ab dem 70. Lebensjahr.

Das gilt allerdings nur bedingt für Höhenbergsteiger. Das alles begrenzende Kriterium ist hier die Sauerstoffaufnahmekapazität, die im Alter, wie bereits aufgezeigt, ab dem 65. Jahr um 22 % geringer ist als bei 20-jährigen. Infolge der kontinuierlichen Abnahme des Sauerstoffpartialdrucks mit steigender Höhe muss das Sauerstoffdefizit über verstärkte Atmung (“Hyperventilation”) ausgeglichen werden, was zur verstärkten Pulsfrequenz

und damit Herzbelastung führt – was im Alter nicht unbegrenzt möglich ist. Es gilt also, die max. Sauerstoffaufnahmekapazität (VO₂ max) zu erhöhen. Und das ist wiederum nur möglich durch regelmäßiges Ausdauertraining, in der die Dauerleistungsgrenzen nahe an VO₂ max herangeführt werden sollen.

Diese Vorbereitung, die professionell erfolgen sollte, ist enorm wichtig, da in der Höhe ansonsten schnell eine Überbelastung erreicht wird und für Ältere ab dem 45. Jahr das Risiko des Herztodes bedeuten kann. Sie ist insofern auch von Bedeutung, als ein solider Ausdauertrainingszustand nach erfolgter Akklimatisation leistungsbestimmend und in extremen Höhen sogar ein erstrangiger Sicherheitsfaktor ist.

Als Minimum an Trainingsaufwand gelten dreimal die Woche 40–60 Minuten Joggen, wobei als obere Belastungsgrenze die Trainingspulsfrequenz 180 minus Lebensalter zu beachten ist, was bei 60–70-jährigen einen Puls von 110–120 ergibt. Daneben gilt es auch, die Kraftausdauer und Spannkraft zu stärken, was mit Bergläufen und anderen Trainingsarten möglich ist. Der Umfang des Trainings hängt auch davon ab, welche Höhen erreicht werden sollen, je höher desto längere Vorbereitung und Intervalle sind notwendig. Mit dem Training sollte dabei mindestens drei Monate vor einer Höhentour begonnen und auch ohne Unterbrechung durchgeführt werden. Nur vier Wochen vorher auf die Schnelle bringen nachweislich wenig.



Büßereis am Sajama

Das ist nun die reine Sporttheorie. Aus der Praxis kenne ich erfolgreiche 6000er-Aspiranten (im Alter zwischen 40 und 55), die nur wenig Trainingsaufwand betrieben, allerdings übers Jahr regelmäßig im Wochentakt anspruchsvolle Alpentouren unternahmen und sich durch vorheriges längeres Trekking über hohe Päße die nötige Akklimatisation und Power für eine Besteigung holten. Mit einem solch geringen Trainingsaufwand allerdings Berge über 6500 m (Höhenangabe annäherungsweise) anzugehen, könnte zum Scheitern verurteilt sein, da die durch fehlendes Training nicht vorhandenen Leistungsreserven dann nicht zur Verfügung stehen und dies zu einer Überlastung des Herz-Kreislaufsystems führen kann mit der weiteren Folge bzw. der größeren Wahrscheinlichkeit eines Lungen- bzw. Hirnödems.

Für nähere Trainingsthematik/Anleitung dazu verweise ich auf ausreichend vorhandenen Lehrstoff. Ebenso was die Grundlagen für Akklimatisation und Höhentaktik anlangt.

Nach den vorhergehenden umfangreichen Ausführungen über Leistungsfähigkeit im Alter kommen wir zur eigentlichen Thematik, nämlich der Betrachtung von Grenzen und Risiken des Höhenbergsteigens im Alter.

Höhenbergsteigen und Altersgrenzen bei austrainierten Sportlern

Eine mögliche Definition von Höhenbergsteigen bietet Berghold (1988)², „Das sind alle jene Formen der Alpinistik, die in großen und extremen Höhen betrieben werden (ab 3500 m Seehöhe)“. Das ist allerdings ein Wert, der schnell auch bei Trekkingtouren im Himalaya und Südamerika erreicht wird.

Uns interessiert der Höhenbereich zwischen 5500 m und 7000 m, also der Bereich, der in der Bergmedizin als „extreme Höhe“ eingestuft wird und in dem sich für Höhenbergsteiger die attraktivsten, weil mit großer Wahrscheinlichkeit erreichbaren Gipfel befinden, und die auch von älteren Höhenbergsteigern noch angegangen werden.

Das sind allerdings auch Gipfel, bei denen über 60-Jährige, abhängig von ihrem Trainingszustand, an ihre Grenzen kommen können, wie die Praxis zeigt. Das ist der Altersbereich zwischen 60 und 70, auf den wir uns in dieser Betrachtung fokussieren, da erst ab diesem Alter der Beginn einer begrenzen-

² Berghold F., *Sicheres Bergsteigen*, München 1988.

den Leistungsminimierung und damit abnehmenden Höhentauglichkeit festzustellen ist. Die Altersgruppe 50 bis 60 habe ich damit bewusst ausgeklammert, da ich bei eigenen Höhentouren wie Mustagh Ata (7550 m) mit 53 und Khan Tengri (7010 m) mit 56 und zahlreichen Sechstausendern in Südamerika keinerlei Leistungsabsenkungen hatte und man das durchaus als allgemeingültige Aussage für das Leistungsvermögen bis 60 (+/-) qualifizieren kann.

In den vorangegangenen Ausführungen wurde ausreichend dargelegt, welche Belastungen auf den Höhenbergsteiger einwirken im Hinblick auf sein Alter und welche Trainingsvoraussetzungen vorhanden sein müssen, um sich im Alter ohne Gefährdung in diesen Höhen aufzuhalten.

Eine exakte Altersgrenze für definierte Höhen ist derzeit nicht bestimmt, insbesondere nicht eine Zuordnung von Alter zu Höhe. Zwar gilt die biologische Unmöglichkeit, Extremhöhen wie den Everest mit 90 zu besteigen (derzeit!); durch weltweite Besteigungen ist aber bekannt, welche Höhen in welchem Alter erreicht werden, wobei Aussagen darüber überwiegend nur über Achttausender-Besteigungen vorliegen.

Was nun den von mir genannten Höhenbereich zwischen 5500 und 7000 m anlangt und der für ältere austrainierte Bergsteiger noch vertretbar ist, komme ich auf Grund meiner eigenen Höhenerfahrungen zu folgender Einschätzung, was Alter zu Höhe anbelangt:

Alter	mögliche Höhe
60 Jahre	7000 m
69 Jahre	6600 m
71 Jahre	6200 m

Die Alters- und Höhendaten sind sowohl Erfahrungswerte meiner eigenen Besteigungen wie auch mir bekannte Höhendaten anderer Altersbergsteiger und damit Näherungswerte, die über- und auch unterschritten werden können – da es individuell große Unterschiede in der Leistungsfähigkeit wie Leidensfähigkeit des Einzelnen gibt, selbst bei gleichem Trainingszustand.

Als Gruppe gelten für diese Aussage routinierte Alpinbergsteiger, die auch wöchentlich aktiv in den Bergen unterwegs sind und daneben auch Ausdauertraining betreiben.

Für eine erfolgreiche Besteigung solcher Höhen in diesem Alter ist eine professionelle Akklimatisation und Höhentaktik absolute Voraussetzung, da hier Fehler durch Überlastung des Herz-Kreislaufsystems weniger verziehen werden als in jüngeren Jahren. Wichtig zu wissen ist dabei, dass ein guter Leistungszustand die Akklimatisation nicht beschleunigt. Erst nach erfolgter Akklimatisation wirkt sich ein solider Ausdauertrainingszustand leistungsbestimmend aus.

Die abschließende Frage darüber, bis zu welchem Alter alpin routinierte und austrainierte Bergsteiger Höhenbergsteigen noch betreiben können, gilt die biologisch nicht bestreitbare und schon erwähnte Tatsache, daß ab 70 die Leistung und schon früher die Sauerstoffaufnahmekapazität (auch bei Trainierten) rapide absinkt und selbst durch höheres Training nur noch bedingt aufgehalten werden kann.

Und dieses Absinken setzt sich von Jahr zu Jahr fort, so dass für Bergsteiger in der Regel ab diesem Alter allein durch die biologischen Fakten Höhenbergsteigen über 6000 m zu einer immer größeren Herausforderung wird. Die sich einstellende Leistungsminderung geht auch einher mit verringriger Aufstiegsgeschwindigkeit, was durch Überschreiten der Zeitvorgaben irgendwann auch zum Sicherheitsrisiko wird.



Im Hochlager „Nido de Condores“ am Illimani

So gesehen beginnt Höhenbergsteigen über 70 im Jahrestakt zunehmend ein Auslaufmodell für höhere Ziele zu werden, individuell natürlich unterschiedlich, aber definitiv sind die jüngeren Jahre und damit die frühere Leistungsfähigkeit nicht mehr rückholbar.

Aber bekanntlich wurden von weitaus Älteren in der Vergangenheit Spitzenleistungen im Höhenbereich publiziert, die alles theoretisch werden lassen, was bisher über Altersgrenzen und Höhe medizinisch ausgesagt wird. Beispielhaft sei hier der 80-jährige Japaner Yuichiro Miura genannt, der 2015 den Altersrekord auf den Mt. Everest aufstellte, was ihm allerdings auch schon als 70 und 75-jährigem gelang. Oder die Japanerin Tamae Watanabe, die 2012 mit 73 den weiblichen Höhenrekord am Everest aufstellte – und dabei ihren eigenen Rekord 2002 mit 63 einstellte. Weiterhin der Russe Boris Korshunow, der als 72-jähriger den 8021 m hohen Cho Oyu bestieg. Diese Beispiele sind nicht vollzählig, es gibt noch weitere „Spezialisten“, die das Alter ignorieren, was aber klar Ausnahmeherscheinungen sind.

Dass 70 Jahre eine ernstzunehmende Grenze sind, musste auch Hans Engl erfahren, der den Mt. Everest als erster Deutscher ohne Sauerstoff bestieg: Sein Versuch, den Aconcagua mit 6950 m zu besteigen, scheiterte. Er kehrte um, bevor er dazu nicht mehr in der Lage gewesen wäre, wie er hinterher berichtete.

Die aufgezeigten Erfolge in hohem Alter und im extremen Höhenbereich zeigen, dass nicht allein die Physis ausschlaggebend ist, sondern sich vieles im Kopf abspielt. Dazu passt ein tibetisches Sprichwort, das man als Erklärung für diese Leistungen heranziehen kann:

«Unterschätze nie die Kraft deiner Träume!»



Blick vom Gipfel des Nevado Pisco auf den Artesonrayu, die Pyramide im Hintergrund

Man muss also daran glauben – und das bis zum Ende, bis zum Gipfel – und sollte dabei allerdings den Abstieg nicht vergessen. Damit kommen wir abschließend zur Betrachtung der Korrelation von Alter und Risiko in der Höhe.

Wie ändert sich das Risiko mit dem Alter?³

Hier kann man auf Daten von Nepal zurückgreifen, die Interessantes aufzeigen: So ergab sich für den Zeitraum 1990–2009 eine deutliche Verschiebung zu höherem Alter bei Achttausendern und auch populären Bergen wie der Ama Dablam (Salisbury and Hawley, 2011)⁴.

Am Everest stieg der Anteil von Bergsteigern, die 40 oder älter waren, von 19 % im Zeitraum 1953–1989 auf 35 % im Zeitraum 1990–1999 und 46 % in den Jahren 2000–2005 (Huey et al., 2007)⁵.

Mit Einbezug des Alters ist damit auch eine Zuordnung der Mortalität zum Alter möglich geworden: Bei der Altersabhängigkeit der Sterblichkeit gibt es offensichtlich zwei verschiedene Trends: An Gipfeln, die überwiegend im Rahmen von kommerziellen Expeditionen bestiegen werden (Ama Dablam, Cho Oyu, Everest), ist die Mortalität ungefähr bis zu einem Alter von 60 Jahren konstant, danach steigt sie drastisch an (Huey et al., 2007; Salisbury and Hawley, 2011). Am Everest zum Beispiel (Huey et al., 2007) ist die Mortalität von Bergsteigern über 60 Jahren mehr als dreimal so hoch wie von Bergsteigern unter 60 Jahren (50/1000 gegenüber 15/1000). Beim Abstieg vom Gipfel ist die Mortalität sogar mehr als elfmal so hoch (250/1000 gegenüber 22/1000). Um es noch einmal deutlich zu sagen: Am Everest kommt ein Viertel aller Gipfelbesteiger über 60 Jahre beim Abstieg ums Leben!

Diese Aussagen über die Mortalität bei Achttausendern sind natürlich nicht repräsentativ für geringere Höhen, um die es in diesen Beitrag geht. Aber sie zeigen auf, daß sich ab 60 eine eklatant höhere Gefährdung ergibt, die – natürlich weit abgeschwächt – auch im unteren Höhenbereich eintreten kann.

³ St. Weinbruch, Wie gefährlich ist Höhenbergsteigen?, bergundsteigen 2/14.

⁴ Salisbury R., und Hawley E. (2011). The Himalaya by the numbers. A statistical analysis of mountaineering in the Nepal Himalaya. Vajra Publications, Kathmandu, Nepal.

⁵ Huey R.B., Salisbury R., Wang J.L., und Mao M. (2007). Effects of age and gender on success and death of mountaineers on Mount Everest. Biol. Lett. 3, 498–500.

Für die von uns betrachteten Höhen (5500–7000 m) gibt es in Nepal (dem einzigen Land, in dem Aufzeichnungen über Besteigungen überhaupt geführt werden) allerdings keine dergestalt akribischen Erhebungen wie für den Achttausender-Bereich. Die Gipfel um die 6000–6500 m zählen meist als Trekkinggipfel; Unglücksfälle werden nicht so umfassend festgehalten wie bei Achttausendern. Von dem, was erfasst wurde, lässt sich jedenfalls keine höhere Mortalität bei über 60-Jährigen feststellen. Was im Grunde aber keine Aussage ist, da die Aufzeichnungen zu lückenhaft sind.

Was das Risiko einer Höhenkrankheit anlangt, so hängt das nicht vom Alter ab, d.h. das Risiko ist bei Alten wie Jungen gleich verteilt. Man vermutet zwar, dass die individuelle Höhenverträglichkeit von genetischen Faktoren abhängt, letzte Sicherheit dazu gibt es derzeit aber nicht.

Blendet man die subjektiven Risiken aus, ist Höhenbergsteigen im Alter grundsätzlich möglich im Rahmen der individuellen Belastungsgrenze, die jeder für sich herausfinden muss, vor allem aber sollte vorher ein kardiologischer Check stattfinden, da nur absolut gesunde und im Herzbereich belastbare Kandidaten dafür in Frage kommen.

Dass Höhenbergsteigen insgesamt riskanter ist als Alpenbergsteigen durch Gefährdungen wie Lungen/Hirnödem, Lawinen, Eisschlag, Erfrierungen, unklare Wettersituationen, meist fehlende Bergrettung, ist eine unbestreitbare Tatsache.



Aufstiegsspur am Huayna Potosi

Die großen Risiken durch objektive Gefahren sind aber bei den meisten populären Sechstausendern gut einschätzbar bzw. sogar vermeidbar oder erst gar nicht vorhanden. Das größte Risiko liegt in einem selber durch Selbstüberschätzung, mangelhafte konditionelle Vorbereitung und fehlerhafter Höhentaktik/Akklimatisation. Insofern sollte man als erfahrener, auch älterer Bergsteiger auf die Erlebnisse in den Bergen der Welt nicht verzichten, sie werden einen ein Leben lang nicht mehr loslassen.

II. Eigene Höhenbesteigungen im Alter von 60–70 Jahren

Zur Unterlegung der bisherigen Aussagen abschließend noch Beispiele eigener Höhenbesteigungen, die aufzeigen sollen, dass man Höhenbergsteigen durchaus noch bis ins hohe Alter betreiben kann und dass das auch für alpinroutinierte Normalbergsteiger gilt, ohne dabei “Höhenkamikaze” zu sein.

Jedem Berg sind Basisinformationen beigefügt, die es Interessenten ermöglichen, auf einen Blick die wesentlichen Informationen zu erhalten. Alle Berge wurden innerhalb der Normalzeit bestiegen, die üblicherweise für Besteigungen bis zum Alter von etwa 50 Jahren gelten.

Zu keinem Zeitpunkt habe ich dabei Medikamente zur Akklimatisationsbeschleunigung oder sonstige Aufputschmittel eingenommen. Als Altersnachteil habe ich in erster Linie die längere Regenerationszeit empfunden. So hatte ich in vielen Fällen eine Topform bis zum letzten Lager, aber am Gipfeltag eben nicht mehr. Weiterhin machte mir die Kälte mehr zu schaffen als in jüngeren Jahren: Bekanntlich werden im Alter die kapillaren Gefäße nicht in dem Umfang durchblutet wie bei Jüngeren. So sollte man für Hände und Füße nur besten Kälteschutz dabeihaben.

Bei keiner dieser Besteigungen hatte ich größere Höhenprobleme, was sicher damit zusammenhängt, dass ich seit Jahrzehnten immer die gleiche und simple Höhentaktik anwende, nämlich anfangs Langsamkeit beim Aufstieg.

Ama Dablam (6850 m), Khumbu-Himal

Besteigung: Im Jahr 2005 im Alter von 60 Jahren über den Südwest-Grat (Normalweg).

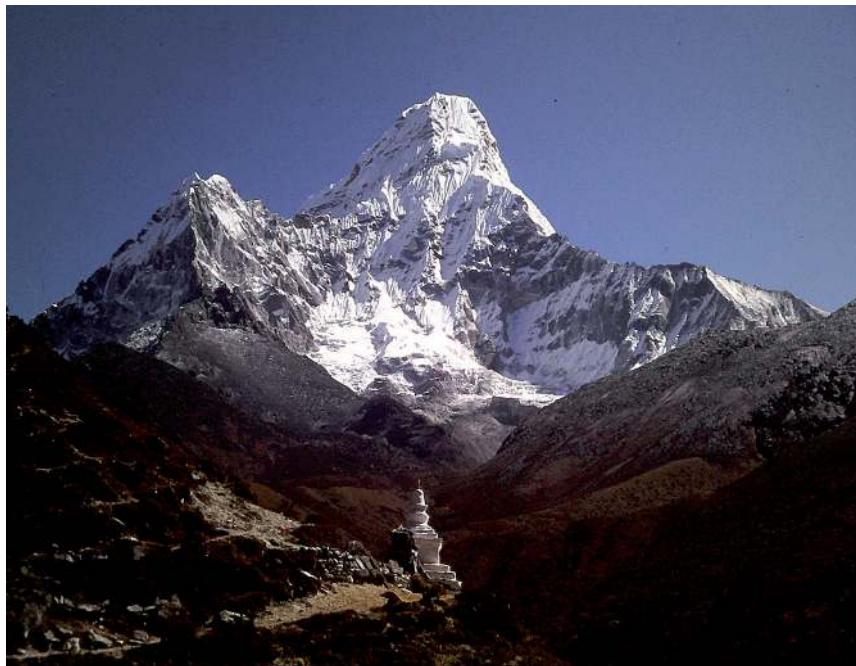
Charakter/Schwierigkeit: kombinierte Fels/Eistour, teils sehr exponiert; Fels überwiegend III, Schlüsselstelle Gelber Turm 30 m V+, mit Fixseilen entschärft; Eisgrat mit Steilstufen, eine Stelle 15 m 90 Grad (ändert sich jährlich), Gipfel-Eiswand ca. 500 m, auf 50 Grad aufsteilend. Fixseile vom Lager I bis zum Gipfel, man sichert sich mit Yümar, kritische Passagen werden damit erheblich entschärft. Die 30 m V+ werden von niemandem geklettert, damit ist der Gipfel genaugenommen “by fair means” nicht erreicht.

Zeitaufwand: insgesamt 4 Wochen vom BC (4600 m) mit 3 Hochlagern zum Gipfel; BC – Gipfel (2250 Hm): 3–4 Tage mit Abstieg.

Ungefährlich ist die Ama Dablam nicht: Die Fixseile sind teils nicht einschätzbar. 2004 stürzte ein deutscher Bergführer an der 30 m-Wand durch Fixseilriß tödlich ab. 2006 riss eine Lawine von Lager III auf 6300 m drei Bergsteiger und drei Sherpas in den Tod; sie stürzten in ihren Zelten mit der Lawine die über 1500 hohe Nordwestwand hinab. Weitere Unfälle nach 2006, die es sicher auch gab, wurden nicht recherchiert.

Die Ama Dablam zählt zu den schönsten Bergen der Welt und ist der Traum jeden Bergsteigers. Im Alter von 60 Jahren vielleicht grenzwertig, da viele kraftzehrende Passagen dabei sind, ich war dennoch solo einen Tag schneller auf dem Gipfel als sechs Tiroler Bergführer, die mit mir am gleichen Tag im BC ankamen.

Was bleibt, ist das großartige Erlebnis dieses Anstiegs.



Ama Dablam



Blick vom Gipfel des Dromo Ri zum Kanchenjunga

Dromo Ri (ca. 6010 m), Kanchenjunga-Himal

Besteigung: 2011 im Alter von 66 Jahren:

Charakter/Schwierigkeit: Völlig eisfreier Anstieg, problemloses Block-Gelände.

Zeitaufwand: Insgesamt 30 Tage, man muß den herrlichen Kanch-Trek bis zum Ende gehen, vom Kanchenjunga-BC (5100 m) in 900 Hm auf den Gipfel.

Der Blick vom Gipfel ist phänomenal: Man befindet sich direkt den fünf Gipfeln des Kanchenjunga gegenüber, bombastisch.

Cotopaxi (5900 m), Ecuador

Besteigung: 2012 im Alter von 67 Jahren

Charakter/Schwierigkeit: steiler Eisanstieg durch Spalten- und Serakzonen, teils Eisschlaggefahr.

Zeitaufwand: Totaler Nachtaufstieg von 21 Uhr bis 6 Uhr morgens mit Stirnlampen. Vom Parkplatz unterhalb der Jose-Ribas Hütte: 1400 Hm (300 Hm mehr als von der Hütte); konditionelle Grenzbelastung in dieser Höhe.

Es ist ein Erlebnis der besonderen Art, am Morgen bei Sonnenaufgang am Kraterrand zu stehen, mit unglaublicher Aussicht auf die Vulkane Ecuadors bis hin zum Chimborazo.



Vulkankrater am Gipfel des Cotopaxi



Auf dem Gipfel des Chimborazo

Chimborazo (6310 m), Ecuador

Besteigung: 2012 im Alter von 67 Jahren

Charakter/Schwierigkeit: Eisanstieg ohne technische Schwierigkeiten, 30–40 Grad durchgehend ab Gletscherbeginn. Weit weniger Spalten und keine Seracs wie am Cotopaxi. Hohe Gipfeletappe mit 1450 Hm (!).

Zeitaufwand: Totaler Nachtaufstieg von 21:30 bis 6:30 morgens ausgehend von der Carrel-Hütte über den heutigen Normalweg (via El Corridor und El Castillo).

Unter den Modetouren in Südamerika dürfte die Besteigung beim Aufstieg in der Nacht und wegen der großen Höhendifferenz neben dem Cotopaxi mit zu den härtesten Anforderungen an die Kondition gehören.

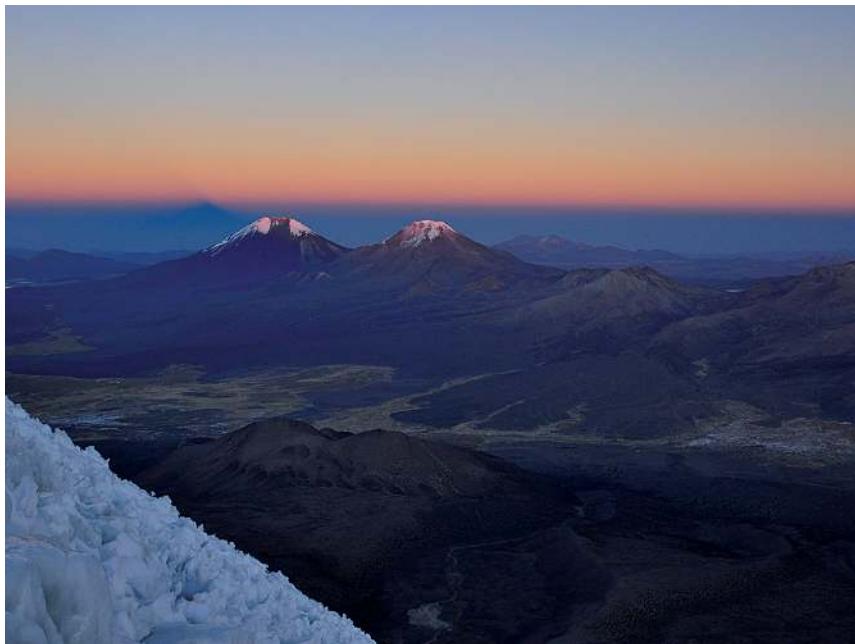
Nevado Sajama (6542 m), Bolivien

Besteigung: 2014 im Alter von 69 Jahren:

Charakter/Schwierigkeit: ab ca. 5800 m steiler Eisanstieg mit einer ca. 400 m hohen und 50 Grad steilen, sehr ausgeprägten "Büßereis"-Zone, die in manchen Jahren unüberwindlich scheint. Beste Zeit am Saisonanfang (Juni/Juli).

Zeitaufwand: Hochlager (5600 m) zum Gipfel: 940 Hm. Der Berg steht ziemlich isoliert an der Grenze zu Chile, eine Tagesfahrt von La Paz. Er ist sehr windausgesetzt und kann sehr kalt werden.

Der Sajama als höchster Berg Boliviens ist ein von der Ebene weit sichtbarer Vulkan in einem Umfeld weiterer Vulkane, die eine Gipfelhöhe von über 6000 m aufweisen (Parinacota, Acotango) und kaum vergletschert sind. Vom Gipfel bietet sich ein beeindruckender Blick auf diese Vulkanberge in einer mondähnlichen Landschaft



Blick bei Sonnenaufgang auf die Sechstausender Acotang und Parinacota

Illimani (6462 m), Bolivien

Besteigung: im Jahre 2014, Alter 69 Jahre:

Charakter/Schwierigkeit: moderater Eisanstieg, im Mittelteil auf ca. 300 Hm 40/45 Grad steil, danach wieder zurückneigend bis zum Gipfel. Große Spalte im Mittelbereich deren Überwindung je nach Saison schwierig sein kann.

Zeitaufwand: Zeitbedarf 3–4 Tage von La Paz bei voller Akklimatisaton. Eisbeginn ab Hochlager “Nido de Condores” (5500 m), Gipfeletappe 960 Hm.

Der Illimani ist einer der am schnellsten zu erreichenden Sechstausender oberhalb von La Paz und daher entsprechend beliebt..



Blick auf Auf-/Abstiegsroute des Illimani



Huayna Potosi in der Übersicht

Huayna Potosi (6088 m), Bolivien

Besteigung: 2014 im Alter von 69 Jahren.

Charakter/Schwierigkeit: moderater Eisanstieg, Gipfelgrat etwas exponiert, Spalten meist sichtbar. Gletscherbeginn auf 5200 m, dort mittlerweile drei Hütten zur Auswahl. Ich kannte den Aufstieg schon von einer Besteigung von vor 30 Jahren, diesmal war ich allein.

Zeitbedarf: Wie der Illimani von La Paz aus in drei Tagen machbar.

Der Huayna Potosi gilt als Hausberg von La Paz. Er ist einer der meistbestiegenen Sechstausender Boliviens, man ist dort daher nicht alleine unterwegs!

Nevado Pisco (5752 m), Peru

Besteigung: 2015 im Alter von 70 Jahren:

Charakter/Schwierigkeit: moderater Eisanstieg, nur im Gipfelbereich aufsteilend, wenige Spalten, fast alle sichtbar. Durch die Lage sehr windausgesetzt und kalt: Ich hatte beim Aufstieg waagrechten Sturm mit enormer Kälte.

Zeitbedarf: Vom Hochlager bis zum Gipfel 4–6 Stunden.

Der Gipfel bietet eine Rundsicht, die in der Cordillera Blanca nahezu konkurrenzlos ist: vom Huascaran und Huandoy (hautnah gegenüber) bis zum Artesonraju und Alpamayo und weiteren Sechstausendern.



Nevado Pisco

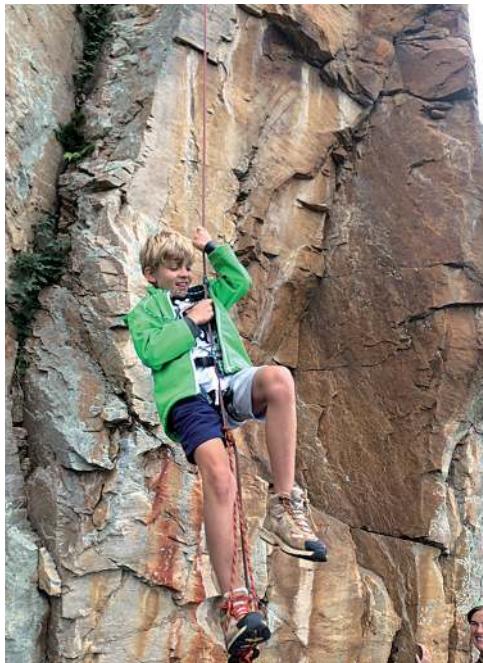
Manche Aktionen enden nur mit viel Glück gut

Ernst Göttler¹

Ich finde nicht gut, dass so selten von Fehlern berichtet wird, denn aus ihnen kann man sehr viel lernen.

Im August 2015 sind Nicole, Stefan, Barbara und Kathrin bei mir im Valle Maira. Kathrin fällt alsAnimateur aus, weil hochschwanger. Mir sind noch drei Jungs von alpenfernen Touristen aufs Auge gedrückt worden, 7, 9 und 15 Jahre alt, alle wild aufs Klettern. Mit Hanne sind es also fünf Erwachsene für acht Kinder. Ich schlage vor, zum Klettergarten Sampeyre zu gehen. Ein schöner, ebener Platz am Einstieg, der aber nach unten zuerst zwei Meter senkrecht abfällt, darunter ein steiles Schuttkar. Nicole hat Bedenken, ob der Platz für die Beaufsichtigung so vieler Kinder geeignet ist.

Ich überrede sie (1. Fehler), es wird schon gehen. Schließlich sind Nicole und Stefan gut ausgebildet und ich kann 60 Jahre Erfahrung im Gebirge einbringen. Außer meinen drei Jungs will keines der Kinder klettern, also fixiere ich die Mitte eines Seils mit einem Mastwurf in einem Schraubkarabiner an einem Stand 15 m über dem Einstieg oberhalb einer überhängenden Verschneidung. Ich stelle mir vor, dass die Kinder daran schaukeln. Dann widme ich mich mit Hanne den Jungs, die einer nach dem anderen klettern dürfen. Schaukeln ist den anderen bald langweilig, mehr Spaß macht, am Seil hoch zu prusiken.



Anton beim Prusiken

¹ nach Rücksprache mit Nicole, Stefan und Barbara.

Deshalb löst Stefan den Mastwurf (2. Fehler, es sollte für eine Aktion immer nur einer zuständig sein.) und lässt das Seil durch den Karabiner laufen. Jetzt kann jemand das Seil unten halten und den Hochsteigenden wieder runterlassen, wenn er am, Überhang angekommen ist. Barbara soll das machen. Sie hat Bedenken, weil sie wenig Erfahrung hat. Aber es wird ihr gesagt, mit dem Automaten kann da nichts passieren. Ein Kind nach dem anderen steigt hoch.

Zufällig bemerkt jemand, dass nur noch ein Meter Seil übrig ist und es ist kein Knoten im Ende. Hätte die Barbara ihren Sohn abgelassen, wäre er ihr aus 4 Meter Höhe vor die Füße gefallen. (3. Fehler: Es wurde keine erschöpfende „was wäre wenn-Analyse“ gemacht.) Denn der beste Sicherungsautomat nützt nichts, wenn kein Seil mehr da ist.

Ich knote schnell die beiden Seilenden zusammen. (4. Fehler: Ich hätte einen Karabiner in das Seilende hängen sollen.) Das Spiel geht weiter, gesichert wird jetzt unterhalb des Knotens mit dem die Seile verbunden sind. Dieser wandert bei jedem Ablassen ein paar Meter höher bis zum nächsten Deadlock: Anton kann nicht mehr abgelassen werden, weil der Knoten oben an der Umlenkung angekommen ist. Aber Anton bleibt cool und steigt mühsam mit den Prusiks am Seil wieder runter.

Grundsätzlicher Fehler bei der ganzen Aktion: Man hätte nach jedem Hochsteiger das Seil wieder zurückziehen und die Prusikknoten neu einbinden müssen. Was ich sagen will: Gute Ausbildung, perfektes Material und Erfahrung sind nützlich. Aber nicht alle denkbaren Aktivitäten werden damit abgedeckt. Da hilft nur gründliches Mitdenken.

Die schlimmsten Fehler werden gemacht in der Absicht, einen begangenen Fehler wieder gut zu machen

(Jean Paul)

Kleine Bergsteigerphilosophie der Erstbegehung

Richard Goedeke

Bergsteiger-Philosophie, das ist, was jene Randgruppe von Romantikern so denkt, die Berge aus eigener Kraft besteigen möchte. Diese Idee ist ja durchaus nicht die allgemeine Norm. Denn das Rauffahren auf Berge ist viel populärer. Sogar auf so hohe Berge, dass die Raufgefahrenen für ihr teures Ticket oben als Beigabe zur Aussicht eine gute Chance haben, kalte Füße, Finger und Ohren, rasch Kopfweh und Bröckchenlachen zu kriegen, und den Wunsch, schleunigst wieder runter zu fahren.

Auf einen Berg bis auf den Gipfel auf eigenen Beinen zu steigen, ist reizvoll: Man kann von dort weit hinaus und ringsum sehen, je höher desto weiter. Man kann auch runter sehen und sich größer fühlen. Je höher der Berg, desto eindrucks voller, weil man weiter sehen und runter gucken kann. Die Größe unserer selbst gewählten Aufgabe ist hautnah erlebbar.

Es geht aber nicht nur um das Runtergucken. Je höher und größer der Berg ist, desto mehr Mühen braucht es beim fairen Besteigen aus eigener Kraft. Und desto mehr Anerkennung solcher Leistung ist damit zu holen. Jeder weiß das, sogar diejenigen, die sich nur hinaufkarren lassen. Die zeigen deshalb denen, die aus eigener Kraft hinaufsteigen, auch durchaus Bewunderung.



Rückblick in unsere Route „Diedri del Sole di Sera“ bei Capo Caccia Punta Cristallo, Sardinien

Neben dem Erreichen der Aussicht gibt es an Bergen noch andere Dimensionen von Erleben. Berge sind ja gelegentlich steil. Beim Besteigen können schon kleinere Naturobjekte hohe Anforderungen stellen und man kann zeigen, dass man so geschickt und kräftig ist, auch dort hinauf zu gelangen, wohin das nicht jeder schafft. So etwas gibt dazu Gelegenheit, auf den Brustkorb zu trommeln, der Pramat lässt grüßen!

Das wird natürlich nochmals gesteigert, wenn wir etwas vorher noch nie Geschafftes schaffen. Wenn wir damit beweisen können, dass etwas vielleicht bisher gar nicht Machbares für uns machbar war, wenn wir die Ungewissheit über die Machbarkeit überwunden haben. Das erhebt, wenn sie nicht allzu banal sind, Erstleistungen zu etwas Besonderem.

Wenn es eine sehr komplexe Aufgabe ist, die günstigste Route an einem unbekannten Felsobjekt zu finden und das Durchsteigen auch wirklich durchzuziehen, dann kann das nicht jeder. Und der, der es trotzdem kann, findet besondere Anerkennung, zumindest bei denen, die etwas davon verstehen, also bei den Angehörigen der Randgruppe „ambitionierte Bergsteiger“ der Randgruppe „Bergsteiger der Randgruppe Romantiker“. Für die nicht dazu Gehörigen ist das gesamte Geschehen natürlich kaum nachzuvollziehen und eigentlich nur verrückt.

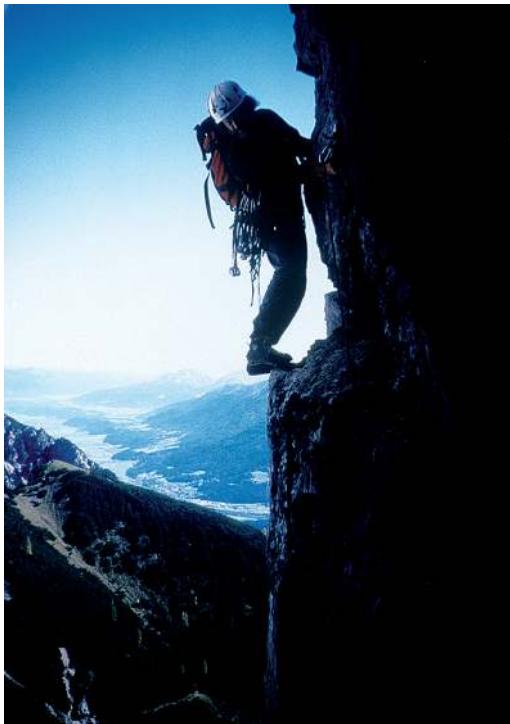
Das Finden und Begehen einer neuen Route hat aber schon etwas Besonderes. Denn eine Route muss tatsächlich zum Ziel führen und darf nicht durch unüberwindbare Passagen blockiert sein, die zur Umkehr zwingen. Besonders bei größeren Objekten ist nicht alles vorweg zu überblicken und vieles muss oft erst unterwegs improvisierend entschieden werden.

Berge sind von Natur aus Ruinen. Also führt eine neue Route immer durch das unbekannte Abbruchgelände von Frostspaltung, Korrosion, Denudation und Erosion, das ein Berg nun einmal ist. Da können lockere Trümmer absturzbereit herumliegen. Die können einem dann entgegen fallen, auch in größeren Formaten, mit noch größerer Beschleunigung auch auf die unterhalb parkenden sichernden Gefährten stürzen, die deshalb am besten durch seitliche Platzierung der Standplätze geschützt werden.

Wer dort zuerst hinaufsteigt, der hat sowohl nach der Schwierigkeit als auch nach der Felsqualität noch niemanden als Vorkoster vor sich gehabt. Obendrein stehen im Hochgebirge für diese komplexe Aufgabe oft nur übersichtliche Zeitfenster mit erträglichen Verhältnissen zur Verfügung.

Also wurden und werden mit gutem Grund im Gebirge die Erstleistungen besonders gefeiert. Und Feiern und Gefeiertwerden ist ein schönes Gefühl.

Allerdings kann man Erstleistungen nur einmal erbringen. Die Sorte Ziele verbrauchen sich deshalb rasch. So wurden unbestiegene, anspruchsvolle Gipfel in den Alpen schon vor 1900 rar. In den rivalisierenden Talorten Breuil und Zermatt war am Matterhorn schon 1865 bekannt, dass Berge von verschiedenen Seiten bestiegen werden können mit sehr unterschiedlichen Schwierigkeiten. Dann ist das, als ob man einen ganz anderen Berg besteigt. Wie viele neue Gelegenheiten für Erstleistungen!! Mit dem Suchen von neuen Routen, nicht bloß auf einen Gipfel, sondern über besonders große und abweisende Bergstrukturen, gab es viele neue Ziele.



*Östl. Schoßkopf in den Miemingern,
Erstbegehung der Ostwand 1974*

Durch Unachtsamkeit oder bei zu kleinen Haltepunkten oder beim Ausbrechen derselben kann man an steileren Objekten abstürzen. Von Kindesbeinen an wissen wir, dass Hinfallen wehtut, und dass uns das ganz weit von oben Herunterfallen kaputtgehen lässt und umbringt, und dass wir uns das doch lieber nicht antun und deshalb besser davor Angst haben.

Diese Angst streitet dann mit unserem Wunsch, auch über steile Stellen raufzukommen, um uns dabei als kühn und stark zu erleben. Dieser Konflikt kann uns sehr wach machen. Reichen meine Kräfte, meine Geschicklichkeit, meine Improvisationsgabe und meine Stressresistenz jetzt und hier

wirklich aus, um hinauf und auch wieder heil hinab zu gelangen? Da ist sehr genau abzuwägen, was wir tun oder besser lassen.

Aber auf ein eindrucksvoll steiles Objekt kann man ja vielleicht auch einigermaßen souverän hinaufkommen, wenn man die ganz steilen, griffarmen oder sonst irgendwie besonders gefährlichen Bereiche vermeidet und dazwischen dort steigt, wo die eigenen Kräfte und Fähigkeiten ausreichen, ohne Sturz nach oben und auch wieder nach unten zu gelangen. Genaues Hinsehen ist Trumpf und die günstigste Routenwahl entscheidend wichtig. Den Erfolg erleben wir bei einem Ziel, das sowohl komplexe Schwierigkeiten, wie auch Risiken aufzeigt, aber hinterher auch besonders intensiv.

Das gilt schon bei übersichtlichen Felsobjekten. Bei großen Bergen und Wänden fordert uns jedoch obendrein schon allein ihre Mächtigkeit heraus. Aus größerer Entfernung lässt sich Gelände nur grober einschätzen. Man kann unterwegs auch nicht jederzeit sagen „Ich spiel nicht mehr mit“ und einfach nach Hause gehen, oder wenn, dann nur mit weiteren Improvisationen, Mühen und Gefahren. Da hat das Einsteigen ganz rasch Verbindlichkeit! Um unseren Körper irgendwohin rauf und wieder runter zu bringen, brauchen wir Kraft. Kraft ist für uns Warmblütler auch nötig zur Aufrechterhaltung unserer Körpertemperatur. Unsere Kraftreserven sind, individuell unterschiedlich, begrenzt. Mehr Ermüdung bringt uns näher zu physischer und psychischer Erschöpfung – und in kalten Höhen bei Auskühlung und dünnerer Atemluft auch rasch zum Tod. Obendrein gibt es bei ungünstiger Witterung am Fels stark erhöhte Schwierigkeiten und langsameres Vorankommen. Daraus folgen noch raschere Erschöpfung und Auskühlung. Das kann ganz schnell ein Teufelskreis werden. Also ist die zügige Durchführung einer großen alpinen Besteigung sicherer und darum anzustreben. Wer vor dem Wettersturz schon wieder unten ist, dem kann er nichts mehr antun. Tempo ist Sicherheit. Natürlich immer nur, solange wir zuverlässig sicher steigen. Das geht am besten auf einer Route, die unnötige Schwierigkeiten vermeidet.

Also ist die leichteste Linie gerade an großen Bergen der Schlüssel zum Erfolg. Das Finden der günstigsten Linie gelingt am ehesten bei reicher Erfahrung mit den Bergen und uns selber. Alles ist also weniger eine Sache von Kraft, sondern mehr von Intelligenz und Körperbeherrschung, Selbtkritik und Selbstdisziplin. Zurecht hat Wolfgang Gülich über das Klettern mal gesagt: „***Der wichtigste Muskel ist im Kopf***“.

Möglichkeiten für ***Erstbegehungen*** gibt es in den Alpen auch heute noch reichlich. Dies gilt besonders dann, wenn man in weniger bekannte Gebiete geht und sich auch mit anspruchsvoller Felsarten auseinandersetzt (sprich: Passagen mit Bruch und Schrofen in Kauf nimmt).

Wer beim Erklettern einer neuen Route nicht gleich von unten steigt, sondern die Route vorher von oben erkundet oder gar vorher von oben bereits lockeren Fels ausputzt und Sicherungsmittel anbringt, der stellt sich allerdings gar nicht der Bewältigung der vollen Palette von Anforderungen einer echten Erstbegehung. Ein solches Vorgehen führt zwar auch zur Entstehung von Routen. Es lässt jedoch ganz wesentliche Elemente der klassischen sportlichen Erstbegehung weg. Eine solche Route als „Erstbegehung“ zu feiern, ist Betrug, denn dieser Begriff wurde historisch für das Begehen von neuen Routen von unten „onsight“ geprägt. Man kann bei solcherart entstandenen Routen nur von „***Einrichtung***“ und anschließender Erkletterung der bereits präparierten und bekannten Route sprechen.

Fazit: Erstbegehungen sind immer etwas Besonderes. Es werden nicht immer lohnende Routen. Sie können auch Linien sein, mit denen man bloß beweist, dass man trotz aller Schwierigkeiten und Widrigkeiten erfolgreich war, also kreativ genug war, die Möglichkeit als erster zu sehen, aber auch bereit, sich selbst einzubringen und dort tatsächlich anzupacken mit Mühen und Risiken und Nebenwirkungen.

Es sind allemal Touren mit höherer Ungewissheit, wo schon hinter der nächsten Ecke besondere Aufgaben warten können, lockerer Urschutt aller Formate etwa, auch Unmöglichkeit des Anbringens von Sicherungen, oder zu kleine, allzu ferne Griffe und Tritte. Das fordert Findigkeit, Improvisation und Stressresistenz, viel Zeit und damit höhere Risiken, von Schlechtwetter erwischt zu werden.

Es sind aber auch Gelegenheiten, verborgene Juwelen zu finden – und begeisterte Wiederholer. Dies kann Gefühle schenken, wie wenn die eigenen Kinder sich als wohlgeraten erweisen. Neutouren sind immer Abenteuer. Deshalb gehören sie uns, in viel höherem Maße als Wiederholungen es je sein können. In neuen Touren erleben wir die Welt besonders intensiv, gelegentlich auch als Geschenk, wenn wir mal wieder Glück hatten und es sich anfühlte, als sei uns von höheren Mächten gütig geholfen worden.

„Wir wollen Tage haben, an denen wir am Morgen den Lohn des Abends nicht kennen.“ Wenn er auch allerlei heute als schwülstig Empfundenes geschrieben hat, mit diesem Spruch hat der gute alte Oskar Erich Meyer schon Recht! Wenn Erstbegehung uns fordern, dann sind sie – gleich ob über herbes Gelände oder genüssliches – immer solch leuchtende Tage, für die wir einfach nur Danke sagen können. Auch dann, wenn sie nicht am projektierten Endpunkt enden und sogenannte „Erfolge“ werden, sondern auch, wenn wir unsere Grenze erleben und das Scheitern, und wenn dann der gut überlebte Rückzug der Erfolg wird.

Eine klare Botschaft möchte ich euch mitgeben: Es lohnt.

Dazu brauchen wir nicht Weltreisen zu machen. Es genügt, in weniger bekannte Teile der Alpen zu gehen oder in die Pyrenäen oder nach Skandinavien – dann finden wir schon Ziele. Es genügt aber für diese Erfahrung von mehr Abenteuer auch schon, all die Angebote an Datenbanken und Führerliteratur mal einfach beiseite zu lassen und ohne all die zugängliche Information in ein unbekanntes Gebiet zu gehen, zu schauen, zu überlegen, und dann einfach loszugehen. Eine Steigerung von „Rotpunkt“ auf „info-null“!



*Erstbegehung Blafjell Ostpfeiler,
Nordnorwegen 1977*

Wenn ich euch mit diesen Zeilen etwas von der Denke des klassischen, kreativen Alpinismus rüberbringen kann, freue ich mich. Schließlich hat sich ja die Sektion Bayerland so etwas auf die Fahne geschrieben. Wenn sich einige von euch beflügeln lassen, ihrem eigenen Leben mit solchen Aktionen etwas Glanzlichter zu geben, dann freue ich mich ganz besonders.

Doch wo immer ihr einsteigt und zugreift, um die Wucht der großen Gebirge intensiv zu erleben: Ich wünsche dazu immer Wahl mit Augenmaß und immer wieder gesunde Rückkehr, die bleibt das Wichtigste!

Die Lust am Abenteuer-Trekking

Eine sehr persönliche Betrachtung

Michael Vogeley

Nicht nur, wenn im Alter die Berge höher und die Wände steiler werden: Trekken ist eine Alternative – oder Ergänzung – zum Bergsteigen. Die Erde ist groß, hat auf den Karten sogar noch „weiße Flecken“, ist oft wild – Trekkers Eldorado für Entdecker und Weltenbummler auf allen sieben Kontinenten. Die schönsten und oft wüsten Plätze auf natürliche Art, nämlich aus eigener Kraft zu erobern, kann wie eine Erstbegehung sein und den Lebenshunger stillen. Abenteuer pur.

Abenteuer ist vor allem Ungewissheit. Machen wir uns bereit und lassen uns mit „Trek“ ein spannendes Thema starten. Und wenn Anglizismen wie Trek, Trekking, Outdoor, Bike stören: Wir sind in modernen Zeiten, die Begriffe stehen inzwischen in jedem deutschen Lexikon und Wörterbuch.

Allgemein versteht man unter Trekking längeres Wandern. Es ist aber mehr, als zu Fuß unterwegs zu sein. Trekken kann man auch mit dem Bike, dem Kanu, auf Langlaufskiern, mit Schneeschuhen oder anderen Out-



Baffin Island – im Hintergrund der Mount Asgard im Auyuittuq-Nationalpark

door-Fortbewegungsmitteln wie Hundeschlitten oder Tragtieren. Grundsätzlich ist Trekking in jedem Gebiet der Erde möglich, auf allen Kontinenten und in vielen Naturmedien. Bei besonders gewagten Formen spricht man von Expeditionen.

Ein Abenteuer ist ein Wagnis, ein wunderbares Erlebnis oder auch eine chevalereske Tat und ist für jeden anders und für jeden anders wichtig. Es ist aber immer ein zutiefst subjektives Erlebnis. Und so kann auch Briefmarkensammeln oder an der Börse zu spekulieren abenteuerlich sein. Aus meiner Sicht gehört zu einem Abenteuer aber unbedingt das Erleben der Natur. Und trotz einiger Alleingänge ziehe ich „Outdoor“ – wie es Neudeutsch heißt – im Team einem Solo vor.

Herausforderungen in den ungebändigten Ödlandgebieten der Erde anzunehmen, eignet sich auch bestens, um berufliche Probleme oder wackelige Beziehungskisten aufzuarbeiten. Trekking-Abenteuer in der Wildnis sind auch eine Lebensschule.

Was aber ist ein Abenteurer, was ein abenteuernder Trekker? Ein Glücksritter oder ein risikogreifer Aussteiger? Oder einer, der dem Alltag entfliehen will? Der Polarforscher Arved Fuchs meint dazu: „Ein Abenteurer wird oft als windiger, unseriöser Draufgänger gesehen, der sich weder um Tod noch Teufel schert, der die Gefahr sucht und darin umkommt oder gar andere mit ins Verderben zieht. Für mich ist Abenteuer mit ganz anderen Werten verbunden – mit gesunder Neugier, Kreativität und Gestaltungskraft.“ Dem stimme ich voll und ganz zu.

„Erst durch das Aufsuchen der eigenen Grenzen erfährt man, wer man wirklich ist“, behauptet der Psychologe Gert Semler. Abenteuerlust ist völlig normal, es gibt sie, seit es Menschen gibt, man aus der Höhle kroch und nach der Jagd auch mal hinter den nächsten Berg blickte. Es ist die Suche nach dem puren Leben – das heißt nach Befriedigung der natürlichen Neugier und dem Annehmen von ungewöhnlichen Herausforderungen.

Abenteuer-Trekking bedeutet auch Ankunft, Ankunft bei sich selbst. Waren die Goldgräber am Klondike Trekker, waren sie Abenteurer, abenteuernde Trekker oder waren sie „Surviver“? Damals, im großen Goldrausch, kam wohl dies alles zusammen.

Manche Kritiker tun die heutzutage vermehrt auftretende Lust am Aben-



Im einsamen südfranzösischen Nationalpark der Cevennen

teuer als pervertierten Auswuchs einer übersättigten Konsumgesellschaft ab. Doch die Begierde auszubrechen, ist eine urmenschliche Eigenschaft. Wege entstehen, indem wir sie gehen, Grenzen existieren nur im Kopf. Und es ist ein elementares Erlebnis, körperlich müde, aber frei im Hirnkasten zu sein.

Es gibt kaum noch nicht vermessene Flecken auf den Landkarten, alle großen Taten in den Wildnissen und in vielen Gebirgen dieser Erde sind getan. Deshalb können wir uns nur noch auf ungewöhnlichen Wegen ausleben, nämlich Neues für uns entdecken.

Lebe dein Leben, die Welt ist durchgehend geöffnet.

Echte Erfolgserlebnisse sind nur möglich, wenn wir uns selber Regeln auferlegen: „Back to the roots“, „aus eigener Kraft“ oder „by fair means“. Was so viel heißen soll wie „ohne großen technischen Aufwand“. Die Quelle dafür ist – auch für uns Bergsteiger – Trekking in all seinen Spielarten, und das Medium dafür sind bevorzugt die Wildnisse der Erde. Im Ödland finden wir noch wilde Gebirge, das ewige Eis der Polargebiete, unbegrabigte Flüsse, sich ständig verändernde Ozeane, tote Wüsten voller Leben, berstende Gletscher und lärmenden Urwald. Über ungebändigte Naturfor-

men schrieb der Schriftsteller und Philosoph Henry David Thoreau schon vor rund 150 Jahren: „In der Wildnis liegt die Rettung der Erde.“ Und Jean-Jacques Rousseau predigte sein „Zurück zur Natur“ schon im frühen 18. Jahrhundert.

Aber nur wer seine Basis nach der Maslow'schen Bedürfnispyramide gesichert hat – sinnbildlich Butter und Brot und ein Dach über dem Kopf hat, also in wirtschaftlich geordneten Verhältnissen lebt – erhält die Freiheit, nach einer ergänzenden – nicht einer alternativen – Lebenserfüllung zu suchen.

Die faszinierenden Wildnisse des Globus sind aber auch empfindlich. Wir Trekker, Bergsteiger, zertrampeln die Natur nicht und gehen sorgfältig mit ihr um, wenn wir in sie eindringen. Selbst die Ermahnung „Hinterlasse nicht mehr als deine eigenen Fußspuren“ kann in besonders empfindlichen Ökosystemen noch höhere Sensibilität erfordern.

Herausforderungen bewältigen

„No borders, no timetables, no deadlines.“ Die Ungewissheit in manchen Trekkingsituationen bedingt auch, einen Misserfolg akzeptieren zu können. Um ein Ziel zu erreichen, muss man es unbedingt wollen. Wenn



Küstentrekking in Tasmanien

man trotzdem scheitert, weil beispielsweise die Natur zu ungestüm war, ist es tatsächlich nicht entscheidend, ob das anvisierte Ergebnis erreicht wurde. Wenn man sagen kann: „Wir hatten ein Wahnsinnserlebnis“, dann war man erfolgreich; denn der Weg ist tatsächlich das Ziel.

Der Psychologe Marvin Zuckerman fand heraus, dass gesteigerter Erlebnisdrang zum menschlichen Urinstinkt gehört und der Arterhaltung dient. Oder „mit fliegenden Lungen zu philosophieren“, wie es Reinhold Messner treffend formulierte.

„Wir erreichen unser Ziel!“, das sollte unsere Maxime sein. Aber im Ernstfall auch: „Wir scheiterten fröhlichen Herzens; denn wir waren erfolgreich, weil wir zurückkehrten.“ Ausgerechnet mein ältester Partner bei einer Nordpol-Skiexpedition sprach auf 90 Grad Nord treffend von einem „Orgasmus der besonderen Art“.

Geschäft, Chef, Kontostand und Partnerprobleme sind auf einem Trek für eine Zeit weit weg. Mit diesem Abstand lädt man seine Batterien auf, schöpft Kraft, wird stark – und löst zu Hause dann alle Aufgaben leichter. Es gibt ihn nämlich, den Transfereffekt spannender Situationen in das private und berufliche Leben.

Nansen, Hedin, Amundsen, Scott, Shackleton

Sie waren „Trekker“ in Reinkultur, schon damals, als man dieses Modewort noch nicht erfunden hatte. Waren sie, die großen Entdecker, auch Abenteurer? Waren sie Forscher? Suchten sie nur Ruhm und Ehre? Trieb sie wissenschaftliche Neugier? Oder die Gier nach dem Erfolg, der materielle Gewinn? Warum nahmen die größten Abenteurer der Geschichte oft unmenschliche Strapazen und Lebensrisiken auf sich? Fridtjof Nansen, der unter unsäglichen Mühen mit Skiern als Erster Grönland durchquerte und auf dem schwimmenden Deckel des arktischen Treibeises versuchte, den Pol zu erreichen? Sven Hedin, der mit erheblichen Risiken und der Gefahr zu verdursten, die Wüsten Asiens durchwanderte? Roald Amundsen, der mit ausgefeilter Taktik und glänzender Logistik am Südpol mit Skiern und Hundeschlitten erfolgreich war? Sir Robert Falcon Scott und seine Begleiter, die in der Antarktis trotz großer Erschöpfung bei extremer Kälte tapfer ihre Lasten zogen und schließlich doch sprichwörtlich umkamen?

Dies ist nur eine kleine Auswahl bekannter Abenteurer, die sich aus eigener Kraft fortbewegten. Der wohl härteste aller Polarforscher, Sir Ernest Shackleton, gab vor einer Antarktisexpedition Anfang des letzten Jahrhunderts in einer Zeitung folgende Anzeige auf: „Männer für gefährliche Reise gesucht – bei kleinem Gehalt, schneidender Kälte, langen Monaten vollständiger Dunkelheit, ständiger Gefahr. Sichere Rückkehr zweifelhaft.“ Es meldeten sich 400 Bewerber! Der Grund? Den „Odysseusfaktor“ gibt es schon seit jeher. Neugier, Entdeckerfreude, Lust am Unbekannten und Freude an der Bewährung sind zutiefst menschliche Antriebe.

Das Können ist des Dürfens Maß

Treks beginnen im Kopf, und man sollte sich zu Herzen nehmen, was schon im 19. Jahrhundert der Klassealpinist Ludwig Purtscheller so formulierte: „Das Können ist des Dürfens Maß.“ Jeder muss die Entscheidung für eine Tour von seinen Fähigkeiten abhängig machen. Und besonders sollte man lernen, den Filter „Gefahr“ einzusetzen. Vordergründig ist das eine Kopfsache, hintergründig lebenserhaltendes Risikomanagement.



Trekking in der Sandwüste in Oman



Bergvolk der Djeballahs Hochplateaus zwischen Libyen und Ägypten

Es gibt Auswüchse auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten. Dazu gehört nicht nur, sich gegen Unsummen auf den Everest baggern zu lassen und dabei vielleicht zu sterben. Kein Abenteuer, kein Trekking, keine Klettertour, keine Expedition ist es wert, das Leben zu verlieren.

Wann wart ihr das letzte Mal im Wald? Sogar wir Bayerländer gehen oft wochenlang nur über Teppichböden und Beton und Pflastersteine. Trekking erleben ist medizinisch betrachtet ein Jungbrunnen. Es ist Stra- paze – und bedeutet damit Leben. Bei einem Ausbruch auf Zeit verlassen wir unser überversichertes Dasein und suchen ein anstrengendes Erlebnis, unser persönliches Abenteuer. Der tägliche Trott fließt vorbei, Außergewöhnliches dagegen bleibt im Kopf haften. Das ist Lebensqualität auf hoher Stufe.

„Heute ist der erste Tag vom Rest meines Lebens.“ Man sollte sich die eigene Endlichkeit öfter bewusstmachen. Es macht keinen Sinn, zu sagen „Wenn ich in Rente bin, dann werde ich“. Das Abenteuer Leben findet jetzt statt. Und das nächste Trekking, die nächste Bergtour plant man heute und startet sie bald.

Ich schule Teams in der Natur und habe mit subjektiv herausfordern- den Treks verblüffende Ergebnisse erzielt, die im Konferenzraum in der kurzen zur Verfügung stehenden Zeit kaum zu erreichen sind. Warum? Teamtraining in der Natur mit ungewohnten Herausforderungen aus dem Trekking-Milieu zeigt eine außerordentliche Effektivität. Individualisten werden durch ein Ziel zusammengehalten. Sich unter Druck zu setzen – oder gesetzt zu werden – und dann das Ziel zu erreichen, erzeugt Leis- tungsglück.

Trekkt mit! Auf allen Kontinenten, da wo die Welt noch wild und aben- teuerlich ist.

Und: Man kann in diesem Aufsatz das Wort Trekking auch durch Berg- steigen oder Klettern oder ... ersetzen.



Unterwegs in Nepal – dem Trekkingland schlechthin.

Was ist der „Bayerländergeist“?

Inge Olzowy

Immer wieder gibt es Diskussionen: Was ist das Besondere an Bay-
erland, was unterscheidet uns von anderen DAV Sektionen – was ist der
„Bayerländergeist“?

Jeder kann etwas anderes darunter verstehen. So mancher verbindet
damit ein bisschen Anarchie, Grenzüberschreitung und Widerspruch. Die
Mehrheit sieht darin wohl eine bestimmte Geisteshaltung von Bergsteigern
„strengerer Richtung“, die sich deshalb zusammengefunden haben, weil sie
in etwa gleiche „Werte“ haben und Gleichgesinnte, Freunde und Partner
fürs Gebirge suchen.

Welche Kriterien und Eigenschaften beinhaltet nun der „Bayerländer-
geist“? Was wird erwartet?

Bergsteigen sollte ein wichtiger Faktor im Leben sein (bei manchen so-
gar „Lebensform“). Das „wilde“, relativ unberührte Gebirge soll besonders
hoch angesehen und geschützt werden. Unternehmungen sollen selbständig
in Eigenregie geplant und unternommen werden können. Ausbildung der
Jugend zu diesem Zweck ist sehr wichtig und muss gefördert werden. Es
muss ein offener, kameradschaftlicher Umgang gepflegt werden, „Neue“
müssen rasch in die Gemeinschaft aufgenommen werden, es darf keine
Ausgrenzung geben, man sollte sich gut kennen, achten und regelmäßig
Kontakt haben, damit ein Zusammengehörigkeitsgefühl entstehen kann.
Dazu sollten die Sektionskameraden untereinander auch per Telefon oder
email kommunizieren können.

Wie soll man wünschenswerte Eigenschaften und Lebenseinstellungen
benennen? Kriterien können z.B. sein:

- » Leistungswille,
- » Abenteuerlust,
- » Absolute Zuverlässigkeit,
- » Hilfsbereitschaft,
- » Achtung von Individualität. Jeder ist gleich anerkannt, unabhängig
von Beruf, sozialer Stellung, politischer Einstellung oder Religion
(„jeder spinnt auf seine Weise“),

- » selbständiges, verantwortliches Handeln und Denken (dabei durchaus auch Widerspruch, wenn angebracht),
- » Abkehr von bloßem Konsum und „Mainstream“,
- » Freude am „einfachen Leben“ in den Bergen,
- » Ideenreichtum (durchaus auch „verrückt“) und Neugier,
- » Kritikfähigkeit sich selber, anderen und der Gesellschaft gegenüber (auch gegenüber dem DAV, wenn die Bayerländerwerte in Gefahr sind).

Die aufgezählten Eigenschaften entsprechen zwar mehrheitlich einem generellen Wunschbild und sind nicht bayerlandspezifisch, sie sind eine sehr schwer zu greifende Wolke mit Diskrepanz zwischen Wünschenswertem und Realisierbarem. Die Dinge aber, die für uns in Bayerland vor allem Gewicht haben und uns vom Mainstream unterscheiden, sind dabei der Leistungswille, Abenteuerlust, Ödland- Gedanke, Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit.

Wer sich mit diesen Werten oder einem Teil davon identifizieren kann und will, ist bei Bayerland richtig und herzlich willkommen.

Die Sektion Bayerland bietet keinerlei Service, keine zu bezahlenden Tourenangebote, auch keine Führungstouren im eigentlichen Sinn, aber Gemeinschaftsunternehmungen unter Beteiligung erfahrener Sektionskameraden. Es gilt hier der oben genannte Grundsatz der Eigenverantwortlichkeit.

Die Sektionsarbeit wird von einem Sektionsausschuss ausschließlich ehrenamtlich geführt.

Wer im Alter von 25 Jahren und älter bei Bayerland als Vollmitglied aufgenommen werden will, muss einen Antrag mit Tourenbericht stellen, über den ein Aufnahmeausschuss entscheidet. Die Basis ist, dass der Antragsteller ein Bergsteiger der „strengeren Richtung“ sein soll. Darüber wird im Einzelfall individuell entschieden.

Was dabei „strengere Richtung“ bedeuten soll, steht auf einem anderen Blatt, es wurden schon Sprechabende dazu veranstaltet und mehrfach Kriterien erarbeitet, diese aber als starres Korsett dann wieder verworfen. Mehrheitlich haben sich die Bayerländer bisher für eine individuelle Einzelfallentscheidung ausgesprochen.

Redaktion

Als aus Bergsteigen Sport wurde

Herbert Dietl

Als die Menschen noch vernünftig waren, lag ihnen nichts ferner, als unter Gefahren Berge hochzuschwitzen. Warum auch! Das Leben war hart genug. Dann kamen konsumverdrossene Earls und andere Gentlemen und läuteten eine Epoche merkwürdiger Besessenheit ein. Der „Playground of Europe“ war abgegrast und den Nachgeborenen blieben nur Grate und Wände als Nachlese der längst erstiegenen Gipfel übrig. Spätestens jetzt trennte sich der Tourist, der erbaulich, aber meist beschaulich, dem Gipfel zustrebte, vom „richtigen Alpinisten“, der – oft genug verbissen und je nach Epoche philosophisch oder ideologisch verbrämt – mehr die Schwierigkeit suchte, als den Gipfel. Der Schwierigkeitsalpinismus war geboren. Über die Motivation hierzu wird seit 150 Jahren gesonnen und geschrieben, wiederum je nach Epoche heroisierend bis psychologisierend. Wen’s interessiert, der lese Manfred Ruß „Zwischen Flow und Narzissmus“¹

Eine lange Entwicklung liegt zwischen dem Bild des Alpinisten mit Winkelgamaschen und Alpenstange und dem Sportkletterer, der im Internet unter www.8a.nu seinen Platz auf der Rangliste sucht.

Eine Parallele zum Skisport drängt sich auf: Was als Langholz zur Erleichterung steinzeitlicher Jagd im tiefen Schnee begonnen hat, ist heute ein Hightech-Produkt, und das kindlich-heitere Runterrutschen von einem Hügel (mit „Christl“ immer nach links) endet heute beim Sturzflug des Hahnenkammrennens. Und was ist heute aus der harmlosen Hangrutscherei geworden! Ski-Alpin, Skilanglauf, Biathlon, Freestyle Skiing, Skispringen, Geschwindigkeitsskifahren, Monoski, Snowboarden, Skijöring, Snowkiting² ... Da nimmt sich unser Ski-Bergsteigen wie ein kleiner Nebenzweig aus.

Diese Diversifikation und Vermassung finden sich in der Bergsteigerei auch (mit dem Unterschied, dass sie den Bergen viel weniger wehtun als der Skisport, der größte aller Bergzerstörer). Der Sportkletterer sucht die Schwierigkeit als solche und zieht hieraus seine Befriedigung. Vielen ist das vollauf genug. Berge und große Wände sind hierzu nicht nötig. Dagegen ist überhaupt nichts einzuwenden. Ein Sport eben, wie Geräteturnen. Nicht wenige aber suchen die Synthese Sportklettern-Alpinklettern, und

¹ Manfred Ruß, „Zwischen Flow und Narzissmus“, Verlag Hans Huber, Bern, 1. Auflage 2014.

² Wikipedia.org, Liste der Wintersportarten.

bestimmt gibt es keine Spitzenalpinisten, die nicht auch gute Sportkletterer wären (siehe David Lama in der Halle und am Cerro Torre), umgekehrt schon seltener.

Andi Dick („Sport oder Steigen“ in diesem Band) gibt zu bedenken, dass es vielleicht anmaßend ist, die mentalen Aspekte stark über die sportlichen zu stellen, weil viele andere Sportarten den gleichen Anspruch erheben können. Natürlich tut niemand die Praktiken der Shaolin Mönche als Sport ab, und Angst kennt auch der Boxer. Trotzdem wehre ich mich gegen die rein somatisch-sportliche Einstufung des „echten“ Bergsteigens, weil damit das meditative, betrachtende und abenteuerliche Element, die Kameradschaft, die Angst vor dem Ungewissen, dem Schicksalhaften nicht berücksichtigt wird.

Sport will messen, vergleichen, auch das Sportklettern. Womit wir bei den Schwierigkeitsbewertungen wären. Nicht genug, dass es neben der UIAA-Skala die französische gibt, die amerikanische, britische, sächsische, die australische, südafrikanische, finnische, norwegische, brasilianische, von den verschiedenen Wertungen der ehemaligen UdSSR-Staaten nicht zu reden, gibt es noch die Wertungen im Mixed Gelände, die des Wasserfall-Kletterns, im Bouldern, die Fontainebleau-Skala, die E-Einstufung nach Ernsthaftigkeit ...

Und keiner glaube, dass die uns vertraute A-Wertung identisch wäre mit der amerikanischen Tabelle, zwar auch von A0 bis A5, aber ganz anders in der wörtlichen Entsprechung. A0 bei uns bedeutet Hakenbenutzung als Griff oder Tritt, A0 bei den Amis heißt eingerichteter Stand und solide Haken, A4 bedeutet mögliche Sturzhöhe 24 bis 30 Meter mit Möglichkeit des Aufschlags.³

Die amerikanische Einteilung ist nicht jenseits des Atlantiks geblieben, sondern ist bei uns gültig in der „New Wave- und Clean“-Bewertung. Das hat nun nichts mehr zu tun mit den Hakenrasseln der 70er Jahre, sondern ist ein subtiles Hinaufbalancieren an Rurps, Copperheads, Peakers und Hooks. Die Fortbewegungsmittel halten kaum das Körpergewicht, und ein Sturz zieht den ganzen Reißverschluss auf. Hierfür gibt's selbstredend auch eine eigene Bewertung. Wer's mag, soll's tun, mir will es als Widerspruch zum Klettergedanken erscheinen.

³ Scales of Difficulty in Climbing, G. Maudelli, A. Angriman,
<http://theuiaa.org/documents/mountaineering>.



Drytooling-Training an der Kunstmwand

Viel gäbe es noch aufzuzählen (mit Verlaub: an Merkwürdigkeiten), z.B. Drytooling im Sommer. Freilich können die gehärteten Spitzen von Eisgerät und Monozacke auf winzigen Leisten und in Löchern Halt finden, wo es Finger und Schuhspitze nicht mehr können. (Laut Andi Dick so geschehen im Black Canyon, USA, in einer A4-Tour). Aber ist das Klettern?

Wahrscheinlich bin ich zu alt, zu konservativ und zu vorgeprägt, um für diese Paragraphisierung des Bergsteigens mehr als ein Schmunzeln aufzubringen. Die vielfältigen Einteilungen, Regelungen und Bestimmungen erinnern mich ein wenig an die strengen Zuchtstatuten eines Taubenzüchtervereins. Keinesfalls will ich den kränken, der sich diesen Varianten verschreibt.

Als Schlusswort noch der Ausschnitt eines eMails von Andi Dick an Walter Welsch: „Die Steigerung von Rotpunkt ist „flash“ (ohne vorheriges Probieren, aber mit Infos) und „onsight“ (wie flash, aber ohne Infos). Wobei man dann wieder diskutieren kann, ob man die Route nur mit bloßem Auge, mit Fernglas oder durch Abseilen über die Wand studieren darf. Jedenfalls gilt, nur anschauen, nicht anfassen! Ja, man muss schon genau sein, wenn man sich das Leben schwer machen will.“

Entwicklungen und Trends im Alpenverein

„Bayerland“ hat schon immer seine Stimme erhoben, wenn seiner Meinung nach Entwicklungen in eine bedenkliche Richtung gegangen sind. Wie jetzt bei der geplanten „Erschließung“ des Riedberger Horns, einem klaren Verstoß gegen beschlossene Gesetze im „Alpenplan“ oder der Absicht, die Bergsteigerei olympisch zu machen. Merkantile Beweggründe lassen grüßen. Und das Bestreben des Hauptvereins, begrifflich „Bergsport“ über „Bergsteigen“ zu stellen, findet nicht ungeteilte Zustimmung.

Redaktion

Neues „Grundsatzprogramm Bergsport“ des DAV

Till Rehm

Anfang Mai 2016 verschickte der DAV an seine Sektionen den Entwurf für ein neues Grundsatzprogramm Bergsport mit der Bitte, schriftlich bis Ende des Monats dazu Stellung zu beziehen. Ziel war es, nach der Anhörung der Sektionen den Entwurf auf der Hauptversammlung des DAV in November in Offenburg zu verabschieden.

Angesichts der ebenfalls im Mai liegenden Pfingstferien blieben nur knapp zwei Wochen, um eine Stellungnahme zu formulieren. Umso erfreulicher war es, dass sich zahlreiche Bayerländer mit teils sehr detaillierten, teils eher grundsätzlichen Kritikpunkten zu Wort meldeten, so dass wir eine umfangreiche Stellungnahme der Sektion einreichen konnten.

Herbert Dietl sprach wohl den meisten Bayerländern aus der Seele, als er schrieb: „Das 38-seitige Grundsatzprogramm mag bemüht sein, ich finde mich darin aber nur passagenweise wieder.“

Uli Schöppler sprach das Dilemma des DAV an: „Einerseits will der DAV den Anschluss an die Jugend nicht verlieren und neuen Sportarten gegenüber offen sein. Andererseits [...] leidet die Natur unter dieser maßlosen Überbeanspruchung gewaltig und auch für uns Bergsteiger ist es oft nicht mehr sehr schön unterwegs zu sein, wenn ganze Scharen anspruchs-berechtigter, sportlich ambitionierter und manchmal lärmiger bis lästiger „Naturraumbenutzer“ unsere Wege kreuzen. Auch krallt sich die Wirtschaft den DAV und der DAV riecht Geld aus Zuschüssen und anderen finanziellen Zuwendungen. Er wird abhängig und beeinflussbar in seinen Entscheidungen. Alles ein wahrer Teufelskreis. Wie ihn durchbrechen? Ich glaube, es geht nur durch bewussten Verzicht und glaubwürdiges Handeln. Hier zu steuern und Vorbild zu sein, wäre die Aufgabe des DAV. Manchmal gelingt das auch. Doch die Arme der Wirtschaft sind lang und ihre Psychologie ist raffiniert. Auch ist der DAV nicht frei von unklugem Eigennutz.“

Mit Inge Olzowy (2. Vorsitzender), Jörg Eberlein (Naturschutzreferent) und Roland Stierle (in seiner Funktion als Mitglied in der Projektgruppe des Verbandsrates) nahmen dann drei Bayerländer an einer Anhörung teil, die die Einwände der Sektionen diskutierte.

Das schließlich zur Abstimmung auf der Hauptversammlung vorgelegte Grundsatzprogramm unterschied sich trotzdem nur unwesentlich vom ersten Entwurf. Bayerland konnte mit seiner Kritik nichts erreichen, ja stand mit seinem Bekenntnis zu „den prägenden Merkmalen des klassischen Bergsteigens, in dem Freiheit, Selbständigkeit und Verantwortung an oberster Stelle stehen“, anscheinend alleine da. Das verwirrende Prozedere der Abstimmung einzelner Absätze des Textes im Plenum der Hauptversammlung trug schließlich dazu bei, die Diskussion auf einzelne Formulierungen zu fokussieren und den Text als Ganzes aus den Augen zu verlieren.

Das Abstimmungsergebnis war dann eine überwältigende, wenn auch nicht einstimmige Mehrheit für die Annahme des Grundsatzprogramms.

Um das von Uli Schöppler geforderte „glaubwürdige Handeln“ nicht denen zu überlassen, die sich von „unklugem Eigennutz“ leiten lassen, stimmte die Sektion Bayerland gegen das neue „Grundsatzprogramm Bergsport“... .

Mit folgender eMail hat die Sektion Bayerland den Deutschen Alpenverein von ihrer Stellungnahme unterrichtet

Stellungnahme der Sektion Bayerland zum „Grundsatzprogramm Bergsport“ (eMail vom 16.05.2016 07:47)

Von Till Rehm
An Wolfgang Wabel
CC Ausschuss Bayerland, Edeltraud Haag-Trumpfheller, Roland Stierle

Sehr geehrter Herr Wabel,

Im Anhang schicke ich Ihnen die Stellungnahme der Sektion Bayerland zum Entwurf des Grundsatzprogramms Bergsport des DAV und zusätzlich eine weitere Stellungnahme unseres Ehrenvorsitzenden Prof. Walter Welsch.

Leider war es uns in der extrem kurzen Zeit die uns zur Verfügung stand nicht immer möglich unsere Kritikpunkte als konkrete Alternativvorschläge zu formulieren. Einige der Anmerkungen sind so grundsätzlicher Art, dass sie sich nicht auf einzelne Absätze des Textes, sondern auf die dahinterstehende Grundhaltung beziehen.

Wir haben daher zunächst einige grundsätzliche Punkte formuliert, um dann noch auf konkrete Passagen einzugehen. Beides war im Rahmen des vorgelegten Dokumentes schon aus Platzgründen nicht möglich, daher schicken wir Ihnen unsere Stellungnahme als eigenes Papier.

Dies mag teilweise redundant erscheinen und unsere Stellungnahme enthält sicher auch einige inhaltliche Wiederholungen. Auch die Gedanken unseres Ehrenvorsitzenden konnten wir nicht bis zum Ende diskutieren und in unserem Text unterbringen, weshalb sie hier separat eingereicht werden. Dies ist aber der sehr kurzen Zeit von nur gut zwei Wochen geschuldet, die uns zur Verfügung stand, um das Programm zu diskutieren. Denn nun beginnen die Pfingstferien, die wir selbst in den Bergen verbringen wollen und in denen wir die Mitglieder unsere Sektion auch nicht erreichen können.

Ich möchte den Abgabetermin am letzten Ferienwochenende deshalb hier nochmal ausdrücklich kritisieren; denn wenn dieses Programm den gesamten Alpenverein darstellen und auch von den Sektionen vertreten werden soll, muss den Sektionen auch ausreichend Zeit für eine konstruktive Mitarbeit gegeben werden.

Im jetzt vorgelegten Entwurf finden sich die Bayerländer nur passagenweise wieder.

Mit freundlichen Grüßen am Pfingstmontag

Till Rehm
1. Vorsitzender der
Sektion Bayerland des Deutschen Alpenvereins

Anhang:

- Kritikpunkte am DAV Grundsatzprogramm SektionBayerland.pdf,
- Stellungnahme Ehrenvorsitzender W. Welsch vom 09.05.2016.pdf



Sektion Bayerland des Deutschen Alpenvereins (DAV) e.V.

Vorsitzender: Till Rehm, Falkensteinstraße 33a, 82467 Garmisch-Partenkirchen
E-Mail: vorstand@alpenverein-bayerland.de

Stellungnahme der Sektion Bayerland zum Entwurf des Grundsatzprogramms Bergsport vom 29.04.2016

Autoren: Mitglieder des Sektionsausschusses der Sektion Bayerland
Zusammengefasst von Till Rehm und Inge Olzowy (1. und 2. Vorsitzende/r)
Stand: 14.05.2016

Inhaltsverzeichnis

1. Präambel	1
2. Bergsteigen oder Bergsport	2
3. Das Grundsatzprogramm	3
4. Anmerkungen zu einzelnen Passagen des Grundsatzprogrammentwurfes	3
a) Zu Seite 4:	3
b) Zu Seite 5	3
c) Zu Seite 6	4
d) Zu Seite 7	4
e) Zu Seite 8	4
f) Zu Seite 9	4
g) Zu Seite 10 und 11	4
h) Zu Seite 13	5
i) Zu Seite 17	6
j) Zu Seite 19	6
k) Zu Seite 21	6
l) Zu Seite 26	6
m) Zu Seite 27	6
n) Zu Seite 28	7
o) Zu Seite 32	7
p) Zu Seite 37	7

1. Präambel

Die Stellungnahme der Sektion Bayerland am vorgelegten Entwurf für ein Grundsatzprogramm Bergsport lässt sich unterteilen in eine Reihe grundsätzlicher Kritikpunkte zum Tenor des Textes und einige konkrete Anmerkungen zu einzelnen Passagen und Formulierungen im Text, die im Anschluss aufgeführt werden.

Vorweg sei gesagt, dass sich die Sektion Bayerland zu „den prägenden Merkmalen des klassischen Bergsteigens, in dem Freiheit, Selbständigkeit und Verantwortung an oberster Stelle stehen“ bekannt. Laut Grundsatzprogramm löst zwar das „moderne Sportverständnis [...] den Widerspruch vom

traditionellen Bergsteigen zum traditionellen Sportverständnis in weiten Teilen auf" (Seite 7), doch in diesem 38-seitigen Grundsatzprogramm finden sich die Bayerländer nur passagenweise wieder.

2. Bergsteigen oder Bergsport

Der Alpenverein ist als ein Verein der Bergfreunde entstanden. Natürlich waren in ihm sehr viele, auch sehr gute und exzellente Bergsteiger. Das war aber nicht das Wesentliche des Vereins, es war der Einzelne, der so war. Allmählich, nicht zuletzt in den 20er Jahren durch die Sektion Bayerland, wurde der DAV mehr und mehr zu einem Verein der Bergsteiger oder des Bergsteigens. Das war stets unbestritten, bis zum einen die neuen Spielarten (etwa das Sportklettern) aufkamen, zum anderen der Verein 1992 in den Deutschen Sportbund (DSB) aufgenommen wurde. Seitdem betrachtet sich der DAV als Sportverein, als Bergsportverein.

Wenn der DAV jetzt ein Grundsatzprogramm "Bergsport" herausgibt und in ihm das Bergsteigen als Untergliederung betrachtet, dann besteht die Gefahr, dass das Bergsteigen hinter dem, was als "Bergsport" bezeichnet wird, zurückgestuft wird. Die Sektion Bayerland sieht das mit großer Sorge, die nicht unberechtigt ist, wenn man das neue Grundsatzprogramm liest. Mit dem neuen Programm wird der DAV ein Bergsportverein und kein Bergsteigerverein mehr sein.

Im Sinne von uns Bergsteigern wäre es sinnvoller das Papier "Bergsteigen" zu nennen und den Bergsport als eine Variante dem Bergsteigen unterzuordnen. Dann kann man den "Bergsport" auch in allen seinen Spielarten aufführen, ohne mit dem "Bergsteigen" in Kollision zu geraten, was jetzt zwangsläufig an vielen Stellen geschieht.

Für Bayerland ist Bergsteigen mehr als ein Sport. Natürlich sind im Bergsteigen eine Menge sportlicher Komponenten enthalten, sie sind aber nicht das Wesentliche. Was an Wesentlichem u.a. im Bergsteigen enthalten ist: Freude an der Natur, an der eigenen Kraft, Kameradschaft u.v.a.m., wird im Grundsatzprogramm nur gestreift.

Sport ist ein wichtiger Teil unseres Tuns, aber nie der ausschließliche. "Sport" wird, ohne Überhöhung oder gar Heroisierung, nur der körperlichen, nicht aber der geistigen Komponente gerecht. Ist versunkene Betrachtung Sport? Die mentale Auseinandersetzung mit einer Wand? Mit der eigenen Angst? Lässt sich kameradschaftliches Gemeinschaftserlebnis mit dem Ausdruck "Sport" beschreiben?

"Bergsport" wurde gewählt, weil es nicht möglich ist, die große Vielfalt der Aktivitäten in ein anderes Wort zu zwängen.

Der DAV "*begräbt in jedem Quark seine Nase*" (Goethe, Faust). In dem Bestreben, jedem, der irgendwie mit den Bergen zu tun hat, ein Dachverband zu sein, entfernt er sich immer weiter von seiner Kernkompetenz. Was hat „slacklining“ mit Bergsteigen zu tun? 95 % der Gurtbänder werden im Wald zwischen zwei Bäumen gespannt. Vorzugsweise am Badesee. Eine hübsche Gleichgewichtsschulung, gewiss, mehr nicht.

Dass dem alpinen Skilauf, dem größten aller Alpenzerstörer, so viel Milde entgegengebracht wird, ist ärgerlich. Aufgabe des Hauptvereins wäre, sich noch energetischer gegen Exzesse wie dem Unsinn am Sudelfeld zu stemmen. Der Alpine Skilauf erfordert starke Eingriffe in die Natur und sollte daher vom DAV nicht vertreten werden. Der Verein sollte für den Rückbau von wenig genützten und unrentablen Liftanlagen eintreten, mit abnehmendem Schnee in unteren Lagen werden dies immer mehr werden.

Ebenso unverständlich ist die Bestrebung, Klettern und Skibergsteigen olympisch zu machen. Den Leistungsgedanken in Ehren, aber nicht in Verquickung mit schnöder Geschäftemacherei. Griechenlands Olympia ist tot!

Auch die Förderung des Mountainbikens ist nicht originäre Aufgabe des DAV. Gleitschirmflieger, Kajakfahrer und Höhlenforscher haben ihre eigenen Verbände, obwohl ihr Sport ebenfalls im Gebirge

ausgeübt wird. Auswüchse in den verschiedenen Disziplinen kann man auch von außen bekämpfen, ohne ihnen ein Dachverband zu sein.

Klettersteiggehen stellt keine Spielart des Kletterns dar! Mit Händen und Füßen nur auf Metall widerspricht sowohl dem Prinzip des Felskletterns wie auch dem der Eigenverantwortlichkeit und dem "fair means".

In vielen Punkten bringt das Programm durchaus Begrüßenswertes. Störend ist die Akzeptanz von Modeströmungen, der Kotau vor dem Zeitgeist, die Verzettelung in Unalpines und die bemühte „political correctness“.

Das erklärte Ziel der Urbanisierung des Bergsteigens schiebt auf Mitgliederzuwachs, ist dem Zeitgeist geschuldet und daher aus alpinistischer Sicht abzulehnen. Dabei wird nicht die Bedeutung der Kletterhallen als Stätte des Trainings, der Ausbildung und eines urbanen Treffpunkts, sondern nur die trügerische Gleichstellung mit dem realen Alpinismus bestritten.

3. Das Grundsatzprogramm

Der Entwurf des Grundsatzprogramms vom 29.04.2016 des Deutschen Alpenvereins lässt wesentliche Aspekte, die für ein Grundsatzpapier bedeutsam sind, vermissen. Im Wesentlichen sind dies ein systemischer Ansatz, eine klare Strukturierung, eine saubere Trennung unterschiedlicher Elemente und Faktoren, die Definition der spezifischen Terminologie. Dazu kommt die unnötige, ins Letzte gehende Aufgliederung einzelner zeit- und modeabhängiger Bergsportelemente.

4. Anmerkungen zu einzelnen Passagen des Grundsatzprogrammentwurfes

Im Weiteren sind unsere Anmerkungen zu einigen Passagen des Grundsatzentwurfes aufgelistet. Auf Grund der Kürze der Zeit und des ungünstigen gewählten Zeitraumes (Pfingstferien) bis zur Einreichungsfrist von Anmerkungen / Kommentaren war eine fundierte Diskussion aller Punkte nicht möglich. Wir möchten ausdrücklich darauf hinweisen, dass ein elementares Programm wie das DAV Grundsatzprogramm nicht durch kurze Antwortfristen entschieden werden darf!

a) Zu Seite 4:

„Bergsportverständnis des Deutschen Alpenvereins“: Diese Definition reduziert den Berg auf einen Ort der Aktivität. Für den Bergsteiger sind aber auch die (für ihn) unbezwingbaren Berge als Kulisse, Panorama und Horizont Bestandteil seines Erlebens und damit unverzichtbar für die Eindrücke seiner Bergtour. Gerade aus diesen Eindrücken und der Erfahrung des Unerreichbaren ergibt sich die Notwendigkeit zum Schutz dieser Räume.

„.... Die heutige Vielfalt des Sport- und Bewegungsverhaltens in den Bergen beziehungsweise der Bewegungsformen, die sich aus dem Bergsteigen entwickelten, insbesondere das Klettern, wird durch den Begriff Bergsport besser erfasst.“: Klettern ist eine eigenständige Sportart. Klettern an der Kunstwand ist pures Klettern und bestenfalls Training für den Bergsport, Klettern zum Selbstzweck an Bergen (i.d.R. mit Zustieg, Abstieg, Witterungseinflüssen, objektiven Gefahren) ist eine Art Bergsport auszuüben, Klettern als Mittel zum Zweck einen Gipfel zu erreichen, eine Wand zu durchsteigen ist eine Form des Bergsteigens oder Alpinismus.

b) Zu Seite 5

„Bereits vor einigen Jahrzehnten fanden die ersten organisierten Wettkämpfe statt. Heute sind sie vor allem im Klettern und Skibergsteigen fester Bestandteil der Sportdisziplinen. Sie haben ihren Platz bei vielen Anhängern und finden sich sowohl in Vereins- wie in Weltmeisterschaften. Bergsport ist also im Freizeitbereich und im Amateur- und Profisport anzutreffen, wobei eine starke Zunahme des medialen

Interesses und kommerzieller Aktivitäten zu verzeichnen ist.“: Der Fokus liegt viel zu sehr auf dem Wettkampfgedanken. Sowohl beim Klettern, als auch beim Skibergsteigen sind organisierte Wettkämpfe weiterhin eine Ausnahmeerscheinung - bezogen auf die Gesamtaktivitäten. Sie beschränken sich vor allem beim Klettern auf einen Promillebereich der Aktiven (die meisten Veranstaltungen sind kommerzielle Events der Hallenbetreiber, wozu auch die großen DAV-Kletterhallen zählen). Dieses Event-Wettkampf-Thema nimmt viel zu großen Raum in dem Programm ein. Es leuchtet hier das Wunschdenken der Programmersteller durch, wie sie die Sportart gerne hätten, was aber mit der Realität wenig zu tun hat.

c) Zu Seite 6

„Definition von Berge“: Es ist ein zu eklatanter Unterschied zwischen der natürlichen Bergwelt und künstlich angelegten Sportgeräten um das in einen Topf zu stecken. Kletterhallen sind keine Berge, sie sind willkommene Trainingsstätten, aber „runden das Verständnis von Bergen“ nicht ab. Der Erlebniswert vom Sport in Hallen oder auch Outdoor-Kunstwänden ist nicht mit Unternehmungen in der freien Natur mit entsprechender Kulisse, Witterungseinflüssen und den deutlich vielfältigeren eigenverantwortlichen Entscheidungen zu vergleichen. Bouldern und Klettern an der Kunstwand ist einfach nur Klettersport und wird erst zum Bergsport, wenn o.g. Faktoren hinzukommen. Das Klettern an Kunstgebilden kann entweder zum Selbstzweck ausgeübt werden oder als Training für den Bergsport und Alpinismus dienen. Einem Jogger im Englischen Garten bescheinigt man auch nicht, dass er Fußball spielt, auch wenn er vielleicht nur läuft, um seine Kondition für Fußballspielen zu trainieren.

d) Zu Seite 7

„Die Extremform stilisiert gar das Bergsteigen zur Lebensform und negiert es als Freizeitbeschäftigung zum Zeitvertreib.“: Es gibt nicht wenige, die das Bergsteigen sehr wohl als einen zentralen Lebensinhalt ansehen (zumindest für einen gewissen Zeitabschnitt). Der Satz in dieser Art und Weise ist deplatziert und diskriminierend.

e) Zu Seite 8

„Bergsport, Gesellschaft und der DAV“: Der DAV ist nicht nur Sportverband, sondern auch Naturschutzverband!

„...das neue die vielen verschiedenen Formeninkludierende (?) Verständnis vom Gehen, Steigen...überwindet die Unterscheidung zwischen Bergsteigen und Bergsport“: Dies widerspricht doch der Einteilung, Bergsteigen sei ein Teil des Bergsports!

f) Zu Seite 9

„Unsicherheit, Risiko, Verantwortung“: Ein wichtiger Punkt, der zu lange vernachlässigt oder gar falsch kommuniziert wurde. Klettern, Bergsport und Bergsteigen sind immer mit einem Restrisiko verbunden, das sich durch gute Ausbildung und risikobewusstes Verhalten minimieren lässt. Jeder Aktive trägt dabei eine Eigenverantwortung, die sich auch bei Buchung eines Führers oder Kurses nie zu 100% abgeben lässt. Ein Restrisiko bleibt selbst dann und dessen muss man sich bewusst sein und muss es eingehen oder sich was anderes suchen. Wir müssen soweit kommen, dass dieses Restrisiko gesellschaftlich akzeptiert wird, ähnlich wie bei vielen anderen Sportarten oder Betätigungen (Radfahren, Reiten etc.), wo nicht bei jedem Todesfall die Pressemaschinerie anspringt.

g) Zu Seite 10 und 11

„Bergsportarten im Deutschen Alpenverein“: Die Gliederung der Bergsportarten ist unverständlich. „Bergsteigen“ ist der Oberbegriff der Kern-Bergsportarten wie Wandern (verschiedenen Spielarten und Schwierigkeiten), Hochtouren, Eistouren, Skibergsteigen, auch Expeditionsbergsteigen, auch die verschiedenen alpinen Klettersportarten (mit alpinem Zustieg und Abstieg). Mountainbiken passt

nicht, das gehört zu „weitere Sportarten“. Es müssen auch nicht alle Sportmöglichkeiten genannt werden, wie „slacklinen“ und „trailrunning“, die dann ebenbürtig neben den Hauptsportarten stehen. Wenn Mountainbiken genannt ist, dann müssten Kajak und Gleitschirmfliegen auch genannt werden, die Unterscheidung Erde, Wasser, Luft erscheint nicht schlüssig. Klettersteiggehen ist eine eigene Sportart und gehört nicht zum Klettern.

„*Bergsteigen*“: Firn-Eiswände zählen zu Hochtouren, nur anspruchsvoller; Übergang zum Eisklettern / Mixed-klettern ist fließend.

„*Klettern*“: Plaisirklettern muss man keine eigene Sparte geben oder alpines Sportklettern / Plaisirklettern als eigene Sparte und Alpinklettern / Trad-Klettern separat. Auch Eisfall / Mixed-Klettern kann man zusammenfassen, weil alles nicht so weit auseinander ist, bzw. die Übergänge in der Regel fließend sind, besonders wenn es anspruchsvoller wird. Klettersteiggehen gehört hier nicht dazu.

„*Paraclimbing*“: Was ist hier, außer bei den körperlichen Voraussetzungen des Kletterers, anders? Muss man das eigens aufführen? Ein Paraclimber kann ja nie eine andere Disziplin Klettern, es wird immer Paraclimbing bleiben.

h) Zu Seite 13

„*Beschreibung der Bergsportarten im DAV*“: Die Begriffe für die Bergsportarten Bergsteigen, Klettern und Wandern überschneiden sich, sie stellen alle das klassische Bergsteigen dar!

„*Bergsteigen*“: Das ist keine eigene Sportart sondern ein Überbegriff über verschiedene Disziplinen, die nötig sind, um Berge zu besteigen. Ob das nun alpines Wandern, Eis- und Hochtourengehen, Klettern, Skibergsteigen oder Klettersteiggehen sind – meistens wird bei anspruchsvoller Bergen eine Mischform aus verschiedenen Disziplinen nötig sein. Beispiel: Großglockner – Wandern oder Skitour, leichter Klettersteig, Eis-/Hochtour, (leichte) Kletterei. Warum werden Hochtouren nur im Nachsatz hinterhergeschoben? Besser: „*Bergsteigerinnen und Bergsteiger sind unterwegs auf Bergwanderungen, begehen Gletscher und kombinierte Touren. Das Spektrum reicht von leichten Wanderungen bis zum Hochtourengehen, dem Begehen von Firn- und Eiswänden sowie dem Expeditionsbergsteigen.*“

„*Klettern*“: Klettersteiggehen kann man nicht in eine Schublade mit Klettern stecken. Sowohl die koordinativen, sicherungstechnischen als auch die mentalen Anforderungen sind komplett andere. Da das Klettersteiggehen mit einem erheblichen Eingriff in die Natur verbunden ist und dazu auch immer neue Wände erschlossen werden, sollte es nicht als Teildisziplin des Kletterns, sondern als eigenständige Disziplin gesehen werden, von der sich der Einzelne dann auch leichter distanzieren kann, denn niemand wird alle Bergsportarten begeistert unterstützen.

„*Wandern ist das Begehen von (markierten) Wegen und Pfaden.*“: Wandern setzt kein markiertes Wegenetz voraus. Daher besser: „*Wandern ist das Begehen von markierten oder unmarkierten Wegen und Pfaden oder in Ausnahmefällen auch von weglosem Gelände, sofern keine passende Infrastruktur vorhanden ist.*“

„*Beim Skibergsteigen steigt man mit Skis auf und fährt auf Skis ab. Skibergsteigen ist eine Mischung aus Wandern, Bergsteigen und alpinem Skilauf. Der alpine Skilauf ist dabei eine wichtige Basis für das Skibergsteigen. Als Wettkampfsport wird das Skibergsteigen als Einzel-, Team, Vertical- oder Sprintwettbewerb ausgetragen.*“: Gegenüber anderen Spielformen sehr dürtig – Vorschlag: „*Das Skibergsteigen ist eine Fortbewegungsart im winterlichen Gebirge unter Zuhilfenahme von Tourenski. Der Aufstieg erfolgt mit Ski und Steigfellen, apere oder schwierige Passagen werden die Ski getragen, abwärts fährt man so weit möglich mit den Ski. Das Skibergsteigen differenziert sich*

zunehmend in mehrere Teildisziplinen. Beim Skitourengehen (im Gelände oder entlang von Skipisten) stehen konditionelle und skifahrerische Aspekte oder das genussreiche Unterwegssein im winterlichen Gebirge im Vordergrund. Beim Skialpinismus geht es um bergsteigerische Herausforderungen im Winter, die Gipfel, Überschreitungen, Durchquerungen oder die Befahrung (oft anspruchsvoller) Flanken und Steilwände zum Ziel haben. Anstatt Tourenski werden gelegentlich auch Snowboards verwendet, wobei der Aufstieg dann mit einem Splitboard oder mit Schneeschuhen erfolgt. Daneben wird Skibergsteigen auch als Wettkampfsport in Einzel-, Team-, Vertical- oder Sprintwettbewerben ausgetragen.

Den „alpinen Skilauf“ muss man hier nicht erwähnen, er ist nicht zwingend eine nötige Basis. Ähnlich wie das Klettern in Hallen kann es als Training fürs Skibergsteigen dienen, muss aber nicht. Es wird ja nachfolgend ohnehin aufgeführt und man muss ihm nicht mehr Raum geben als nötig.

i) Zu Seite 17

„Unter der alpinen Infrastruktur werden die Schutzhütten, Wege, gesicherte Steige/ Klettersteige und Kletterrouten subsumiert.“: Der Begriff Schutzhütten trifft es schon lange nicht mehr. „Unterkunftshäuser und Schutzhütten“ wäre passender.

„Steige und Klettersteige“: sollte man auch trennen. Vorschlag: „Unter der alpinen Infrastruktur werden die Unterkunftshäuser und Schutzhütten, Wege, (gesicherte) Steige, Klettersteige und Kletterrouten subsumiert.“

Bei der „außeralpinen Infrastruktur“ müssten dann konsequenterweise auch die Mittelgebirgs-Kletterrouten aufgeführt sein.

j) Zu Seite 19

„By fair means“ heißtt ohne Hilfsmittel, also beispielsweise eine Anreise mit dem Rad. Die Anreise mit der Bahn wäre zwar ökologisch lobenswert aber schon nicht mehr „by fair means“. Der Begriff sollte hier nicht umgedeutet werden. Wenn sich der DAV für Bergsport „by fair means“ ausspricht, müsste er den motorisierten Individualverkehr ablehnen. Bei den Positionen sollten ein Verzicht auf motorisierte Aufstiegshilfen wie Hubschrauber für Skifahrer, Autotransport von downhill-Gefährten, Pedelecs statt MTB erwähnt werden. Außerdem fehlen die regionalen Besonderheiten (z.B. Elbsandstein, Adrspach, etc.).

k) Zu Seite 21

„Verantwortung kann am Berg übergeben werden, z.B. von Geführten an den Führer oder die Führerin“: Verantwortung kann am Berg nur in sehr beschränktem Maße übergeben werden! Hier muss unbedingt drauf hingewiesen werden, dass immer ein Rest Eigenverantwortung bleibt!

l) Zu Seite 26

In wie weit gilt der "by fair means" Gedanke für den Leistungssport?

m) Zu Seite 27

„Klettern und Skibergsteigen ins Olympische Programm“: Diesen Punkt lehnt die Sektion Bayerland im Einklang mit den Beschlüssen der Hauptversammlung zu der Olympiade in München 2022 ab. Der Konflikt mit dem Schutz der Bergwelt muss in diesem Kapitel erwähnt werden.

Olympische Spiele sind heutzutage eine Großkommerz-Veranstaltung und der DAV hat sich gegen eine solche in Bayern ausgesprochen, daher sollte er konsequenterweise auch den Mut haben, sich gegen Klettern und Skibergsteigen als olympische Sportart auszusprechen. Klettern an Kunstwänden ist wie Turnen und wäre vorstellbar, allerdings ist Olympia wegen der allgemeinen nicht vermeidbaren Umweltschäden und wegen des Kommerzes sowieso abzulehnen. Klettern, an

Naturwänden, und Skibergsteigen sollen keinesfalls ins olympische Programm. Das entspricht auch der Beschlusslage der Hauptversammlung, dass Klettern nach Olympia verfolgt werden soll, Skitouren aber eben nicht! Andere bergsportliche Großveranstaltungen im Alpenraum sind auf Grund der unvermeidlichen Umweltschäden ebenfalls sehr kritisch zu sehen.

n) Zu Seite 28

Wettkämpfe an Naturfelsen sind abzulehnen. An Wettkämpfen die Mindeststandards nicht einhalten nehmen DAV Athleten nicht teil.

o) Zu Seite 32

„Der Bergsportler benötigt auf Hütten keinen übertriebenen Luxus. Einfache Hütten und Biwakschachteln sind dem Bergsportler willkommene Schutzräume, von denen aus die bergsportlichen Aktivitäten gestartet werden.“: Der Ausbau der Hütten zu Hotels sollte gestoppt werden. Das Wort „übertriebenen“ ist in jedem Fall zu streichen.

p) Zu Seite 37

„Klettern als Motor der Bergsportentwicklung“: Der komplette Abschnitt 6.17 ist am Thema vorbei. Klettersteiggehen ist nicht Klettern! Und wenn das der Motor für die Entwicklung des Bergsports sein soll, dann fährt das Gefährt aber in die völlig falsche Richtung. Man sollte ein eigenes Positionspapier zum Klettersteiggehen und v.a. zur Erschließung von Klettersteigen machen. Die Sättigungsgrenze an Klettersteigen ist schon lange erreicht, allerdings wurden noch nie so viele Klettersteige gebaut wie die letzten paar Jahre. Wenn der DAV hier nicht klar bremst, wird deren Zahl weiterhin stark(!) zunehmen. Der DAV sollte das Klettersteiggehen nicht propagieren, da er durch „Anerkennung“ die Touristikverbände und Gemeinden zu neuem Ausbau animiert.



Ehrenvorsitzender Prof. Dr. Walter Welsch
Reitmorstr. 50, 80538 München, Tel. 089/6097652, eMail: w.m.welsch@t-online.de

Stellungnahme zum Grundsatzprogramm Bergsteigen des DAV

Der Entwurf des Grundsatzprogramms des Deutschen Alpenvereins lässt wesentliche Aspekte, die für ein Grundsatzpapier bedeutsam sind, vermissen.

Im Wesentlichen sind dies ein systemischer Ansatz, eine klare Strukturierung, eine saubere Trennung unterschiedlicher Elemente und Faktoren, die Definition der spezifischen Terminologie, die unnötige, ins Letzte gehende Aufgliederung einzelner zeit- und modeabhängiger Bergsportelemente, die Straffung der Grundsätze des Bergverständnisses des Deutschen Alpenvereins.

Im Einzelnen:

Das System „Bergsport“ ist komplex. Die erste Aufgabe besteht darin, eine klare Definition von „Bergsport“ zu formulieren, um „Bergsport“ von anderen Systemen zu trennen, mit denen „Bergsport“ Berührungs punkte hat. Innerhalb des Systems „Bergsport“ sind dessen einzelne Elemente miteinander verzahnt.

Ziel ist zunächst eine Strukturanalyse, die die einzelnen Komponenten außerhalb und innerhalb des Systems „Bergsport“ zusammenstellt und aufbereitet. Je genauer die Strukturanalyse erfolgt, desto zielgerichteter können die Eigenschaften, die das System und seine Elemente bestimmen, genannt und die Anforderungen, die daran zu richten sind, festgelegt werden.

Nicht zuletzt ist es wichtig, die spezifische Terminologie zu analysieren und zu definieren, die verwendet wird, wie etwa alpine Gefahren, Risiko, Restrisiko, Unsicherheit, Risikomanagement, Kompetenz im Allgemeinen, soziale Kompetenz, Entscheidung unter Unsicherheit u.a.

Systeme, mit denen das System „Bergsport“ Berührungs punkte hat, die aber auch für Elemente innerhalb des Systems von Bedeutung sind, sind zum Beispiel allgemeiner, nicht-bergsportlicher Tourismus, Landschafts- und Ölandsschutz, Naturräume vs. Bergs präume, Klimawandel, systemgerechte Bildung und Ausbildung, gesundheitliche Aspekte, Erlebnisvielfalt, Selbstständigkeit und Organisation u.a.

Elemente innerhalb des Systems „Bergsport“:

Bergsteigen (Hochtourismus, Bergwandern);

Klettern (alpines Klettern, Sportklettern im Naturraum, in künstlichen Anlagen);

Ski- und Schneesport aller Art;

Kundfahrten und Expeditionen;

Sonderformen (Mountainbiken, Klettersteiggehen).

Grundsätze und Bergverständnis des Deutschen Alpenvereins (gestrafft).

Es wird empfohlen, das Grundsatzprogramm Bergsport des DAV unter Beachtung der derzeit gültigen Beschlusslage in Gänze zu überarbeiten oder neu zu formulieren. Es wird empfohlen, den gegenwärtigen Entwurf in der Hauptversammlung des DAV im Herbst 2016 zurückzuweisen.

09.05.2016, gez. W. Welsch



*Nebelstimmung an den Drei Zinnen –
Sind sie nur ein Sportgerät zum Kräftemessen?*

Sport oder Steigen?

Andi Dick

Gedanken zu einem Dauer-Konfliktthema, anlässlich der Verabschiebung des neuen DAV-Grundsatzprogramms Bergsport. Eigentlich ist alles schon längst gesagt: „Ich schicke voraus, dass das Bergsteigen nach meiner Ansicht ein echter Sport ist. ... Ich sehe nicht ein, warum und wo man das Bergsteigen anders einordnen sollte. Das Spiel ist gewonnen, sobald man den Gipfel erreichte. Wer vorher umkehren muss, hat verloren.“ Sir Leslie Stephen (1832–1904) hat das gesagt, bedeutender englischer Historiker und Literat, Erstbesteiger unter anderem von Schreckhorn, Bietschhorn und Zinalrothorn in den 1860er Jahren. Ein klassischer „Bergsteiger strenger Prägung“ also. Eine Instanz. Wozu noch streiten?



An der Tiefkarspitze im Karwendel – „Bergsteigen in Reinform“

„Bergsport ist mehr als Sport“ hört man statt dessen noch heute oft. Und vor allem: „Bergsteigen ist der Kern des Alpenvereins, nicht Bergsport!“ In den letzten Jahren haben sich um diese Thesen immer wieder Diskussionen entzündet: bei der Neuformulierung des DAV-Leitbilds etwa und bei der Arbeit am „Grundsatzprogramm Bergsport“, das von der Hauptversammlung 2016 verabschiedet wurde. Auch die Sektion Bayerland hat sich dabei intensiv engagiert – unter anderem für den Begriff Bergsteigen statt Bergsport.



Mixedklettern auf Turf (gefrorenem Gras) – am Herzogstand

Dabei mag es zuerst einmal um den Versuch gehen, ein schwammiges Kontinuum diverser steiler Aktivitäten durch Begriffe klar zu differenzieren. So findet die Kerndisziplin Klettern heute nicht mehr nur am Fels statt, sondern auch im steilen Eis, in gefrorenem Gras, aber auch an Brücken (Building), Gebäuden (Parcours) und natürlich an künstlichen Kletteranlagen. Kann man Klettern dann noch als „Berg“Sport bezeichnen? Vielleicht, wenn man argumentiert wie das neue Grundsatzprogramm: „Auch künstlich angelegte Strukturen wie z.B. Kletteranlagen können in einem metaphorischen Verständnis als Berge bezeichnet werden.“ (Wozu ein Freund und Ex-Bayerländer treffend anmerkt, dann könnte man einen Penis auch metaphorisch als Vagina bezeichnen, weil sie ähnlichen Zwecken dienten.)

Schwierig ist es mit Begriffen. Einerseits kann man die Argumentation des Grundsatzprogramms nachvollziehen: „Mit diesem modernen Begriff [Bergsport] lässt sich heute die Vielfalt des Sport- und Bewegungsverhaltens in den Bergen beziehungsweise die Vielfalt der Bewegungsformen, die sich aus dem Bergsteigen entwickelt haben, deutlich besser erfassen“, und: „Das Bergsteigen ist als eigenständige Disziplin bestehen geblieben – unter dem Dach des Bergsports.“ So gesehen, ist Bergsport alles, was irgendwie aufwärts strebt; das Bergsteigen dann eine Spezialität, die in alpinem Gelände gehobenen Anspruchs stattfindet. Mit einer weiteren Unter-Disziplin, dem Alpinismus, der für das Bergsteigen an großen Gipfeln steht, bis hin zu den Bergen der Welt: „super alpinism“ im englischen Sprachgebrauch.



Eiger Nordwand, das große Ziel des „echten Bergsteigers“

Genau so gut kann man die Begriffe aber von einer anderen Seite aufdröseln. So steht sogar noch im aktuellen Leitbild der Satz: „Die Kernaktivitäten des DAV sind Bergsport, Bergsteigen und Alpinismus.“ Dabei wird Alpinismus definiert als: „sämtliche Aktivitäten, die im Zusammenhang mit dem Besteigen, Erleben, Erkunden, Darstellen und Bewahren der Berge und Bergregionen stehen“. Bergsteigen wäre dann eine Unterdisziplin des Alpinismus, bei der es ums konkrete Tun geht. Und von Bergsport könnte man reden, wenn man das Bergsteigen mit primär sportlichen Ambitionen betreibt, mag heißen tendenziell leistungsorientiert.

Also was denn nu? Sind Bergsport und Bergsteigen vielleicht ein untrennbares Paar, ein Dualismus – wie der Welle-Teilchen-Dualismus der Quantenphysik: Erst die Messung, der Blick des Beobachters, entscheidet darüber, ob man atomare Vorgänge als Wellenphänomen oder als Interaktion zwischen Teilchen wahrnimmt. Und nur der Kontext eines Gesprächs bestimmt, ob Bergsteigen als eine Disziplin in der Vielfalt des Bergsports gesehen wird oder ob die Aktivitäten eines Bergsteigers als Sport wahrgenommen werden. Schafft vielleicht erst der Versuch, Begriffe zu trennen, die Misere und den Konflikt? Führt die Diskussion ins Leere, ist sie ein unnötiger Kampf um Wörter? Ist es also letztlich nicht vielleicht egal, was da geschrieben steht?

Nicht ganz. Denn Wörter entstehen nicht nur durchs Denken und Schauen: Sie beeinflussen es auch. Und sie stehen symbolisch für Grund-einstellungen, die ihrerseits das Verhalten leiten – von Einzelnen wie von Verbänden. Deshalb scheint es durchaus sinnvoll, die Begriffe ein bisschen näher zu betrachten. Dann fühlen wir beim Wort „Bergsteigen“ das große alpine Gelände, den Sog der Tiefe, den Kitzel des sorgfältigen Bewegens, die Verantwortung für das zerbrechliche Leben bei jedem Schritt, jedem Griff – und darunter die romantische Seele unseres Tuns, den Geist der Bergvagabunden, den Rauch des Lagerfeuers, den Klang der Lieder... In kaum einer anderen Sportart dürfte das Potenzial so groß sein, Werte zu erleben, Erfahrungen zu machen, die ein Leben bereichern und bis ins Alter hinein spannend halten. Dagegen mag der Begriff „Sport“ Assoziationen zu Schulturnhallen wecken, vom Geruch nach saurem Schweiß und Käsefüßen durchweht, und immer kommt man beim Wählen als letzter dran.

Kein Wunder, dass vielen der Satz „Bergsteigen ist mehr als Sport“ leicht über die Lippen kommt. Man kann sich ja schwerlich vorstellen, dass sich, sagen wir beispielsweise: ein paar Gewichtheber irgendwo in Aserbaidschan treffen, um miteinander etliche Kilo Eisen zu stemmen und danach in der Turnhalle zusammenzusitzen, weil es dort so besonders schön ist. Dagegen schwärmen selbst Weltklassekletterer wie Pirmin Bertle von den Lagerfeuer-Abenden in Spanien, vom Gitarrespielen mit Kletterern aus



Lagerfeuer und Romantik gehören beim Bergsteigen dazu

aller Welt, die tagsüber jeder in seinem Leistungsniveau an den Felsen ihren Spaß hatten und sich spätestens abends als Gemeinschaft fühlen.

Der Satz „Bergsteigen ist mehr als Sport“ enthält aber auch eine ordentliche Portion Arroganz. Denn welcher Sport hat nicht mehr Perspektiven als nur die physische? Um das anzuerkennen, müssen wir nicht auf Sportarten wie Schach oder Angeln schauen, oder gar auf asiatische Kampfkünste, bei denen der Übergang zur Religion teilweise fließend ist. Was Sport fürs Leben bringen kann, zeigt sich sogar in einer Hardcore-Disziplin wie dem Bahnradfahren. Die zweifache Olympiasiegerin Kristina Vogel erzählte im Zeit Magazin, dass sie mit 18 nach einem schweren Unfall mit Wirbelsäulenbruch und künstlichem Koma „so schnell es ging, wieder Fahrrad fahren wollte und wollte und wollte“. Ihr Fazit: „Natürlich habe ich mir durch den Sport antrainiert, an mich zu glauben. ... Im Sport gibt es viele Situationen, in denen man das Herz in die Hand nehmen und kämpfen muss, auch wenn man am Ende vielleicht doch nicht gewinnt. Und diese Einstellung hilft einem auch im sonstigen Leben.“ Und nicht ganz unberechtigt formulierte der Deutsche Sportbund in seinem Leitbild von 2000 (noch vor dem Zusammenschluss zum DOSB), dass sein „fachlich kompetentes und vielfältiges Sportangebot ... die Generationen und unterschiedliche soziale Gruppen zusammenführt“ und damit einen „Beitrag zur aktiven Bürgerschaft und zur Lebensqualität“ leiste.

Warum also sträuben sich manche „Bergsteiger“ so gegen die Einordnung als „Sportler“? Das Eingangszitat von Leslie Stephen entstand ja nicht von ungefähr. Sein Buchtitel von den Alpen als „Playground of Europe“ lässt sich auch als Tummelplatz, Rummelplatz, Sportplatz übersetzen. Klagen über eine Versportlichung des Tuns am Berg ziehen sich seit 150 Jahren durch die Geschichte des Alpinismus, meist verbunden mit Beschwerden über Überfüllung durch inkompetente, unselbständige Konsumenten einer überbordenden Erschließung, die es nur gemütlich oder übersichert haben möchten und keinen Respekt mehr hätten vor der Natur und der eigenverantwortlichen Konfrontation mit ihren inhärenten Gefahren. „Der natürliche Charakter des Kammes ist dahin, der Grat wird mit dem Zugspitzpublikum überflutet“, schimpfte um 1905 ein Anonymus gegen den Plan, den Jubiläumsgrat mit Drahtseilen auszurüsten – und sogar der Vater der Idee, Alfred Steinitzer, schrieb in seiner Antwort: „Die Ursprünglichkeit der Alpen ist freilich zerstört und mit dem touristischen Massenbetrieb sind die alten idyllischen Zustände für immer dahin... Zu ändern ist nichts mehr daran. Die Entwicklung schreitet unaufhaltsam darüber hinweg.“

Die benutzerfreundliche Zuerichtung von Landschaften mag eine problematische Folge sein, wenn aus Bergsteigen Bergsport wird, also ein Lifestyle-Phänomen statt einer Geheimwissenschaft. Wenn Trailrunner die automatischen Zeitmess-Stationen von „meinberglauf.de“ nutzen; wenn Pistenskitourengeher für einen abendlichen Aufstieg zur Skihütte Drehmöser 9 nach Dienstschluss nach Partenkirchen fahren; wenn (E-)Mountainbiker ihre Trial-Skills auf schmalen Bergwegen erproben wollen und Raumprobleme mit Wanderern entstehen; wenn Gruppen junger Smartphone-User ihren Internet-Tracks hinterherhappen.

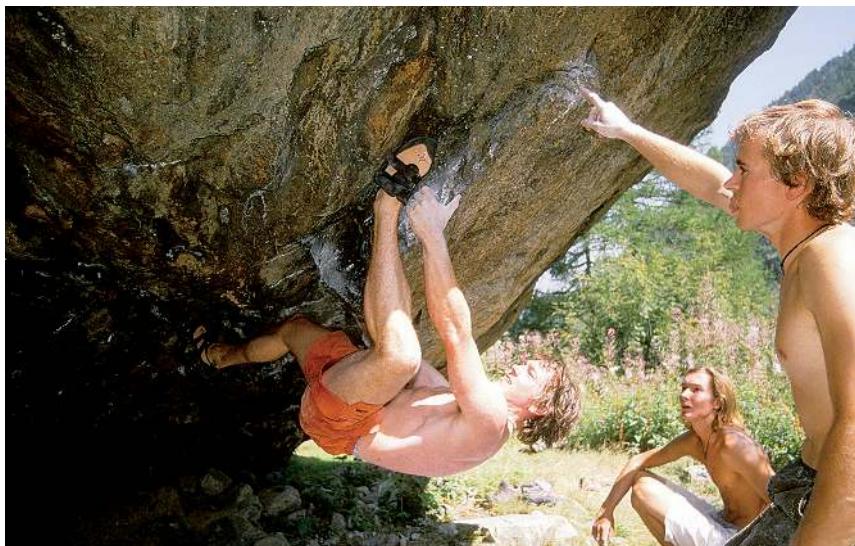


*Wandern als Massenbewegung und Event:
ein modernes Phänomen?*

Es wird eine spannende Aufgabe für die Alpenvereine sein, die vielen, auch jungen Menschen, die derzeit neu in die Berge strömen, an die Hand zu nehmen. Und ihnen neben Online-Tourentipps auch Kompetenzen und Werte zu vermitteln, von Selbsteinschätzung und Gefahrenbewusstsein bis hin zu Rücksicht auf Natur und Menschen. Mit Kampagnen wie „Draußen ist anders“ (Kletterhalle – Naturfels), „Skitouren auf Pisten“ oder „Natürlich auf Tour“ bemüht er sich darum.

Dabei werden die Alpenvereine auch immer innere Konflikte auszutragen haben, mehrere Seelen unter der Edelweißbrust aussöhnen müssen. Denn zum einen sind auch sie beteiligt an der Weiter-Erschließung der Alpen: Hütten müssen die Erwartungen moderner Gäste (Zimmer, Duschen, WLAN...) zumindest teilweise erfüllen, wenn sie nicht zu Investitionsruinen werden sollen. Geländeveränderungen durch den Klimawandel fordern immer aufwändigere Baumaßnahmen für Wege, Ver- und Entsorgung (Hängebrücken, Wasserkraftwerke). Und wenn Gletscher schmelzen und Berge bröckeln, wird man vielleicht neue Tourenziele in Form von Klettersteigen schaffen müssen. Angesichts solcher Bauherrentätigkeit ist es schwierig, differenziert gegen touristische Erschließung zu argumentieren.

Zumal da Sektionen sich gut vernetzen müssen, mit Politikern und anderen Akteuren am Sektionssitz und im Arbeitsgebiet in den Alpen. Dann fällt es vielleicht schwer, dem Stammtischbruder ins Geschäft zu pfuschen; gegen eine Aussichtsplattform an der Seilbahn zu protestieren, mit der das Material für die Wegesanierung transportiert wird; ein Wasserkraftwerk ablehnen, wenn der Grundeigentümer das Zufahrtsrecht zur Sektionshütte entziehen könnte...



Bouldern – modern und doch uralt, Leistung pur und total sozial

Zum anderen bedeuten viele Mitglieder (sport-)politisches Gewicht und Anerkennung im Heimatort (wo viele Sektionen dank urbaner „Berge“, also Kletterhallen, stärker als sozial wirksame Kraft und als Ansprechpartner etwa für Schulen wahrgenommen werden). Und sie bringen Geld in die Kassen, höchst willkommen für die Pflege des teils überalterten Hüttenbestandes. Die neuen Mitglieder kommen aber auch mit den Ansprüchen der Kunden eines Sport-Anbieters, die erfüllt werden wollen, und nicht unbedingt mit der Bereitschaft, sich als Teil einer Gemeinschaft allmählich sozialisieren zu lassen. Wer einen Kletterkurs in der Halle bucht und obendrein noch 20 Euro Eintritt zahlen muss (die Hälfte einer Skilift-Tageskarte, ein Drittel eines DAV-Jahres-Mitgliedsbeitrags), der erwartet professionelle Betreuung. Trainer, die diese Kurse jeden Dienstag abend leiten, machen das nicht wie viele Tourenleiter rein aus Freude an der Tour, son-

dern durchaus auch als Job – und erwarten zu Recht eine Bezahlung für die immer gleiche Arbeit. So entsteht eine Zweiklassengesellschaft unter den „ehrenamtlichen“ Ausbildern der Sektion; ein Problem, für das noch keine Lösung in Sicht ist. Genauso wenig wie für das wachsende Gewicht der Hallengäste in Sektionen. Sie sind über Plakate leicht mobilisierbar, etwa wenn es einmal um die Entscheidung gehen sollte, ob die Halle ausgebaut werden soll oder die marode Sektionshütte... Zukunftsmusik? Auf jeden Fall hat der DAV schon jetzt typische Probleme eines Sportverbands am Hacken, durch seine Kletteranlagen wie durch die touristische Entwicklung der „Bergsport“-Disziplinen.

Noch mehr Konfliktpotenzial wahrscheinlich steckt in einem anderen Aspekt von „Sport“: dem Wettkampf. Der ist gewiss nicht seine wichtigste Facette. Jeder Sport kann, genau wie das „Bergsteigen“, auch nur aus Gründen wie Gesundheit, Spaß und Gemeinschaft betrieben werden – wie etwa von den rund 800.000 Menschen, die jährlich das Deutsche Sportabzeichen erwerben. Wobei die vermutlich durchaus ihr Tun als „Sport“ bezeichnen würden (ähnlich wie Trailrunner und Hallenkletterer) – während das typische, altgediente DAV-Mitglied auf dem Gipfel des Hirschbergs wohl sehr verdutzt dreinschauen würde, bezeichnete man es als „Sportler“. Für die „klassischen Alpenvereinler“ ist Bergsteigen Freude, Gewohnheit, Lebensinhalt. Auch wenn es der wissenschaftlichen Definition von Sport entsprechen mag.

Doch der Wunsch, seine Fähigkeiten auszuleben, seine Grenzen zu er tasten und zu erweitern, der steckt wohl in jedem Menschen, auch wenn er oder sie nur auf „breitensportlichem“ Niveau unterwegs ist. Und Freude und Stolz auf die eigene Leistung sind berechtigte, schöne Gefühle, kein Grund zur Scham. Wer noch nie mit einem inneren Lächeln vermerkt hat, den Hausberg fünf Minuten schneller bestiegen zu haben, werfe mit Steinen. Dann ist es auch kein weiter Weg mehr, den Vergleich nicht nur mit sich selbst, sondern auch mal mit anderen zu suchen.

Leistungsbewusstsein und Wettkampf waren seit dem „Goldenen Zeitalter“ der 1860er Jahre im Alpinismus stets präsent. Vielleicht sogar schon früher, als Mont Aiguille (1492), Großglockner (1800) und Ortler (1804) zu nationalem Ruhm erobert wurden. Spätestens aber am 14. Juli 1865, als Edward Whymper vom Gipfel des Matterhorns Steine auf seinen Ex-Freund, -Führer und Konkurrenten Jean-Antoine Carrel hinabwälzte, der am gleichen Tag die Erstbesteigung über den Liongrat

versuchte. Oder 1935, als sich Cassin und Ratti an den Deutschen Hintermeier und Meindl vorbeischlichen, um die Nordwand der Westlichen Zinne erstzugehen. Und in den 1970er Jahren war es nicht nur unter Innsbrucker Extremkletterern üblich, um die schnellsten Begehungszeiten brüchiger Karwendelrouten zu wetteifern, weil die fehlende Alternative des Freikletterns (das erst Ende der 70er salonfähig wurde) keinen anderen Exzellenzbeweis erlaubte.

Auch am expliziten, organisierten Wettkampf fanden viele Bergsteiger Freude. Natürlich nicht im Bergsteigen, das gab es nur in der Sowjetunion, aber beispielsweise im Skifahren. Lionel Terray etwa trainierte sogar die französische Skinationalmannschaft, Paula Wiesinger wurde 1932 Abfahrts-Weltmeisterin. Lynn Hill turnte, bevor sie zum Klettern fand, auf überregionalem Niveau.

So entwickelten sich parallel zur Leistungssteigerung im Sportklettern auch Kletterwettkämpfe, zuerst noch an Naturfels, heute umweltfreundlicher und sportlich fairer durchführbar an künstlichen Anlagen. Wer dabei gut abschneiden will, muss gezielt trainieren. Das ist kein Schaden: Denn ein hohes Niveau bedeutet, wie Robert Jasper anmerkt, Sicherheit und Reserve für schwierigste Routen im Alpinismus. Viele, die in ihrer Jugend Wettkämpfe mitgemacht haben, inspirieren nun die klassischen Disziplinen. Alex Megos steigt, wohin er auch kommt, die härtesten Felsrouten – und lebt dabei den Bergvagabunden-Spirit der Freikletter-Community. David Lama faszinierte mit der freien Begehung der Kompressorroute am Cerro Torre und versuchte sich an der gruslichen Masherbrum-Nordwand; durch und durch professionell, durch und durch ein im besten Sinn wahnsinniger Bergsteiger, der rund um Innsbruck gruslige Mixedsolos und Steilabfahrten macht, ohne groß darüber zu berichten, einfach weil es in ihm steckt.

Kein Berg-Artikel derzeit kommt ohne Adam Ondra aus: Für ihn sind Wettkämpfe und Bergsteigen keine Widersprüche, sondern Spiel-Optionen, die er je nach Lebenslage betreibt. Während seines Studiums hatte er keine Zeit für Langfrist-Projekte am Fels, aber zum Trainieren, und gewann 2014 die WM im Lead und im Bouldern. 2016 hatte er sein Studium fertig und wiederholte in überlegenem Stil die schwerste Mehrseillängenroute der Welt, die Dawn Wall (1000 m, XI) am El Capitan. Nahm aber, allgemein gut in Form, vorher noch an der WM in Paris teil und gewann im Lead, im Bouldern wurde er knapp geschlagen Zweiter.



Rockmaster 2009 in Arco: Auch beim Bouldern schauen viele Leute zu

„Im Wettbewerb schauen, wie weit ich komme mit dem, was ich kann“, so in etwa beschrieb Jan Hojer seine Motivation zum Leistungsvergleich, mit der er 2014 den Gesamtweltcup und 2015 die Europameisterschaft im Bouldern gewann. So betrieben, ist Wettkampf „gut“: das Spiel des Vergleichs mit anderen – wobei man sich selbstverständlich Mühe gibt, wie bei jedem Spiel und überhaupt im Leben; würde man sein Potenzial nicht komplett auspacken, wäre es der halbe Spaß.

Die Kehrseite des Vergleichs beschrieb 2016 Sachi Amma, häufig auf Spitzenplätzen im Lead-Weltcup, aber einer der ausgedörrtesten Hungerhaken der Szene. Nachdem er noch 2015 sein Ziel verwirklicht hatte, zehn 9a(XI)-Routen in einem Jahr zu klettern, kündigte er seinen Rückzug von der extremen Leistungsorientierung an: „Ich kann mich nicht als bessere Person empfinden, indem ich mich mit anderen Kletterern vergleiche ... Du wirst nie befriedigt sein, nur weil Du besser bist als andere. Die wesentlichen Probleme werden nur zugedeckt und sind noch da ... Wettbewerb ist ein sehr guter Weg, sich selbst kennenzulernen ... aber der Vergleich mit anderen gibt dir nie wirkliches Glück.“

Unter anderem solche Gedanken dürften die Skepsis der Alpenvereinsjugend (JDAV) geschürt haben, die sie lange gegenüber dem leistungs-

orientierten Bergsport und dem Wettkampfwesen hegte. 2013 dann rang sie sich zu einem „Ja, aber“ durch. „Ja“, Wettkämpfe auch im Bergsport können das Leben und die Entwicklung junger Menschen positiv beeinflussen. Aber:

- ▶ Leistungskader dürfen keine Sackgasse sein; eine Rückkehr in die „normale“ Jugendgruppe muss möglich sein, idealerweise haben Kader und sonstige Gruppen ständige Berührungspunkte.
- ▶ Doping widerspricht dem Geist des Sports und gefährdet die Gesundheit, hat also im Wettkampf – und auch sonst – nichts verloren.
- ▶ Wettkämpfe sollen der Realität der Sportart entsprechen.
- ▶ Und im Vordergrund müssen die Athletinnen und Athleten stehen. Ihre Interessen und ihre Gesundheit. Nicht die Medaillengier von Funktionären und Förderrichtlinien.

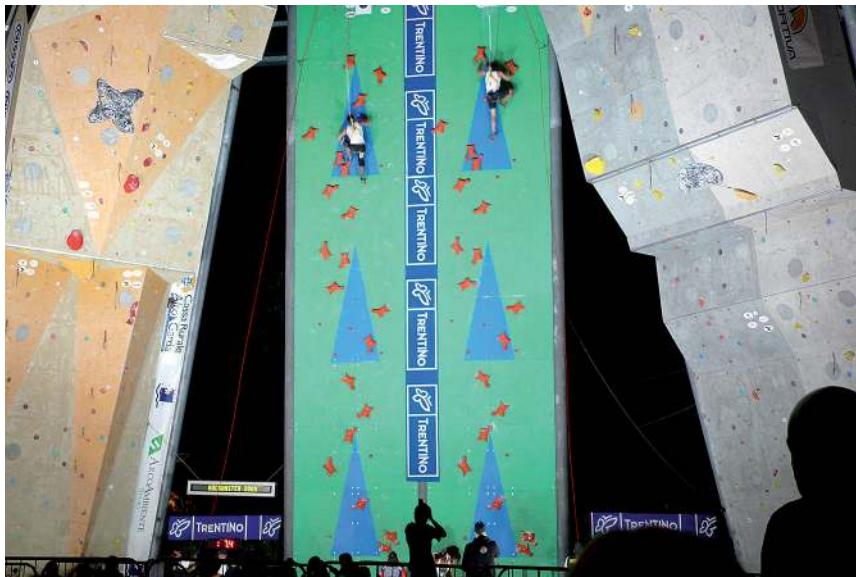
Mit dieser Grundhaltung engagierte sich die JDAV in der Diskussion um das aktuelle DAVGrundsatzprogramm Bergsport. Dessen Aussagen zum Thema Wettkampfsport sind derzeit unter dem Gesichtspunkt „Olympia“ besonders genau zu betrachten. Denn was die DAV-Hauptversammlung schon vor Jahren als Ziel guthieß, wird 2020 Wirklichkeit: In Tokyo werden olympische Medaillen im Klettern vergeben. Und damit gerät es als Wettkampfsport in den Einflussbereich des Internationalen Olympischen Komitees (IOC), das bekanntlich nicht von allen Beobachtern als Gemeinschaft integrierer Idealisten wahrgenommen wird. Zwar textet der DOSB zum Thema „Olympische Erziehung“: „Olympische Werte wie Leistung, Respekt und Freundschaft prägen den Sport und spielen auch im Alltag eine wichtige Rolle. Sie sind grundlegend für den sportlichen Wettkampf rund um den Globus und für viele Athletinnen und Athleten sogar Antrieb und Motivation.“

Wie viel diese olympischen Werte heute „wert“ sind, ist aber fraglich. Schließlich hatten schon die alten Griechen, Erfinder der Olympischen Spiele, den Satz „Gesunder Geist in gesundem Körper“ ironisch gemeint. Schon damals war Sport auch Kommerz: wurden Wettkämpfer wie Gladiatoren gesponsert, finanziert und quasi beruflich trainiert – und anscheinend hat nicht immer viel Hirn zwischen den Muskelbergen herausgeschaut. Immerhin formuliert der DAV etwas distanzierend, dass „mittlerweile Kommerzialisierung und Gigantismus die olympische Idee verzerrt haben“ –

unterstellt aber trotzdem, dass „die Olympischen Spiele nach wie vor eine große Strahlkraft“ besitzen.

Eine Position im Grundsatzprogramm heißt: „Der DAV ist der Auffassung, dass die Sportarten Klettern und Skibergsteigen eine Bereicherung des Olympischen Programmes darstellen. Das „Format“ und Regelwerk soll dabei attraktiv, aber auch authentisch im Sinne der Traditionen der Disziplinen sein.“ Schön geschrieben – doch wird es in Tokyo nur einen einzigen Medaillensatz zu gewinnen geben, voraussichtlich eine Overallwertung aus den drei Disziplinen Lead, Bouldern und Speed. Und ob das heutige Speedklettern eine „authentische Tradition“ verkörpert, darüber wird in der Kletterszene erbittert diskutiert, mit deutlich negativer Tendenz.

Auch dass die Aktiven im Vordergrund stehen werden, ist nicht unbedingt sicher. So stand im Entwurf des Programms das Ziel, dass „DAV-Athletinnen und -Athleten dauerhaft in der internationalen Spitz vertreten sind.“ Nichts da mit „ich schau mal wie weit ich komm mit dem Ergebnis meiner besten Bemühungen“. Ein für den „Geist des Sports“ zentraler Wert heißt Fairness. Dazu gehört auch verlieren zu können. In den Livestreams beim Kletterweltcup 2016 wurden häufig Teilnehmer



Speedklettern (Arco 2009): ein attraktives Format für Olympia?

nach ihrem Auftritt interviewt – und regelmäßig war sinngemäß zu hören: „Ich hab alles gegeben, was ich konnte, deshalb bin ich zufrieden.“ Darin schwingt auch die Bereitschaft mit, zu sagen: „... aber der andere war heute einfach besser.“ Wann hat man jemals einen solchen Satz von einem Spitzensport-Funktionär gehört? Zum Beispiel im Fußball? Die feuern lieber den Trainer (oder fragen hinter den Kulissen den Mannschaftsarzt nach Pillen und Spritzen, sicher nicht nur in Russland...).

Ein „gesunder“ Leistungssport soll den Menschen, die Freude an Leistung haben, dabei helfen, das Beste aus sich herauszuholen. Wenn Talent und Training für Wettkampferfolge reichen, schön. Wenn nicht, muss das akzeptiert werden und nicht als schuldhaftes Versagen verurteilt. Viele Funktionäre allerdings scheinen sich nicht am Bewusstsein zu erfreuen, dass sie jungen Menschen über sich hinauszuwachsen helfen – eher wirken sie gierig nach Erfolgen, die sie sich selber stellvertretend ans Revers stecken können. Als ob in der DOSB-Vollversammlung derjenige der tollste Hecht wäre, dessen Sportverband die meisten Titel einfährt.

Wenn man beobachtet, wie im deutschen Olympiaspot derzeit Fördergelder und auch Wertschätzung von der Erfüllung funktionärsbestimmter Medaillenvorgaben abhängen, mag man dem DAV vielleicht eher empfehlen, Olympia auf kleiner Flamme zu fahren. Also das bisherige System durchaus zu optimieren, wo es sinnvoll ist, aber zu den Olympischen Spielen nur ein herausragendes Talent zu schicken (bestens gefördert und trainiert), wenn es denn eines gibt – statt mit riesigem Aufwand und viel Frustration- und Konfliktpotenzial ganz Deutschland nach dem nächsten Ondra zu durchkämmen.

Olympia ist die Facette, wo „Sport“ und die klassischen Traditionen des Bergsteigens am brisantesten aufeinanderprallen. Das klarste Beispiel für ein Konfliktpotenzial, das auch im Grundsatzprogramm Bergsport skizziert ist: Deutschlands traditionelles Sportverständnis sei geprägt „von der Erreichung von Leistungszielen, der Dominanz von Sportorganisationen und einem festen Regelwerk. Diese Merkmale stehen im Gegensatz zu den prägenden Merkmalen des klassischen Bergsteigens, in dem Freiheit, Selbstständigkeit und Verantwortung an oberster Stelle stehen.“ Ob es der DAV schafft, ob er es überhaupt will, diese Werte hochzuhalten und weiterzuleben, statt sich an den Tisch der Großfunktionäre zu quetschen und um die Fördergeld-Fleischtöpfe zu drängeln, da kann man nur hoffen.

Oder man kann versuchen, etwas dafür zu tun – so wie sich die JDAV engagiert hat. Gerade die kleine Sektion Bayerland hat das schon oft versucht, mit Stellungnahmen (auch zum Grundsatzprogramm Bergsport) und mit Wortmeldungen auf der DAV Hauptversammlung. Ob es sich lohnt, weiter gegen den Begriff „Bergsport“ Front zu machen, also um Wörter und Begriffe zu streiten, mag bezweifelt werden. Auf jeden Fall lohnt es sich, gegenzuhalten gegen sportlich geprägte Geisteshaltungen und Entwicklungen, die wertvolle Traditionen gefährden können. Also streitbar zu sein gegenüber den Konsequenzen, die sich ergeben können, wenn unser Tun in der Unehbene ausschließlich als Sport betrachtet würde.

Denn Bergsteigen ist ganz gewiss ein Sport, da hat Sir Leslie Stephen Recht. Aber jeder Bergsport ist – wie viele andere Sportarten – auch unendlich viel mehr als nur Sport.

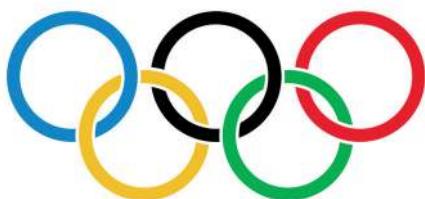


„Super Alpinism“: Bergsteigen in Alaska, im Hintergrund der Mount Hunter

Anmerkung: Ich möchte klarstellen, dass ich diesen Beitrag als Mitglied der Sektion Bayerland und nicht als Mitarbeiter der DAV-Bundesgeschäftsstelle geschrieben habe.

Höher, schneller, weiter: Klettern und Skibergsteigen olympisch Stellungnahme der Sektion Bayerland

Till Rehm



Die Sektion Bayerland hat sich immer klar gegen Skibergsteigen und Sportklettern als olympische Disziplinen gestellt.¹ Nicht zuletzt deswegen hat der Ausschuss in seiner Sitzung am 17.10.2016 den Vorstand beauftragt, in der Hauptversammlung des DAV in Offenburg gegen das neue Grundsatzprogramm Bergsport zu stimmen. Im Entwurf hieß es dort nämlich „Der DAV ist der Auffassung, dass die Sportarten Klettern und Skibergsteigen eine Bereicherung des Olympischen Programmes darstellen.“²

Bayerland hatte in seiner Stellungnahme dazu geschrieben: „... unverständlich ist die Bestrebung, Klettern und Skibergsteigen olympisch zu machen. Den Leistungsgedanken in Ehren, aber nicht in Verquickung mit schnöder Geschäftemacherei. Griechenlands Olympia ist tot!“

Das Thema Olympia zeigt, wie schwer es dem DAV fällt, den Spagat zwischen Sportverband und Naturschutzverband zu bewältigen. Es zeigt aber auch, wo im Zweifelsfall die Prioritäten liegen.

Noch 2013 hat die Hauptversammlung des DAV die Unterstützung der Olympiabewerbung München 2022 mit großer Mehrheit der Sektionen abgelehnt. Doch bereits auf der Hauptversammlung 2015, die in Hamburg stattfand, durfte Alfons Hörmann, der Präsident des DOSB, ein langes Grußwort sprechen und für die Olympiabewerbung Hamburg 2024 werben.³ Und dies wenige Tage vor dem Bürgerentscheid in der Hansestadt zur

¹ siehe auch: 80. Bayerländer, S. 379–380.

² Das Protokoll der HV 2016 liegt noch nicht vor, der Entwurf des Grundsatzprogramms findet sich in der Einladungsschrift.

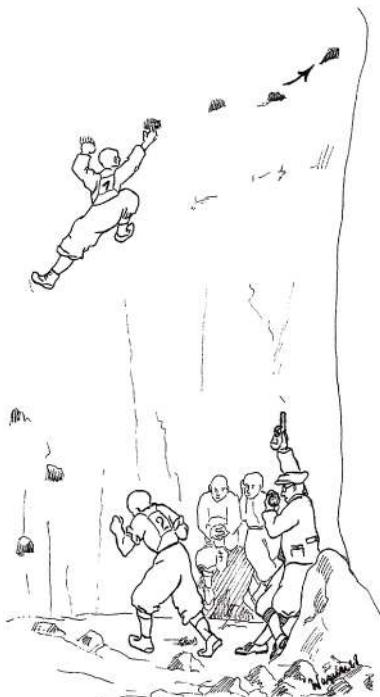
³ https://www.alpenverein.de/chameleon/public/7e5f5a98-338a-736e-e8af-ed895230595c/Protokoll-Hauptversammlung-2015_26996.pdf.

Bewerbung, die von der Bevölkerung dann abgelehnt wurde.

Riesengroß war dann der Jubel auf der Hauptversammlung 2016 in Offenburg: Klettern ist in Tokio 2020 olympisch! Passend dazu wurde das erwähnte neue „Grundsatzprogramm Bergsport“ verabschiedet, in dem sich der DAV klar zum Klettern und Skibergsteigen als olympischen Disziplinen bekennt.⁴ Nur die Sektion Gera stimmte mit der Sektion Bayeland dagegen. Passend dazu bekam der deutsche Star der Skibergsteiger-Szene Toni Palzer medienwirksam einen Ehrenpreis überreicht.

Folgerichtig ist der DAV seit dem 03.12.2016 olympischer Spitzenverband im DOSB.⁵ Wie sich das mit der Tatsache verträgt, dass der DAV auch noch ein Naturschutzverband ist? Die Antwort darauf wird sicher im Baukastenprinzip aus den Schlagworten „grüne Spiele“, „möglichst naturverträglich“, „minimaler Flächenverbrauch“ und „nachhaltig“ zusammengesetzt.

Schon im Rahmen der Diskussion um München 2020 hieß es aus dem Präsidium, man wolle „DAV-Interessen“ in die Bewerbung einbringen. Ein Schelm, wer hier an Interessen jenseits des Naturschutzes denkt.



⁴ siehe auch: 80. Bayerländer, S. 379–380.

⁵ http://www.dosb.de/fileadmin/Bilder_allgemein/Veranstaltungen/Mitgliederversammlung_Magdeburg/TOP_15_Beschluss_Zuordnung_zu_Mitgliedergruppen_MV_2016.pdf.

Wege ins Licht! Alpenvereinswege im Stresstest

Roland Stierle



Aufwändige Steiganlage

Die meisten Gipfel der Alpen waren bereits erstiegen als der Deutsche Alpenverein seine Idee von der Erschließung der Bergwelt umzusetzen begann. Noch vor dem ersehnten Bau von Hütten wurden dazu Wege ausgebaut und neue Steige errichtet.

Es ist zur Selbstverständlichkeit geworden auf unseren Alpenvereinswegen zur Hütte oder auf den Berg zu gehen. Welcher Nutzer denkt beim Begehen groß darüber nach, welcher Aufwand sich hinter dieser Infrastruktur versteckt?

Es sind überwiegend Ehrenamtliche der Sektionen, die in den Arbeitsgebieten die Wege instand halten, auf ausreichende Markierung achten und Maßnahmen zur Verkehrssicherheitspflicht erfüllen.

In seinen Arbeitsgebieten betreut der DAV rund 30.000 km Wege, mit dem ÖAV und dem AVS gemeinsam sind es über 60.000 km in den Ostalpen.

Der Ausbau von Pfaden und Saumwegen zu Alpenvereinswegen begann in den Gründerjahren des Alpenvereins. Knapp 90 Jahre später sprach man von rund 40.000 km Wanderwegen, die angelegt und markiert wurden.

In den 1970er Jahren beschlossen die Alpenvereine, keine weiteren Hütten zu bauen, und mit diesem Erschließungsstopp endete auch die Ära des

Anlegens neuer Wege. Um genau zu sein: Keine neuen Wanderwege mehr! Allerdings dürfen Klettersteige neuer Prägung, auch wenn sie korrekt erweise zu Klettertouren gezählt werden müssten, von Alpenvereinssektionen unter strengen Auflagen in Einzelfällen noch errichtet werden.

Klettersteige alter Provenienz waren seilversicherte Steige. Der Heilbronner Weg oder der Gipfelanstieg zum Dachstein wurden schon Ende des 19. Jahrhunderts angelegt und sind bis heute als extreme und attraktive Bergwege erhalten. Mit den Klettersteigen in den Dolomiten und der Brenta sind nach dem 2. Weltkrieg Steige entstanden, die schon kaum mehr als seilversicherte Wanderwege bezeichnet werden können, schon gar nicht die in den vergangenen Jahren mehrheitlich von Tourismusvereinen angelegten Klettersteige, welche turnerisches Können und nicht selten zusätzliche Seilsicherung verlangen.

Während sich der Alpenverein, gemeint ist zuerst der DAV und wenig später der DuOeAV, in seinen ersten Jahrzehnten des Bestehens zuerst mit den Wegen zu den Hütten, zu den Gipfeln und schließlich auch zwischen den Hütten beschäftigte, sich aber auch bei großen Straßenbauprojekten wie der Dolomitenstraße von Bozen nach Cortina einbrachte, ist heute der Erhalt und Schutz des Wege- netzes die zentrale Aufgabe.

Wetter, Klima und massen-touristische Nutzung stellen die Sektionen vor neue Herausforderungen beim Unterhalt der Wege. Häufiger als in den Jahrzehnten davor ist Starkregen der Auslöser von Muren. Verschüttete Passagen müssen aufwendig frei geschaufelt oder verlegt werden. Das aktuellste Beispiel hierfür lieferte der zerstörte Versorgungsweg zur Martin Busch Hütte in den Ötztaler Alpen.



Mit Seil versicherter Wanderweg

Der augenscheinlichste Indikator des Klimawandels in den Alpen ist zweifellos der dramatische Rückgang der Gletscher mit erheblichen Auswirkungen auf die alpine Infrastruktur. Viele der Wege in den Zentralalpen wurden zu einer Zeit angelegt, als die Gletscher ihre größte Ausdehnung der vergangenen 200 Jahre hatten. Mit dem Rückgang oder Verschwinden von Eis und Firn sind etliche Gletschertraversen und Hüttenzustiege für Normalbergsteiger unmöglich geworden. Gefährliche Moränenhänge, Toteis oder freigelegter Gletscherschliff müssen mit neuen Wegepassagen umgangen werden oder höchst aufwendig mit Seilen, Klammern oder Brücken gangbar gehalten werden.

Eine Frage drängt sich auf: Welcher technische und letztlich finanzielle Aufwand ist gerechtfertigt, um bestehende Wegverbindungen zu erhalten? Rechtfertigen Seilbrücken für mehrere Hunderttausende Euro oder neue Eingriffe in sensible Bergflächen den Erhalt einzelner Wege? Ein simples „Ja“ oder „Nein“ wird es hier nicht geben, zu unterschiedlich sind örtliche Gegebenheiten und Interessen.

Mit der fortschreitenden Erwärmung wandert auch die Permafrostgrenze nach oben. Erhöhte Steinschlaggefahr und Bergstürze können die Folge sein. Die Verkehrssicherungspflicht kann dann von Sperrung oder Verlegung ganzer Zustiegswege bis hin zu weitreichenden Konsequenzen für die Hüttenversorgung führen. Der bedrohte oder gesperrte Weg kann sein Ziel damit gehörig in Mitleidenschaft ziehen.

Nicht nur, dass uns die Wege zu unserem Ziel führen, das Begehen des Weges kann auch schon für sich das Ziel sein. Viele Bergsteiger und Touristen werden mittlerweile mit Themenwegen gelockt. Das Wandern auf dem Adlerweg oder der Via Alpina lassen leicht vergessen, dass man sich auf Alpenvereinswegen befindet. Zusätzliche Schilder und Markierungen wurden von alpenvereinsfremden Organisationen angebracht, werden aber nicht immer ausreichend und dauerhaft gepflegt. Die zuständigen Alpenvereinssektionen, die das Wegerecht mit Leben zu erfüllen haben, sind dafür normalerweise nicht zuständig, aber von Kritik betroffen. Auf die Spitze treiben es die Initiatoren der neuen Premiumwege mit ihren hoch verdichteten Hinweisschildern und Markierungen. Beim Premiumweg gilt die Faustformel, dass so alle 200 m ein Markierungszeichen kommt, auch wenn der Weg nicht zu verfehlten ist. Verlaufen diese auf Wegstrecken im Arbeitsgebiet einer Sektion, so widerspricht dies ganz klar unserer Philosophie: Nur so viel Markierung wie unbedingt nötig! So wenig Plakatierung im Gebirge wie möglich!



Hochgebirgsweg im Blockgelände

Die Eigenverantwortung des Bergwanderers steht im Vordergrund und im Zweifelsfall hilft auch die Karte, oder neuerdings das GPS, weiter.

Themenwege oder Premiumwege befördern die Diskussion was die Qualität eines Weges in den Alpen ausmacht. Soll der Weg fein eingeschottert, was sogar in den Gründerjahren des Alpenvereins noch die Maxime war, stolperfrei oder gar besenrein sein? Brauchen wir mehr Markierungen oder noch differenziertere Schwierigkeitsangaben für Wege?

Kriterien im Tal und bis zur Waldgrenze können und sollten nicht auf die Bereiche darüber übertragen werden. Oberhalb der Waldgrenze, dort wo der Tourist langsam vom Alpinisten abgelöst wird, hat sich die bestehende Infrastruktur der Alpenvereine bewährt. Hinweisschilder mit Richtungsangaben, Zeitangaben und einem Farbpunkt als Hinweis auf die zu erwartende Schwierigkeit werden mit der Bezeichnung der Örtlichkeit und Höhenangabe ideal ergänzt. Rot-Weiß-Rote-Markierungen, wenn nötig mit Wegenummern, sorgen meist für gute Orientierung. Viele der AV-Wege sind zudem exzellent in die Landschaft eingefügt, auch wenn mitunter mühselige und heikle Passagen eingebettet sind. Spätestens hier unterscheiden sich Tal- und Bergwege. Diese Bergwege verdienen den Schutz vor Fremdeingriffen.



*Erosion erfordert regelmäßige
Instandhaltung*

Alpenvereinswege stehen vielen Nutzern offen: Dem Wanderer von Hütte zu Hütte, dem Bergsteiger auf dem Weg zum Gipfel, aber auch jenen, die darauf ihren Lebensunterhalt verdienen. Kommerzielle Unternehmen nutzen diese Infrastruktur für ihre Zwecke, ohne dass sie dazu einen dezierten Beitrag entrichten. Man denke nur an die hohe Zahl der geführten Gruppen auf den Alpentransversalen.

Neue Nutzer unserer Wege kamen über die Jahre hinzu und manche Steige sind im Gewirr von Wirtschaftswegen des Forsts und der Landwirtschaft regelrecht verloren gegangen. Dadurch sind vereinzelt neue Versor-

gungswege für Hütten entstanden, die sich nicht selten sogar mit LKW's befahren lassen. Eine zweischneidige Sache, der die Sektion aber erstmal ohnmächtig gegenübersteht oder die sie am Ende stillschweigend duldet und nutzt.

Auf diesen gut ausgebauten und vom Alpenverein mitbenutzten Wegen hat sich ein anderer Nutzerkreis etabliert: Die Bergradler. War es in den vergangenen Jahren noch eine überschaubare Zahl von Mountainbikern, so entwickelt sich dieser Bergsport mit dem Einzug der eBikes und Pedelecs zum Massentourismus. Während solche Wirtschaftswege – erstmal ungeachtet der rechtlichen Situation – diese Bergsportler relativ leicht aufnehmen können, kann es auf den klassischen AV-Wegen mitunter eng werden. In Bayern erlaubt das Gesetz das Befahren „geeigneter Wege“, was im Einzelfall bei Bedarf und im Streitfall zu prüfen wäre. In den anderen Alpenländern und je nach Region ist dies recht unterschiedlich geregelt, was ein gesetzkonformes Verhalten nicht gerade erleichtert.

Einen anspruchsvollen Steig zu befahren, ist ohne Zweifel mit Akrobatik verbunden. Wenn ein Radler von der Goinger Halt kühnerweise durch die Steinerne Rinne zur Griesner Alm fährt, fordert dies Technik auf höchstem Niveau, gehört aber eher zu den Ausnahmen. Diese Abfahrten auf festem Untergrund hinterlassen in der Regel keine Spuren. Anders ist dies auf Wiesenwegen, wenn sich dann noch mangels Fahrtechnik beim Bremsen Rissspuren bilden, die im Laufe der Zeit mit Regenwasser erodieren. Noch problematischer wird es, wenn der Radverkehr über holzbewehrte Trepstenstufen führt. Es bleibt die Frage nach der generellen Vereinbarkeit von Wanderwegen oder Steigen mit dem zunehmenden Radverkehr.

Ein generelles Verbot ist dennoch ebenso wenig angebracht, wie differenzierte Lösungen einfach umzusetzen sind. Ob Information, Ausbildung und gegenseitiger Respekt ausreichen, ist bei einem massentouristischen Aufkommen fraglich. Lenkungsmaßnahmen sind eine Option!

Wäre ein zu den Alpenvereinswegen paralleles Bergradnetz die Lösung? Dies scheint nicht ganz abwegig, in Bereichen der Seilbahnen gibt es das schon und könnte sich auch auf schneefreien Skipisten als wirtschaftliche Ergänzung oder Alternative zum Wintersport nach amerikanischem Vorbild weiter ausbreiten. Doch für die allgemeine Gebirgslandschaft, also abseits der bestehenden Infrastruktur und unverfügter Landschaft wäre ein zusätzliches Bergradwegenetz ein nicht zu verantwortender Eingriff. Praktikable Lösungen sind gefordert und verlangen gemeinsam mit Nutzern, Wegehaltern und Eigentümern bei größtmöglicher Toleranz den Willen zur Einigung.

Die Alpenvereinswege haben in fast 150 Jahren entscheidendes geleistet, sie haben Bergsteiger zu Hütten und Gipfeln geleitet, sie führen Besucher auf sicheren, wenn auch nicht immer gefahrlosen Wegen durch schwierige oder sensible Gebiete und sie ermöglichen weniger Bergvertrauten den Einstieg in eine wunderbare Welt. Die klassischen Alpenvereinswege, die durch Klimaänderung und intensivere touristische Nutzung einem regelrechten Stresstest ausgeliefert werden, sind Teil der alpinen Kulturlandschaft geworden und verdienen öffentlichen Schutz.

Und nicht vergessen: Die Arbeit zum Erhalt des Wegenetzes leisten in den allermeisten Fällen Ehrenamtliche und gemeinnützige Vereine. Alles ein guter Grund, die Wege und ihre Aufgaben aus der Stille vermehrt ins Licht der Wahrnehmung zu führen.

Erschließungsvorhaben Riedberger Horn Protest gegen das Projekt der Bayerischen Landesregierung

Redaktion



Das Riedberger Horn im Allgäu

Das Riedberger Horn gilt als einer der schönsten Skitourenberge Deutschlands und ist alpenweit eines der wichtigsten Schutzgebiete für das seltene Birkhuhn. Wegen einer „unsinnigen Skischaukel“ will der bayerische „Heimatminister“ den seit Jahrzehnten bestehenden Schutz dieses „Noch-Bergjuwels“ aushebeln lassen – auch Ministerpräsident Horst Seehofer und Wirtschaftsministerin Ilse Aigner sind für diese Skischaukel, obwohl die Winter stets kürzer werden und die Zahl der Skifahrer von Jahr zu Jahr weniger. Das Ansinnen steht in krassem Widerspruch zum „Alpenplan“.

Der Alpenplan besteht als landesplanerisches Instrument für eine nachhaltige Entwicklung und Steuerung der Erholungsnutzung im bayerischen Alpenraum. Er regelt die Zulässigkeit von Verkehrserschließungen (z.B. Bergbahnen, Lifte, Skiabfahrten, Straßen und Wege). Der Alpenplan wurde 1972 als vorgezogener Teilabschnitt des Landesentwicklungsprogramms Bayern (LEP) erlassen und bei Inkrafttreten des LEP 1976 als dessen Abschnitt „Erholungslandschaft Alpen“ übernommen. Der Alpenplan wurde als vorbeugendes Konzept zur Verhinderung von Übererschließung, zur Si-

cherung des Naturraumes, zur Verminderung des Gefahrenpotenzials durch Lawinen und Erosion und zur Sicherung des Gebietes für die Erholung aufgestellt. Zur Verwirklichung dieser Ziele ist der bayerische Alpenraum in drei Zonen eingeteilt, die je nach Art unterschiedliche Infrastrukturmaßnahmen erlauben oder untersagen. Anlass war damals das Vorhaben, eine Seilbahn auf den Watzmann zu bauen.¹

Gegen die Änderung des „Alpenplans“ zur Aufhebung der Schutzzone am Riedberger Horn gab es zahlreiche Proteste von Bürgern, von Organisationen, denen der Schutz der Bergwelt ein Anliegen ist, und von Aktionsgemeinschaften, die die Öffentlichkeit zum Protest gegen die Pläne der Staatsregierung aufriefen.²

Es gab Briefe von Sachverständigen für Bergsteigen und Skitouren, von Berg- und Skiführern³, die die Argumente eines „touristischen Mehrwertes“, der „Existenzsicherung der heimischen Bevölkerung“ ebenso widerlegten wie den Mehrwert des Einsatzes von Schneekanonen. Gefordert wurde und wird vielmehr eine Strukturförderung mit Verlagerung vom Pistenskifahren zur Zielgruppe der Skitourenfahrer, Schneeschuhgeher und der Wanderer im Winter. Beispiele für naturnahen Tourismus gibt es genügend in Österreich, der Schweiz und jetzt auch bei uns mit dem „Bergsteigerdorf Ramsau“.

Auch der Deutsche Alpenverein widmete sich in seiner Hauptversammlung am 11.–12.11.2016 in Offenburg dem Thema: „Der Alpenplan darf keinesfalls, weder heute noch in Zukunft, wirtschaftlichen Belangen geopfert und in seiner strengen Zonierung aufgeweicht werden.“ Der von der CSU-Regierung geplante und umgesetzte Alpenplan als besonders wichtiges Instrument zur Bewahrung der Ursprünglichkeit der bayerischen Berge wird jetzt von eben derselben CSU-Staatsregierung in seinen Grundfesten in Frage gestellt. Die einstimmige Verabschiedung der Resolution des DAV zur Bewahrung des Alpenplans ist ein deutliches Zeichen gegenüber Öffentlichkeit und Politik.

¹ Google.

² [http://www.landesentwicklung-bayern.de/teilforschreibung-lep.
lep-beteiligung@stmlh.bayern.de](http://www.landesentwicklung-bayern.de/teilforschreibung-lep.lep-beteiligung@stmlh.bayern.de).

Aktionsgemeinschaft zum Schutze der Saalforste vom 20.03.2017.

Bund Naturschutz in Bayern e.V. vom 16.02.2017.

CIPRA, Schreiben vom 13.03.2017 an BStFLH.

³ W. Kellermann, Brief vom 14.04.2016 an den Ministerpräsidenten persönlich.



Sektion Bayerland des Deutschen Alpenvereins e.V.

Vorsitzender: Till Rehm, Falkensteinstraße 33a, 82467 Garmisch-Partenkirchen

E-Mail: vorstand@alpenverein-bayerland.de, www.alpenverein-bayerland.de

An das
Staatsministerium der Finanzen,
für Landesentwicklung und Heimat
Odeonsplatz 4

80539 München

Garmisch-Partenkirchen,
13. März 2017

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Sektion Bayerland des Deutschen Alpenvereins e.V. möchte mit folgender Stellungnahme gegen die Erschließung des Riedberger Horns mit einer Skischaukel protestieren.

Die Gründe:

Das von der Erschließung betroffene Gebiet am Riedberger Horn liegt in der Schutzone C des Alpenplans. Der Alpenplan ist geltendes internationales Recht und darf nicht durch Bürgerbefragungen, geplante Grenzverschiebungen und ökologisch wirkungslose Raumtauschaktionen (Wannenkopf) ausgehebelt werden. Verantwortung wahrnehmen heißt, sich unmissverständlich zum Alpenplan zu bekennen.

Als Quellgebiet für die stark gefährdeten Birkhühner ist dieser Raum außerdem als ökologisch sehr hochwertig einzustufen (Wald-Wild-Schongebiet). Hierzu bekennst sich auch der Bergwaldbeschluss des bayerischen Landtags.

Da sich das Riedberger Horn sowohl für Skibergsteiger als auch für Wanderer nicht nur im Winter bestens eignet, stört eine Skischaukel diese Form des sanften Tourismus erheblich mit finanziell negativen Folgen für die ansässigen Betriebe.

Da das Riedberger Horn weit unter der 2000-Meter-Grenze liegt und die zunehmende Klimaerwärmung den ohnehin wenigen Schnee in diesen Zonen immer häufiger wieder wegfrisst, ist eine Rentabilität der geplanten Anlagen kaum mehr gegeben, auch wenn sie durch staatliche Fördermittel für die Betreiber zunächst noch lukrativ sein mögen.

Auch Schneekanonen können keine Wunder bewirken. Sie sind ein hässliches und zeitlich sehr befristetes Überbrückungsinstrument. Da sehr energieaufwendig, fördern sie die Klimaerwärmung noch zusätzlich.

Laut einer OECD-Studie wird in den niedrig gelegenen Skigebieten in nicht allzu langer Zeit klassischer Wintersport kaum mehr möglich sein. Die geplante Erschließung am nur 1787 m hohen Riedberger Horn ist in dieser Form ein Schuss ins Leere.

Da die steigenden Kosten auf die Gäste als Benutzer abgegeben werden müssen, können sich bald nur noch einige wenige Besserverdienende diesen Freizeitspaß leisten. Das kann nicht Ziel der Landesentwicklung sein.

Die Gemeinden Balderschwang und Obermaiselstein wollen mit dieser Skischaukel mit den österreichischen Skigebieten konkurrieren. Das ist ein völlig unsinniges Unterfangen. Die Stärken der bayerischen Gemeinden mit ihren kleinen Skigebieten liegen mehr im sanften Tourismus und einer familiengerechten Freizeitgestaltung.

Daher bittet die Sektion Bayerland die Bayerische Staatsregierung, von diesem Vorhaben abzusehen und umweltverträglichen und familiengerechten Projekten den Vorzug zu geben.

Mit freundlichen Grüßen

gez. Dr. Till Rehm

1. Vorsitzender

gez. Dr. Inge Olzowy

2. Vorsitzende

Protest gegen eine Skischaukel am Sonntagshorn

Walter Kellermann



Blick vom Dürnbachhorn zum Sonntagshorn

Riedberger Horn ist nicht das einzige Skigebiet in Bayern, dem eine unverantwortliche Skischaukel droht. Die Sektion Bayerland ist mit ihrer Eibenstockhütte vom Entwicklungsplan Pinzgau unmittelbar betroffen.¹

Schon seit dem Jahr 1973 versucht die Salzburger Gemeinde Unken mit immer wieder neuen Investoren ein Großraum-Skigebiet im Grenzraum Bayern, Salzburg und Tirol zu verwirklichen. Vom Land Salzburg wurden diese Vorhaben durch den Entwicklungsplan Pinzgau, der das fragliche Gebiet der Hochalm/Sonntagshorn – Winklmoosalp/Steinplatte bis zur Loferer Alm als „riesiges Hufeisen der Natur“ ausdrücklich für touristische Erschließungen ausweist, stets unterstützt. Die Salzburger Gemeinden haben die Ablehnung Bayerns auf Saalforstrgrund nie akzeptiert.

Falls am Riedberger Horn die erforderliche Ausnahmegenehmigung erteilt werden sollte, wären auch die bereits seit 1829 existierenden Baye-

¹ Schreiben Aktionsgemeinschaft zum Schutze der Saalforste vom 20.03.2017 an Dr. M. Söder, Bayerisches Staatsministerium für Finanzen, für Landesentwicklung und Heimat.

rischen Saalforste² in Österreich als Waldgebiet und Naturraum gefährdet. Bislang konnten die vielen Erschließungsabsichten aus Österreich dank des bayerischen Bergwaldbeschlusses³ über vier Jahrzehnte immer wieder verhindert werden. Ein „Zielabweichungsverfahren am Riedberger Horn vom Alpenplan“ würde den Bergwaldbeschluss gefährden, der auch in den bayerischen Saalforsten seine Wirksamkeit verlieren könnte. Daher der Slogan: „Das Sonntagshorn wird am Riedberger Horn verteidigt.“

Schon 1986 hatte der damalige Bayerische Ministerpräsident Franz Josef Strauß erkannt, dass es nicht verantwortbar ist, kostbaren bayerischen Bergwald für fragliche Skierschließungen zu opfern. Strauß betonte damals in einem Brief vom 25.2.1986 an W. Kellermann: „Darüber hinaus bin ich grundsätzlich wie Sie der Auffassung, dass die Zahl der reichlich vorhandenen Skilifte nicht mehr vermehrt werden sollte. Schon viele Skiliftbetreiber sind in roten Zahlen.“

Ich habe Informationen, nach denen die Wirtschaftlichkeit nicht gesichert ist. Ich halte es daher für bedenklich, 15 ha Bergwald für die Errichtung eines Skilifts zu opfern. Darüber hinaus bin ich grundsätzlich wie Sie der Auffassung, daß die Zahl der reichlich vorhandenen Skilifte nicht mehr vermehrt werden sollte. Schon viele Skiliftbetreiber sind in roten Zahlen.

Die Gespräche der Bayerischen Staatsregierung mit dem Land Salzburg werden jedenfalls mit dem Ziel fortgesetzt, daß von dem Projekt Abstand genommen wird.

Mit freundlichen Grüßen



Brief von Franz-Josef Strauß an Walter Kellermann 1986

² Die „Bayerischen Saalforste“ im Salzburger Pinzgau sind ein Teil der bayerischen Staatsforste. König Ludwig I. von Bayern konnte mit der Salinenkonvention vom 18. März 1829 die Forstrechte des Königreiches Bayern auf immer sichern: „Die Saalforste gehören auf unwiderrufliche Zeiten zu Bayern“, heißt es im Staatsvertrag vom 15. Mai 1955 mit Österreich.

³ Bergwaldbeschluss vom 05.06.1984: Die waldbaulichen Maßnahmen sind auf das übergeordnete Ziel der möglichst langen Erhaltung der bestehenden Schutzwälder und der Neubegründung junger Wälder auszurichten. Rodungen im Bergwald für neue Freizeiteinrichtungen (z. B. für Wintersport) oder Infrastrukturmaßnahmen sind grundsätzlich nicht mehr zuzulassen.

Oh Wanderer,
kommst du an dies Eck
erstarre und erbleich vor Schreck!
Hier flog nach eigenem Rezept und Motto
ein Nagelschmied, der Huber Otto,
in schönem Hecht man glaubt es kaum
mit Grind voran an einen Baum.
Der Kopf hielt stand,
er ist aus Holz gebaut.
Der Baum verlor die Rinde,
der Otto etwas Haut.
Drum weich ein Wanderer nur vom Pfad
wenn er des Hubers Grind auf hat!